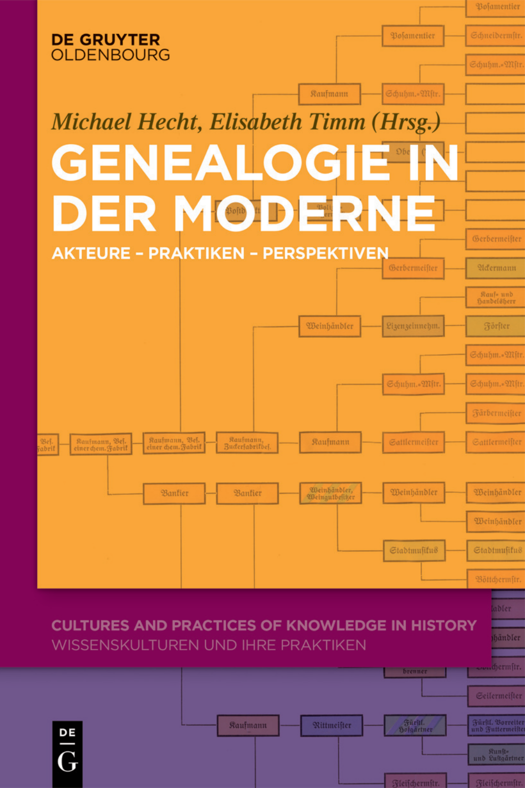

DE GRUYTER
OLDENBOURG
Michael Hecht, Elisabeth Timm (Hrsg.)
GENEALOGIE IN DER MODERNE
AKTEURE – PRAKTIKEN – PERSPEKTIVEN
CULTURES AND PRACTICES OF KNOWLEDGE IN HISTORY
WISSENSKULTUREN UND IHRE PRAKTIKEN
DE
G

Genealogie in der Moderne

Wissenskulturen und ihre Praktiken / Cultures and Practices of Knowledge in History

---

Herausgegeben von / Edited by
Markus Friedrich, Vera Keller und Christine von Oertzen

Band / Volume 7

Genealogie in der Moderne

Akteure – Praktiken – Perspektiven

Herausgegeben von
Michael Hecht und Elisabeth Timm



Die freie Verfügbarkeit der E-Book-Ausgabe dieser Publikation wurde durch 32 wissenschaftliche Bibliotheken und Initiativen ermöglicht, die die Open-Access-Transformation in der Geschichte fördern.

ISBN 978-3-11-071794-5
e-ISBN (PDF) 978-3-11-071803-4
e-ISBN (EPUB) 978-3-11-071809-6
ISSN 2568-9479
DOI https://doi.org/10.1515/9783110718034



Library of Congress Control Number: 2022939299

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.dnb.de abrufbar.

Einbandabbildung: „Soziologische Ahnentafel“, aus: Familiengeschichtliche Blätter 24, 1926 (Beilage, Ausschnitt).
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

www.degruyter.com

Open-Access-Transformation in der Geschichte

Open Access für exzellente Publikationen aus der Geschichte: Dank der Unterstützung von 32 wissenschaftlichen Bibliotheken und Initiativen können 2022 insgesamt neun geschichtswissenschaftliche Neuerscheinungen transformiert und unmittelbar im Open Access veröffentlicht werden, ohne dass für Autorinnen und Autoren Publikationskosten entstehen.

Folgende Einrichtungen und Initiativen haben durch ihren Beitrag die Open-Access-Veröffentlichung dieses Titels ermöglicht:

Dachinitiative „Hochschule.digital Niedersachsen“ des Landes Niedersachsen
Universitätsbibliothek Bayreuth
Deutsches Zentrum für Integrations- und Migrationsforschung (DeZIM)
Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz
Universitätsbibliothek Bern
Universitätsbibliothek Bochum
Universitäts- und Landesbibliothek Bonn
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
Universitäts- und Landesbibliothek Darmstadt
Universitätsbibliothek Duisburg-Essen
Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
Albert-Ludwigs-Universität Freiburg – Universitätsbibliothek
Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen
Universitätsbibliothek der FernUniversität in Hagen
Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg Carl von Ossietzky
Gottfried Wilhelm Leibniz Bibliothek – Niedersächsische Landesbibliothek, Hannover
Universitäts- und Landesbibliothek Tirol, Innsbruck
Universitätsbibliothek Kassel – Landesbibliothek und Murhardsche Bibliothek der Stadt Kassel
Universitäts- und Stadtbibliothek Köln
Universitätsbibliothek der Universität Koblenz-Landau
Zentral- und Hochschulbibliothek Luzern
Universitätsbibliothek Magdeburg
Universitätsbibliothek Mainz
Bibliothek des Leibniz-Instituts für Europäische Geschichte, Mainz
Universitätsbibliothek Marburg
Universitätsbibliothek der Ludwig-Maximilians-Universität München
Universitäts- und Landesbibliothek Münster
Universitätsbibliothek Osnabrück
Universitätsbibliothek Vechta
Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel
Universitätsbibliothek Wuppertal
Zentralbibliothek Zürich

Inhalt

Einführung

Genealogie im Gefüge der Wiederentdeckung der Mendelschen Regeln um 1900

Genealogien als adlige und bürgerliche Formen

Bevölkerungspolitische und völkische Mobilisierung von Genealogie seit dem Ersten Weltkrieg

Genealogie zwischen Staat und Zivilgesellschaft: Institutionen und Organisationen

Genealogien als wissenschaftliche (Selbst-)Beschreibungen

Populäre Genealogie im Digitalen Wandel

Einführung

Michael Hecht und Elisabeth Timm

Vorwort

Am Beginn dieses Bandes stand ein doppelter Wunsch: das Jubiläum eines genealogischen Vereins zu feiern und zugleich einen historisch-kritischen Blick zu werfen auf die Geschichte und Gegenwart der Verflechtungen von Genealogie, Archiven, Geschichtskultur und wissenschaftlichem Wissen. Zum 100. Jahrestag der Gründung der Westfälischen Gesellschaft für Genealogie und Familienforschung (WGGF) im Februar 1920 in Münster, damals unter dem Namen „Westfälische Gesellschaft für Familienkunde", hatten wir für den 20. und 21. März 2020 die Tagung „Genealogie in der Moderne: Akteure – Praktiken – Perspektiven" organisiert, in Kooperation mit der WGGF und, dank des Interesses von Christiane Cantauw als deren Geschäftsführerin, auch als Jahrestagung der Kommission Alltagskulturforschung des Landschaftsverbands Westfalen-Lippe. Die Tagung war bereits minutiös vorbereitet und mehr als 80 Teilnehmerinnen und Teilnehmer hatten ihr Kommen angemeldet, doch musste die Veranstaltung wegen der Corona-Pandemie kurzfristig abgesagt werden. Die vorgesehenen Inhalte konnten bzw. können wir dank des großen Interesses aller Beteiligten dennoch veröffentlichen. Die interdisziplinäre Podiumsdiskussion „Genealogie, Genetik, Geschichte" mit Elsbeth Bösl (Universität der Bundeswehr München), Isabel Heinemann (Universität Münster), Stephan Schiffels (Max-Planck-Institut für evolutionäre Anthropologie, Leipzig) und Thilo Weichert (Netzwerk Datenschutzexpertise) wurde in Form einer Zoom-Veranstaltung mit sehr erfreulicher Resonanz beim 9. Westfälischen Genealogentag am 21. März 2021 realisiert, die digitale Infrastruktur für das große Meeting stellte die Universität Münster zur Verfügung.

Der vorliegende Band versammelt einige der Tagungsvorträge sowie weitere Beiträge aus aktuellen Forschungen zu genealogischen Praktiken in der Moderne. Unser großer Dank für die Kooperation und für die finanzielle Unterstützung der Drucklegung des Bandes geht an den damaligen und heutigen Vorstand der WGGF, namentlich Jörg Wunschhofer, Gabriele Sürig, Roland Linde, Uwe Standera und Melanie Rosenhövel. Die Drucklegung wurde zudem durch Mittel des Rektorats und der Juniorprofessur für vergleichende Landesgeschichte der Universität Münster ermöglicht. Bei organisatorischen und redaktionellen Aufgaben konnten wir uns auf die Hilfe der studentischen Hilfskräfte Janna Stupperich und Daniel te Vrugt in Münster sowie Max Stamer in Halle verlassen, auch dafür sei herzlich gedankt. Markus Friedrich, Christine von Oertzen und Vera Keller verdanken wir die Aufnahme des Bandes in die Reihe „Cultures and Practices of Knowledge in History / Wissenskulturen und ihre Praktiken" sowie die hilfreiche fachliche Be-

gutachtung des Manuskripts. Verena Deutsch und Bettina Neuhoff vom De Gruyter Verlag organisierten die Publikation des Bandes in einem Open-Access-Paket, das ohne Gebührenzahlung der Autorinnen und Autoren über ein bibliothekarisches Crowdfunding finanziert ist – das ist nicht selbstverständlich, ebenso wie ihnen danken wir Antonia Mittelbach vom Verlag für die reibungslose Zusammenarbeit bei der Drucklegung und insbesondere für die Unterstützung bei der Erstellung und rechtlichen Klärung der Abbildungsvorlagen.

Halle (Saale) und Münster, im Juni 2022
Michael Hecht und Elisabeth Timm

Michael Hecht und Elisabeth Timm

Genealogie als Wissenskultur und Praxis in der Moderne

Kräftefelder und Entwicklungslinien

Einleitung

Vor ziemlich genau 300 Jahren, in den 1720er Jahren, verfasste der württembergische Pfarrer Johann Martin Rebstock (1648–1729) eine genealogische Arbeit über seine Familie. Die Ziele der Abhandlung machte er zu Beginn explizit: Seine Nachkommen sollten nicht nur Kenntnisse über ihre „Voreltern" erlangen und diese in Bezug auf Erbschaftsfragen und Ehehindernisse nutzbar machen, sondern die Genealogie sollte auch und vor allem den folgenden Generationen als Muster für vorbildhaftes Handeln diesen: Das Wissen darüber, dass sich die Vorfahren „fromm und redlich verhalten" haben, sollte „die Posteritet durch Gottesfurcht" zu einem wohlgefälligen Lebenswandel anregen und dazu führen, „daß dieser Stamm grünen und wachsen möchte".[1] Ganz anders hört sich die Aufgabe an, die der völkische Genealoge und Publizist Bernhard Koerner (1875–1952) zweihundert Jahre später, im Sommer 1922, der Familienforschung zuwies: Sie solle „den Gedanken der Blutsreinheit und Sippenpflege [...] in immer weitere Geschlechter" hineintragen und damit den „Neu-Aufbau deutsch-germanischen Lebens" fördern. Genealogisches Wissen und genealogische Forschung diene in der Konsequenz damit der „Neubildung eines reinblütigen, deutschen Volkes".[2]

Die beiden, hier nur beispielhaft zitierten Autoren machen deutlich, wie sehr Genealogie als Idee und Praxis von den Erfahrungen, Werthaltungen und Weltbildern der jeweiligen Zeiten und ihrer Akteure abhängig ist. Ausgehend von

1 R[ebstock], H.: Der Stammbaum der Familie Rebstock. In: Besondere Beilage des Staats-Anzeigers für Württemberg 1903. S. 22–31, die Zitate S. 23.

2 Koerner, Bernhard: Vorwort. In: Deutsches Geschlechterbuch. Bd. 37. Berlin 1922. S. V–IX (die Zitate S. VI und IX). Zu Koerner und seinem „Deutschen Geschlechterbuch" vgl. Grolle, Joist: „Deutsches Geschlechterbuch". Ahnenkult und Rassenwahn. In: Juden in Deutschland. Emanzipation, Integration, Verfolgung und Vernichtung. Hrsg. von Peter Freimark, Alice Jankowski und Ina S. Lorenz. Hamburg 1991. S. 207–228; Gerstner, Alexandra: Neuer Adel. Aristokratische Elitekonzeptionen zwischen Jahrhundertwende und Nationalsozialismus. Darmstadt 2008. S. 69–77 und 376–420.

 https://doi.org/10.1515/9783110718034-002

dieser Beobachtung wird Genealogie auch in der Geschichtswissenschaft nun nicht mehr (nur) als hilfswissenschaftliche Methode der vermeintlich objektiven Rekonstruktion von Verwandtschaftsbeziehungen oder, wie beispielsweise in der Alten Geschichte und in den Archäologien, zur prosopografisch gestützten Datierung anderer Sachverhalte genutzt, sondern als dynamische kulturelle Praxis verstanden, die selbst erklärungsbedürftig ist, die Welt- und Wissensordnungen nicht nur ausdrückt, sondern mit hervorbringt – und die historisiert werden muss.[3] Vor allem für die Vormoderne wurde die Geschichte genealogischer Praktiken und Wissenskulturen mittlerweile eingehend untersucht, insbesondere im gelehrten und adlig-dynastischen Bereich sowie im Kontext bäuerlicher Ökonomie und ihrer Allianz- und Vererbungsstrategien.[4] Analytisch produktiv erwiesen sich dabei kultur-, medien- und wissensgeschichtliche Perspektiven sowie die Geschlechterforschung.[5]

Für die Beschäftigung mit der Genealogie in der Moderne, also für das 19. bis 21. Jahrhundert, ist der Forschungsstand deutlich lückenhafter. Hier möchte der vorliegende Band mit seinen Aufsätzen, die Aspekte des Themas in ganz verschiedenen empirischen Bereichen und aus unterschiedlichen disziplinären Kontexten heraus aufgreifen, einen Beitrag zur weiteren Vertiefung und Diskussion leisten. Dabei lautet eine zentrale Ausgangsüberlegung, dass man genealogisches Wissen, Forschen und Vermitteln in mehreren Spannungsfeldern situieren kann. Dies betrifft zum einen das Verhältnis von Kontinuität und Wandel.

---

3 Vgl. dazu auch Hecht, Michael: Genealogie zwischen Grundwissenschaft, populärer Praxis und Forschungsgegenstand: interdisziplinäre Perspektiven, in: Die Historischen Grundwissenschaften heute. Tradition – Methodische Vielfalt – Neuorientierung. Hrsg. von Étienne Doublier, Daniela Schulz u. Dominik Trump. Köln [u. a.] 2021. S. 73 – 93; Timm, Elisabeth: Reverenz und Referenz. Zwei Weisen der populären Genealogie seit dem 19. Jahrhundert und ein neuer genealogischer Universalismus? In: Beziehungen, Vernetzungen, Konflikte. Perspektiven Historischer Verwandtschaftsforschung. Hrsg. von Christine Fertig u. Margareth Lanzinger. Köln [u. a.] 2016. S. 209 – 231.

4 Margareth Lanzinger: Verwaltete Verwandtschaft. Eheverbote, kirchliche und staatliche Dispenspraxis im 18. und 19. Jahrhundert. Wien [u. a.] 2015; Fertig, Christine: Familie, verwandtschaftliche Netzwerke und Klassenbildung im ländlichen Westfalen (1750 – 1874). Stuttgart 2012.

5 Heck, Kilian u. Bernhard Jahn (Hrsg.): Genealogie als Denkform in Mittelalter und Früher Neuzeit. Tübingen 2000; Harding, Elizabeth und Michael Hecht (Hrsg.): Die Ahnenprobe in der Vormoderne. Selektion – Initiation – Repräsentation. Münster 2011. Heinemann, Olav: Das Herkommen des Hauses Sachsen. Genealogisch-historiographische Arbeit der Wettiner im 16. Jahrhundert. Leipzig 2015; Eickmeyer, Jost, Markus Friedrich u. Volker Bauer (Hrsg.): Genealogical Knowledge in the Making. Tools, Practices, and Evidence in Early Modern Europe. Berlin [u. a.] 2019; Kraft, Claudia u. Margareth Lanzinger (Hg.): Themenheft „Ehe – imperial", L'Homme. Z.F.G. 31, 1 (2020); Lanzinger, Margareth [u. a.]: Negotiations of Gender and Property through Legal Regimes (14th–19th Century). Stipulating, Litigating, Mediating. Leiden 2021.

Viele Darstellungen und Medialisierungen von Genealogie behielten ihre bereits in der Vormoderne ausgeprägte Form, man denke etwa an den ‚Stammbaum' oder die ‚Ahnenprobe', wurden nun aber mit veränderten Diskursen und Geltungsansprüchen verbunden und erfüllten in diesem Zusammenhang neue Funktionen, etwa bei der Generierung sozialer Unterschiede.[6] Zum zweiten bewegte sich genealogisches Denken und genealogische Forschungspraxis im Grenzbereich verschiedener, sich zum Teil neu konstituierender Disziplinen und wurde als Wissensfeld in den historischen, sozialwissenschaftlichen, naturwissenschaftlichen und medizinischen Fächern genutzt.[7] Dieses transdisziplinäre Potenzial von Genealogie, das heute wieder in den Diskussionen um die DNA-Genealogie zum Tragen kommt, benötigt auch eine über die Fächergrenzen hinaus gerichtete Forschungsperspektive.[8] Zum dritten ist die Genealogie in der Moderne durch eine enge Verschränkung wissenschaftlicher Diskurse und populärer Praktiken gekennzeichnet, die sich vielfach gegenseitig beeinflussten. Vorstellungen von Genealogie changierten zudem zwischen akademischen Kreisen und Formen populärer Aneignung sowie zwischen Feldern staatlicher Ordnung und privater Forschungstätigkeit.[9] Zur Ausleuchtung dieser Verbindungen ist ein genauer Blick auf die jeweiligen Akteure und Institutionen sowie deren Praxis notwendig.

---

6 Hecht, Michael: Repräsentationen von Verwandtschaft: Stammbäume und Ahnentafeln vom Mittelalter bis zum 21. Jahrhundert. In: Familie? Blutsverwandtschaft, Hausgemeinschaft und Genealogie. Beiträge zum 8. Detmolder Sommergespräch. Hrsg. von Thomas Brakmann u. Bettina Joergens. Essen 2014. S. 41–82.

7 Weigel, Sigrid: Genea-Logik. Generation, Tradition und Evolution zwischen Kultur- und Naturwissenschaften. München 2006; Gausemeier, Bernd: Auf der „Brücke zwischen Natur- und Geschichtswissenschaft". Ottokar Lorenz und die Neuerfindung der Genealogie um 1900. In: Wissensobjekt Mensch. Praktiken der Humanwissenschaften im 20. Jahrhundert. Hrsg. von Florence Vienne u. Christina Brandt. Berlin 2008. S. 137–164; Wozniak, Thomas: Zum Stand der Genealogie und Genetik in den Geschichtswissenschaften. In: Archiv für Diplomatik 66 (2020). S. 295–330.

8 Die internationale Diskussion orientiert sich am transdisziplinären Konzept der „biosociality", das in der Sozialanthropologie und in den Science-and-Technology-Studies entwickelt wurde: Rabinow, Paul: Artificiality and Enlightenment: From Sociobiology to Biosociality. In: Ders.: Essays on the Anthropology of Reason. Princeton 1996. S. 91–111; Franklin, Sarah: The Anthropology of Biology: A Lesson from the New Kinship Studies. In: The Cambridge Handbook of Kinship. Hrsg. von Sandra Bamford. Cambridge 2019. S. 107–132.

9 Tebbe, Jason: From Memory to Research: German Popular Genealogy in the Early Twentieth Century. In: Central European History 41 (2008). S. 205–227; Timm, Elisabeth: „Meine Familie". Ontologien und Utopien von Verwandtschaft in der populären Genealogie. In: Zeitschrift für Volkskunde 109 (2013). S. 161–180.

Die hier angeführten Spannungsfelder besitzen auch untereinander viele Bezüge und Überschneidungen, daher lassen sie sich allenfalls analytisch trennen. Solche Verflechtungen machen auch die Beiträge in diesem Band immer wieder deutlich. In den folgenden Abschnitten dieser Einleitung sollen in einem ersten Teil die Fragen nach den Bedeutungsverschiebungen und Ausprägungen von Genealogie seit dem 19. Jahrhundert wissenshistorisch verortet werden. In einem zweiten Teil sollen anhand von Beiträgen aus der Zeitschrift „Die Grenzboten", die exemplarisch für entsprechende Diskussionen und Selbstverständigungen stehen kann, Übertragungsweisen wissenschaftlicher und populärer Ansichten zur Genealogie verfolgt und dabei vier zentrale Kräftefelder identifiziert werden, die sich in den Debatten herausbildeten. Insgesamt fokussiert die Einleitung damit vor allem auf die Jahrzehnte um 1900, die sich als zentral für die Beschreibung von Entwicklungslinien erweisen. Viele der hier vorgestellten Diskurse und Praktiken entfalteten eine längerfristige Wirksamkeit und prägen zum Teil Auseinandersetzungen mit dem Thema Genealogie bis heute.[10]

1 Genealogie: Wissensgeschichtliche Verortungen

Im Hinblick auf die Beschäftigung mit Kontinuitäten und Diskontinuitäten genealogischer Praktiken zwischen Vormoderne und Moderne spielt die Frage nach rassistischen (Um-)deutungen von Ahnenfolgen und Abstammungsnachweisen in der bisherigen Diskussion eine zentrale Rolle. Insbesondere die Idee der *limpieza de sangre* (Reinheit des Blutes), im Kontext von Konversionen in Spanien seit dem Spätmittelalter zur Geltung gebracht, wurde als eine historisch frühe Erscheinungsform von Rassismus eingeordnet, die im Zuge der kolonialen Expansion eine Umstellung von einer religiösen bzw. konfessionellen zu einer mehr säkularen Wissenskategorie und Wissenspraxis sozialer Differenzierung erfuhr.[11] Die Formierung der natur- wie geisteswissenschaftlich offenen Anthropologien zu akademischen Disziplinen im Gefüge des Kolonialismus fungierte dabei als ein Transformator, der ‚Rasse' nicht nur in den evolutionistischen (und später völ-

10 Zu jüngeren und zeitgenössischen Diskussionen, die sich auch den Herausforderungen der Digitalisierung stellen müssen, siehe unten.

11 Ruiz, Teofilo F.: Discourses of Blood and Kinship in Late Medieval and Early Modern Castile. In: Blood & Kinship. Matter for Metaphor from Ancient Rome to the Present. Hrsg. von Christopher H. Johnson [u. a.]. New York 2013. 105–124; Hering Torres, Max Sebastián: Rassismus in der Vormoderne. Die „Reinheit des Blutes" im Spanien der Frühen Neuzeit. Frankfurt 2006; Böttcher, Nikolaus: Ahnenforschung in Hispanoamerika. „Blutsreinheit" und die Castas-Gesellschaft in Neu-Spanien im 18. Jahrhundert. In: Harding/Hecht, Ahnenprobe (wie Anm. 5), S. 387–413.

kischen) Denkschulen plausibel machte, sondern diese Kategorien aufgrund des Fokus auf ‚Verwandtschaft' als vermeintlich natürliche Basis gesellschaftlicher Organisation immer wieder auch in den kulturrelativistischen und universalistischen Schulen zur Auseinandersetzung brachte.[12]

Zur Untersuchung der angesprochenen Umdeutungen sind verschiedene Herangehensweisen entwickelt worden. Dabei werden mittlerweile weniger Traditionslinien und Kontinuitäten (beispielsweise von ‚Rasse' als Idee) ex post identifiziert, auch wenn die seit Anfang des 20. Jahrhunderts von der international etablierten „Rassenanthropologie" und „Rassenhygiene" aufgestellten Forderungen und die völkische Vernichtungspolitik des Nationalsozialismus ideengeschichtlich als seit Jahrzehnten angelegt aufgewiesen wurden.[13] Vielmehr wurden neuerdings auch die Entgrenzung und Verknüpfung von Wissen und Praktiken rund um ‚Erben', ‚Vererben' und ‚Vererbung' seit dem 19. Jahrhundert als Techniken identifiziert, die neue Wissensweisen hervorbrachten. ‚Vererbung' fungierte im 19. Jahrhundert demnach als ein „epistemic space", in dem die Gestaltung von Individuen, gesellschaftlicher Ordnung sowie von Welt- und Naturverhältnissen in unterschiedlichen Wissensfeldern verhandelt wurde.[14]

---

12 Gardner, Helen: The Genealogy of the Genealogical Method: Discoveries, Disseminations and the Historiography of British Anthropology. In: Oceania 86,3 (2016). S. 294–319; McConvell, Patrick and Helen Gardner: The Descent of Morgan in Australia: Kinship Representation from the Australian Colonies. In: Structure and Dynamics. eJournal of Anthropological and Related Sciences 6,1 (2013), S. 1–23; Kronfeldner, Maria E.: „If there is nothing beyond the organic…". Heredity and Culture at the Boundaries of Anthropology in the Work of Alfred L. Kroeber. In: N.T.M. Zeitschrift für Geschichte der Wissenschaften, Technik und Medizin 17,2 (2009). S. 107–133; Müller-Wille, Staffan: Race and Kinship in Anthropology: Morgan and Boas. In: MPIWG Berlin: Konferenz: A Cultural History of Heredity III: 19th and Early 20th Centuries. Preprint 294 (2005), S. 255–263. http://www.mpiwg-berlin.mpg.de/Preprints/P294.PDF (21.12.2021).
13 Thomas Etzemüller: Auf der Suche nach dem Nordischen Menschen. Die deutsche Rassenanthropologie in der modernen Welt. Bielefeld 2015; Weingart, Peter [u. a.]: Rasse, Blut und Gene. Geschichte der Eugenik und Rassenhygiene in Deutschland. Frankfurt 1988.
14 Müller-Wille, Staffan u. Hans-Jörg Rheinberger: Heredity: The formation of an epistemic space. In: Heredity Produced: At the Crossroads of Biology, Politics,and Culture, 1500–1870. Hrsg. von Dies. Cambridge 2007. S. 3–34. Fallanalysen zu Institutionen, Disziplinen, Wissensfeldern und Akteuren der Herausbildung der Humangenetik in dieser Perspektive: Müller-Wille, Staffan u. Christina Brandt (Hg.): Heredity Explored. Between Public Domain and Experimental Science, 1850–1930. Cambridge 2016; zur neuesten Geschichte und zu entsprechendem Forschungsbedarf: Waldschmidt, Anne: Das Subjekt der Humangenetik. Expertendiskurse zu Programmatik und Konzeption der genetischen Beratung 1945–1990. Münster 1996; Thomaschke, Dirk: In der Gesellschaft der Gene. Räume und Subjekte der Humangenetik in Deutschland und Dänemark. 1950–1990. Bielefeld 2014; Germann, Pascal: Laboratorien der Vererbung. Rassenforschung und Humangenetik in der Schweiz, 1900–1970. Göttingen 2016; Matthis Krischel [u. a.]: Zeitgeschichte

Wie viele historisch-epistemologische und wissenschaftsgeschichtliche Analysen aufgewiesen haben, zirkulierten Begriffe und Normenbegründung zur Vererbung zwischen den gelehrten Feldern der Staatslehre, Ökonomie, Biologie, Medizin, Anthropologie und Recht, zwischen Experimentalanordnungen in Laboren und bei der Pflanzen- und Tierzüchtung, in den Fachdiskussionen der Legislative und der Rechtsprechung.[15]

Wissenschaftsgeschichtlich gilt die Frage nach der sehr schnellen Aufnahme und Verwendung der Versuche von Gregor Mendel im Jahr 1900, über 40 Jahre nach der Erstpublikation, nach wie vor als ungeklärt; ihre unterschiedliche Beantwortung ist bereits selbst Gegenstand der Historiografie einer Wissensgeschichte der Biologie geworden.[16] Die Rezeption des lange unter ‚Vererbung' firmierenden Wissensfeldes und seine Weiterentwicklung zur ‚Genetik' kann nicht primär als linearer Prozess der Übernahme einer Theorie oder Erkenntnis rekonstruiert werden, sondern spielte sich eher mimetisch ab, in Form der Rekonstruktion, Nachahmung und probatorischen Arbeit mit Experimentalanordnungen und Berechnungen.[17] Nachdem man lange davon ausgegangen war, dass die völkischen Wissens- und Praxisfelder, die sich in engerer Verknüpfung mit einem politischen Interesse an Gesellschaftsgestaltung als „Eugenik" oder „Rassenhygiene" herausbildeten, vor allem auf Charles Darwins „On the Origin of Species (1859) bezogen waren (und daher als ‚sozialdarwinistisch' zu bezeichnen wären), haben neue Forschungen den weder zentral situierten noch gesteuerten, in Summe aber katalysatorischen Effekt der Rezeption der Mendelschen Versuche seit 1900 herausgearbeitet. Amir Teicher charakterisiert die wissenschaftliche und politische Mobilisierung der Vererbungslehre bzw. Genetik zur rassistischen Ge-

der Humangenetik in Deutschland. Forschungsstand und Forschungsfragen. In: medizinische genetik 30 (2018). S. 351–358.

15 Müller-Wille/Rheinberger, Heredity (wie Anm. 14); Willer, Stefan [u. a.] (Hrsg.): Erbe. Übertragungskonzepte zwischen Natur und Kultur. Berlin 2013; sowie die Übersicht zum Forschungsstand bei Bock von Wülfingen, Bettina: Geschlechtliche Arbeitsteilung und die Kernfamilie. Ökonomie in Zeugung und Vererbung Ende des 19. Jahrhunderts. In: Popularisierungen von Geschlechterwissen seit der Vormoderne. Konzepte und Analysen. Hrsg. von Muriel Gonzáles Athenas u. Falko Schnicke. München 2020. S. 183–213. Als frühe Zusammenschau von Lebens- und Erkenntnisweisen mit einer Verbindung sozialanthropologischer und geschichtswissenschaftlicher Perspektiven vgl. Kuper, Adam: Incest and Influence: The Private Life of Bourgeois England. Cambridge 2009.

16 Müller-Wille, Staffan: Gregor Mendel and the History of Heredity. In: Handbook of the Historiography of Biology. Hrsg. von Michael R. Dietrich [u. a.]. New York 2018. https://doi.org/10.1007/978-3-319-74456-8_8–1.

17 Müller-Wille, Staffan u. Giuditta Parolini: Punnett squares and hybrid crosses: How Mendelians learned their trade by the book. In: British Journal for the History of Science Themes, 5 (2020). S. 149–165.

staltung sozialer und individueller Reproduktion deshalb als „Social Mendelism“.[18]

Während die sich auf dem Weg zur Genetik befindliche Vererbungslehre bei Pflanzen und Tieren mit „Experimentalsystemen“ (Hans-Jörg Rheinberger) empirisch forschen konnte, waren solche Laboranordnungen beim Menschen nicht möglich. Aus diesem Grund kamen auch Wissens- und Praxisfelder von Genealogie ins Spiel. Allerdings liegt über die Rolle der Genealogie, die im Wesentlichen mit schriftlicher Überlieferung aus Archiven arbeitete, im Gefüge der sogenannten Wiederentdeckung der Mendelschen Versuche bislang kaum Forschung vor. Anders als für viele der zunächst außeruniversitär, d. h. in Vereinen starken Wissensbewegungen der Zeit (etwa Volkskunde, Völkerkunde sowie die Ur- und Frühgeschichte) kam es am Anfang des 20. Jahrhunderts für die damals meist ‚Familienforschung‘ oder ‚Sippenkunde‘ genannte Genealogie nicht zu einer akademischen Etablierung in Form von Lehrstuhlgründungen. Auch der typische Zwischenschritt über Museen und Sammlungen fehlte bei ihr, gab es doch kaum Gegenstände, die sie als epistemisches Proprium hätte sammeln und zeigen können. Vielleicht waren diese Unbestimmtheit und die fehlende Handgreiflichkeit ein Element, das dabei half, die historische Genealogie sowohl zu einer Übersetzungsagentur zwischen akademischem Wissen und populären Formen als auch zu einem empirische Reservoir auf der Suche danach werden zu lassen, die Vererbung beim Menschen biologisch-materiell dingfest zu machen, ohne sie allein der ‚Natur‘ zu überantworten.

Im Kontext der politischen und räumlichen Neuordnung Europas und der Welt im Gefolge des Ersten Weltkriegs intensivierten sich über ‚Genealogie‘ die Verknüpfungen dokumentarischer und experimenteller Wissenskulturen. Dabei kam es nicht zu einer simplen Naturalisierung von Geschichte und Gesellschaft, sondern dokumentarische, experimentelle und visuelle Evidenzpraktiken funktionierten zueinander wie Kippbilder, bei denen einmal Biologie Geschichte bewies, ein anderes Mal historische Daten Beobachtungen und Experimente zur Natur des Menschen untermauerten. Dass dabei je Natur oder Biologie vitalistisch und politisch mit eigener Kraft versehen wurden, je Menschen, Gesellschaften oder Staaten mit natürlicher und gerichteter Vitalität ausgestattet wurden, betrifft in dieser Zeit viele Wissensfelder, und Visualisierungen wie (Bevölkerungs-)Kar-

---

18 Teicher, Amir: Social Mendelism. Genetics and the Politics of Race in Germany 1900 – 1948. New York 2020. Zur Kritik eines sektoral eingeschränkten Politikbegriffs, bei dem die Verknüpfung von ‚Politik‘ und ‚Vererbung‘ reduziert wird auf „a politics of the bureaucratic nation state and the scientific elites it coopts“ siehe Müller-Wille, Gregor Mendel (wie Anm. 16).

ten oder diagrammatische Formen waren dabei zentral.[19] Die Darstellung genealogischer Verbindungen mit arboresken, tabellarischen und diagrammatischen Visualisierungen ist eine tradierte Form, deren Überlieferungs- und Übersetzungsleistung Daten und Inhalte sehr unterschiedlicher Größenordnungen sowohl populär als auch wissenschaftlich plausibilisieren kann.[20] Neueste Forschungen zeigen erneut, wie flexibel solche Visualisierungen sind. Sie werden nach wie vor nicht nur in personenbezogenen Genealogien in der populären Geschichtskultur verwendet, sondern auch für die Darstellung hoch aggregierten Materials und äußerst komplexer Sachverhalte, die riesige Zeiträume umfassen und diese auf eine buchseitengroße Ansicht oder halbseitige Abbildung komprimieren können.[21]

19 Siehe beispielsweise zur Anthropogeographie und Geopolitik Werber, Niels: Der Denkstil der Geopolitik. In: ders.: Geopolitik zur Einführung. Hamburg 2014. S. 106 – 109; zu Historischen Bevölkerungsforschungen Pinwinkler, Alexander: Historische Bevölkerungsforschungen. Deutschland und Österreich im 20. Jahrhundert. Göttingen 2014; zur Vorgeschichte der später in der Historischen Demographie und Sozialgeschichte wichtigen Familienrekonstitution und zur offenen Frage, inwiefern die durch die Ahnenforschung des NS-Staats spezifische Akzentuierung dieser Methode in Deutschland international in der Historischen Demographie, v. a. in Frankreich, nach 1945 rezipiert wurde: Schlumbohm, Jürgen: Family Reconstitution before Family Reconstitution: Historical Demography in the Context of Racial Science and Racial Policy. In: Annales de Démographie Historique no. 36 (2018/2). S. 213 – 247; zur Verknüpfung von Volk, Kultur und Raum Schmoll, Friedemann: Die Vermessung der Kultur. Der „Atlas der deutschen Volkskunde" und die Deutsche Forschungsgemeinschaft 1920 – 1980 (Studien zur Geschichte der Deutschen Forschungsgemeinschaft, Bd. 5). Stuttgart 2009. Zur Position der Abbildungen im „Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene" nach der 1. Auflage 1921 siehe bereits: Fangerau, Heiner: Etablierung eines rassenhygienischen Standardwerkes 1921 – 1941. Der Baur-Fischer-Lenz im Spiegel der zeitgenössischen Rezensionsliteratur (Marburger Schriften zur Medizingeschichte Bd. 43). Marburg 2003. Fangerau (ebd., S. 52f.) dokumentiert, dass der nahezu verdreifachte Umfang (beider Bände) in der 4. Auflage (1932/1936) vor allem ein Ergebnis der Einfügung von „Tabellen, Tafeln und Vererbungsstammbäumen" war.

20 Klapisch-Zuber, Christiane: Stammbäume. Eine illustrierte Geschichte der Ahnenkunde. München 2004; zur Frühen Neuzeit Eickmeyer [u. a.], Genealogical Knowledge (wie Anm. 5); diachron: Hecht, Repräsentationen (wie Anm. 6); Bouquet, Mary: Family Trees and their Affinities. The Visual Imperative of the Genealogical Diagram. In: The Journal of the Royal Anthropological Institute 2,1 (1996). S. 43 – 66; Wilson, Ara: Visual Kinship. In: History of Anthropology Newsletter 42 (2018), https://histanthro.org/clio/visual-kinship/ (18. 08. 2022).

21 Siehe dazu in diesem Band die Beiträge von Astrit Schmidt-Burkhardt und Marianne Sommer.

2 Genealogie in der Moderne im Spiegel der „Grenzboten“

Ein Blick auf die Institutionen und Medien der bürgerlichen Öffentlichkeit, namentlich auf die Vereine und deren Schrifttum sowie auf Publikumszeitschriften, erscheint vielversprechend, um Kontaktnahmen und Rezeptionsweisen zwischen unterschiedlichen Wissensfeldern und Praktiken auch außerhalb der akademisch bzw. universitär institutionalisierten Wissenschaft in ihrer Dynamik sichtbar zu machen und um diese Ausprägung für die neueste Geschichte der Genealogie genauer gewichten zu können. Die folgende Analyse der „Grenzboten“ als einer dieser Publikumszeitschriften zeichnet solche Kontaktnahmen, Rezeptionsweisen und Impulse nach. Dabei können zwar auch einzelne Personen, Institutionen und Inhalte dingfest gemacht werden. Aber deren Verhältnis zueinander ist nicht das von Sender, Botschaft und Empfänger. Vielmehr lässt sich ihr Zusammenspiel als Resonanzraum von Genealogie in der Moderne beschreiben, den populäre Familienforschung, Laien in den Archiven vor Ort sowie Fachleute unterschiedlicher Disziplinen in nicht immer intendierter Weise gemeinsam schufen.[22]

„Die Grenzboten“ erschienen zwischen 1841 und 1922 und berichteten aus nationalliberaler Perspektive zu allen für das Bürgertum als relevant geltenden Lebensbereichen.[23] Eine Durchsicht der Ausgaben erlaubt es, hier Kräftefelder zu identifizieren, in denen genealogische Praktiken und Wissenskulturen in den Jahrzehnten der wissenschaftlichen Etablierung und der beginnenden populären Perzeption der Vererbungslehre explizit artikuliert und diskutiert wurden: Vier dieser Felder – das Verhältnis von Adel und Bürgertum, die Entdeckung von Kirchenbüchern als genealogische Quellen, Familiengeschichte als Strategie zum Umgang mit gesellschaftlichem Wandel sowie die Verbindungen von Genealogie und Genetik (hier bzw. damals: „Vererbungslehre“) – sollen im Folgenden knapp vorgestellt werden.

---

22 Diese erweiterte wissensgeschichtliche (bzw. für die Gegenwart wissensanthropologische) Perspektive ist bereits hier skizziert: Timm, Elisabeth: Von wem man ist. Ontologien von Familie und Verwandtschaft in Wissenschaft und Alltag. In: Recherche. Zeitung für Wissenschaft, Nr. 1 (2012), online seit 25. November 2019: https://www.recherche-online.net/texte/elisabeth-timm-von-wem-man-ist/ (15.09.2021).

23 Informationen zur Zeitschrift in der Projektdarstellung der Staats- und Universitätsbibliothek Bremen: Die Grenzboten. Eine digitalisierte Zeitschrift, https://brema.suub.uni-bremen.de/grenzboten (15.09.2021). Die Voraussetzungen für die Analyse via Volltextsuche hat die Digitalisierung und Nachbearbeitung des OCR-Textes der Grenzboten geschaffen: Nölte, Manfred [u. a.]: Automatische Qualitätsverbesserung von Fraktur-Volltexten aus der Retrodigitalisierung am Beispiel der Zeitschrift Die Grenzboten. In: o-bib. Das offene Bibliotheksjournal 3,1 (2016). S. 32–55. doi: http://dx.doi.org/10.5282/o-bib/2016H1S32-55.

Das Verhältnis von Adel und Bürgertum

Adlige bzw. dynastische Formate der Genealogie waren formal und inhaltlich ein wichtiges Reservoir der Familienforschung des Bürgertums, wobei es sowohl zu Übernahmen als auch zu Abgrenzungen kam. So hatte die Einführung der staatlichen Personenstandsdokumentation im Kaiserreich ab 1871 zugleich die Forderung entstehen lassen, dasjenige, was ein Standesamtsformular nicht festhielt, fortan anders zu sichern. So berichtete Karl Bruns, der als Landgerichtsrat in Torgau mit der Materie anlässlich von „Erbschaftsregelungen" konfrontiert war,[24] 1893 unter der Überschrift „Zeichnet Stammbäume!":

> Jeder, der einmal auf dem Standesamte eine Anmeldung gemacht hat, weiß aber, daß die sofortige richtige Erklärung auf die vorgelegten Fragen oft unmöglich ist, weil man sich darauf nicht vorbereitet hat, weil man z. B. die Vornamen der eigenen Frau und der eigenen Kinder aus dem Kopfe nicht sicher anzugeben vermag. [...] Wie kann nun diesem Übel abgeholfen werden? Offenbar nur durch Beseitigung unsrer eigenen Unwissenheit über unsre Familien- und Verwandtschaftsverhältnisse. [...] Deshalb habe ich an die Spitze dieses Aufsatzes als nützliche Mahnung die Worte gesetzt: Zeichnet Stammbäume! Ist es denn aber nicht, ganz abgesehen von dem Wert solcher Stammbäume oder Familientafeln für die Erreichung des eben besprochnen Zwecks, überhaupt zu beklagen, daß nur bei einem verschwindenden Teil unsrer deutschen Familien, meist nur bei den ihre Ahnen hochhaltenden adlichen Häusern, die Kenntnis der Vorfahren und der Seitenverwandtschaft über das, was jeder in seinem Leben persönlich wahrgenommen hat, hinausreicht, sodaß man meist kaum noch den Namen der Großeltern genau anzugeben weiß? [...] Wer, für ideale Gedanken empfänglich ist, weiß, wie alles, was an die Heimat erinnert, so auch die natürlichen Wurzeln seines Daseins als Grundlage seiner eigenen Persönlichkeit zu würdigen.[25]

Für die Recherchen gab der Landgerichtsrat konkrete Anleitung, welche Angehörigen aufzunehmen seien (z. B. „die Ehegatten der Blutsverwandten" aber nicht „die Verwandten dieser Ehegatten [...] also bloß die Verschwägerten"), er empfahl die „Verwendung eines recht breiten, großen Stücks dauerhaften Papiers" für den Stammbaum und je eine Tafel „für die eigne Verwandtschaft und die des Ehegatten".[26] Informationen sollte Vorrang vor Symbolen und Schmuckelementen gewährt werden, bilaterale Repräsentationen wurden gegenüber der Beschränkung auf die Patrilinie bevorzugt.[27]

---

24 Karl Bruns (1850 – 1921) war als Jurist und als Mundartenforscher einer der typischen Wissenschaftsamateure der Zeit auf diesem Gebiet. Biographische Informationen aus: NN: Nachrufe. In: Muttersprache. Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachverein. 36 (1921). S. 167.

25 Bruns, K[arl]: Zeichnet Stammbäume! In: Die Grenzboten 51 (1892). S. 544 – 547, S. 544 – 546.

26 Ebd., S. 546.

27 Ebd., S. 547.

Zur selben Zeit brachten der geschichtswissenschaftliche Methodenstreit sowie die Herausbildung von Landesgeschichte mit ihrer Relativierung von klassischer Herrschaftsgeschichte neben der gelehrten Debatte in historisch interessierten bürgerlichen Kreisen ein Bewusstsein darüber mit sich, dass diese neuen Perspektiven den empirisch zu bearbeitenden familiengeschichtlichen Stoff erheblich erweitern würden. Während in der Rückschau auf Genealogie in der Moderne oft die Frage danach dominiert, wann im 19. Jahrhundert (oder früher) naturalistische, biologistische und rassistische Konzepte in diese historische Praxis einzogen, stößt man in den Quellen zunächst auf die zeitgenössische Erkenntnis, was es quantitativ bedeutet, wenn nicht mehr nur wenige ausgezeichnete Dynastien oder Bürgergeschlechter, sondern prinzipiell alle (gewöhnlichen) Familien zu dokumentieren und darzustellen sind. Auch wenn die Protagonisten der sich formierenden „wissenschaftlichen Genealogie" auf unterschiedliche Art und Weise eine hierarchische Gesellschaftsordnung im Angesicht der sozialen und politischen Umwälzungen fortschreiben wollten und Überlegungen dazu anstellten, wie man nach dem Ende der ständischen Ordnung künftig Eliten würde identifizieren können,[28] und auch wenn bislang traditionell legitimierte Eliten mit Umstellung, Intensivierung und neuen Formen auf die Herausforderungen der Zeit reagierten, brachte das Interesse an den Vielen zunächst einmal neue, ganz praktische Forschungsprobleme mit sich. So schilderte Moritz Necker 1891 in seiner Diskussion der Positionen von Leopold von Ranke und Ottokar Lorenz diese „neue Schwierigkeit":

> [W]ie will man denn diese Millionen von Familiengeschichten in dem Ablauf der Jahrhunderte überblicken? wie will man denn von diesen Molekularkräften des geschichtlichen Lebens zu einer Übersicht des Ganzen, zu einer Anschauung des Charakteristischen und Maßgebenden im Leben der Völker gelangen? Darauf heißt die Antwort: Es ist schon dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. So viel weiß man schon jetzt, daß nicht alle Menschen gleichwertig sind, nicht alle Familien gleichmächtig, nicht alle Politiker und Machthaber gleich original. [...] So eröffnet sich für die Geschichtschreibung (sic) die Möglichkeit, einheitliche Gruppen in der Mannigfaltigkeit der Geschlechter zu bilden, die Zeiten in Abschnitte, Perioden zu teilen und für jede Zeit charakteristische Vertreter zu finden.[29]

---

28 Diesbezüglich ausführlich zu Ottokar Lorenz, der soziale Differenzierung nicht mehr auf einen qua Geburt vorhandenen Status, sondern auf ‚Biologie' gründen wollte: Gausemeier, Lorenz (wie Anm. 7).

29 N[ecker], M[oritz: Ottokar Lorenz. In: Die Grenzboten 50 (1891). S. 132–139, S. 137. N[ecker] diskutiert hier: Ottokar Lorenz: Die Geschichtswissenschaft in Hauptrichtungen und Aufgaben (1. Teil). Berlin 1886, u. ders.: Leopold von Ranke, die Generationslehre und der Geschichtsunterricht. Berlin 1891.

Die Umstellungen der Legitimationen sozialer Ordnung von einer religiösen zu einer naturalistischen Argumentation behielten Ungleichheit und Hierarchie als organisierendes Prinzip bei, verlegten aber Geschichte und Gesellschaft in die Individuen („Persönlichkeiten") und in ihre reproduktiven Beziehungen („Familien", „Geschlechter"). Dabei fällt auf, dass in dieser Lektüre der Lorenzschen Geschichtsphilosophie von unsichtbaren Kräften ausgegangen wird, die die „Persönlichkeiten" und die „Gruppen" bestimmen, nämlich „Molekularkräften", denen die Historiografie mittels „Genealogie" auf die Spur kommen könne. Es gäbe zwar „Politiker und Machthaber", aber in Frage stehen nicht mehr deren Absichten und Ziele, sie sind eher Träger von überwiegend unwillkürlich waltenden Eigenschaften wie „Anschauungen, Gefühlen, Wünschen, Leidenschaften", die sie in politische Aktivitäten umsetzen würden.[30] Genealogie wird hier als Instrument vorgestellt, mit dem den unsichtbaren Kräften von Geschichte auf die Spur zu kommen ist, und diese Kräfte lägen in der als Natur gedachten Psyche der Individuen, nicht – wie beispielsweise in historisch-materialistischen Perspektiven – in den sozioökonomischen Verhältnissen.

Parallel zur Etablierung der populären, bürgerlichen Genealogie änderten sich auch die genealogischen Praktiken und Wissenskulturen des Adels: Während dynastische Stammbäume als Vorbilder und als Gegenbilder für bürgerlich-nationales bzw. landeskundliches Geschichtsbewusstsein fungierten, war in den adeligen Familien nun auch eine verstärkte Orientierung an den Quellen eingezogen. Das zeitigte widersprüchliche Effekte: Einerseits brachte man so die hergebrachten ständischen Legitimationsformen mit der neuen Verpflichtung auf Wissenschaftlichkeit und Überprüfbarkeit in Einklang. Andererseits wurden die Genealogien damit weniger gestaltbar – peinliche Verwandte konnten, einmal quellenreferenziert dokumentiert, nun nur noch unter Schwierigkeiten aus dem Blickfeld gerückt werden.[31]

Die Entdeckung von Kirchenbüchern als genealogische Quellen und die Idee ihrer Zentralisierung

Genau in jener Zeit, in der Standesämter, Gerichte und andere staatliche Einrichtungen immer häufiger nach Personenstandsdaten fragen und in der die gelehrte Debatte über Genealogie in der Geschichtsschreibung an Fahrt aufnahm,

30 Die Zitate bei N[ecker], Ottokar Lorenz (wie Anm. 29). Siehe dazu in diesem Band den Beitrag von Amos Kuster.

31 Vgl. dazu in diesem Band die Beiträge von Fiona Vicent sowie von Daniel Menning und Jan Ruhkopf.

begann im Bürgertum ein wachsendes Interesse an den familiengeschichtlichen Quellen wirksam zu werden. Ob es sich bei den Akteuren vor allem um Mitglieder der Geschichtsvereine handelte oder um nicht assoziierte Interessierte, ist eine noch offene Frage.[32] In jedem Fall erregte die schiere Menge der Forschenden im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts Aufmerksamkeit. Dies weist auf eine merkliche Zunahme der Recherchen in der Überlieferung hin, welche zumeist die unteren Behörden von Staat und Kirchen verwahrten. Dass dabei auch Personen Interesse an den Quellen zeigten, die mit der Materie noch nicht vertraut waren, zeigt die Notiz eines Beobachters in den „Grenzboten" von 1893:

> [D]ie familiengeschichtlichen Forschungen fangen an, zu einer Plage der Bibliotheken, Archive, Standesämter und Küstereien zu werden. Die meisten Leute, die sich daran machen, ihren Stammbaum aufzustellen, haben von der Schwierigkeit der Sache keine Vorstellung. Wir wollen nicht von den ganz Ahnungslosen reden, die sich einbilden, es gebe Geschäftsstellen in Deutschland, an die man nur zu schreiben brauche, um sich seinen Stammbaum und – sein Wappen (!) kommen zu lassen. Auch solche, die ungefähr wissen, wie man die Sache anzufangen hat, haben meist keine Ahnung davon, welche Zeit und Mühe es kostet, nur einen einzigen Geburts- oder Tauf- oder Trau- oder Todestag festzustellen, wenn es an jedem vorläufigen Anhalt fehlt.[33]

32 Obwohl das Vereinswesen in der sozialgeschichtlichen Bürgertumsforschung viel Aufmerksamkeit erfahren hat, ist der Forschungsstand zu den genealogischen Vereinen bislang spärlich: Es existiert nicht einmal eine konsolidierte institutionengeschichtliche Übersicht der gegründeten und bestehenden Vereine im 19. und 20. Jahrhundert und des damit verbundenen Zeitschriftenwesens; auch die in hohen Auflagen von spezialisierten Verlagen publizierten Lehrbücher und Handreichungen für Laien sind bislang nicht untersucht worden. Als historisch-kritische Analysen zu einzelnen Vereinen oder zu den Aktivitäten besonders aktiver Mitglieder: Thulin, Mirjam: Arthur Czellitzer (1871–1943) and the Society for Jewish Family Research. In: Jewish Families and Kinship in the Early Modern and Modern Eras (PaRDes No. 26). Hrsg. von Dies. [u. a.]. Potsdam 2020. S. 29–42; Regenbrecht, Niklas: Genealogische Vereinsarbeit zwischen Geschichtspolitik und populärer Forschung. Die Westfälische Gesellschaft für Genealogie und Familienforschung 1920–2020 (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, Bd. 130). Münster 2019; Zwilling, Martin: 100 Jahre genealogische Forschung zwischen Wissenschaft, Gesellschaft und Politik. Die Westdeutsche Gesellschaft für Familienkunde 1913–2013. in: 100 Jahre Westdeutsche Gesellschaft für Familienkunde 1913–2013. Festschrift. Köln 2013. S. 15–128. Eine Zusammenstellung einiger der heute noch aktiven, meist nach 1914 gegründeten regionalen genealogischen Vereine in Deutschland bei: Hecht, Michael: Landesgeschichte und populäre Genealogie: Entwicklungen, Schnittstellen und Kooperationsmöglichkeiten. In: Landesgeschichte und Public History. Hrsg. von Arnd Reitmeier. Ostfildern 2020 (Landesgeschichte 3). S. 113–135. S. 117 f. Als transnationale Fallstudie nun: Hering, Katharina: „Speaking of Families…". Popular Genealogy and Folklife in the Pennsylvania Dutchman/Pennsylvania Folklife Magazine (1949–late 1970s). In: Rural History Yearbook 18 (2021). S. 137–153. Zu weiteren Perspektiven auf die Vereine und ihre Publikationen vgl. in diesem Band die Beiträge von Katrin Heil, Jan Ripke und Niklas Regenbrecht.

33 W., H.: Der Stammbaumeister. In: Die Grenzboten 52 (1893). S. 279–281. S. 280.

Da es an räumlicher, institutioneller und personeller Infrastruktur fehle, um dieses Interesse zu befriedigen, es sei erforderlich, „daß in den Archiven (und Bibliotheken) die Auskunfterteilung in irgend einer Weise geregelt würde“.[34]

Wie vergleichende Forschungen aufgezeigt haben, kam es seit der Reichsgründung zu einer Akzentverschiebung im historischen Interesse der bürgerlichen Geschichtsvereine: Während deren Mitglieder seit der Liberalisierung des Vereinsrechts zunächst ständisch-konfessionelle-dynastische Geschichte (fort)geschrieben hatten, bildete sich seit 1871 eine ethnische Perspektive auf die Region heraus.[35] Dabei lenkten zudem als „volkskundlich“ bezeichnete Beiträge zu Sprache, Tracht und Flurnamen den Blick sozial nach unten, zu sogenannten Gewährsleuten als Beiträgern und Zuträgern für die Sammlungen und Publikationen, die teils vereinsgetragen, teils durch obrigkeitlich angestoßene Initiativen der Statistik und Landesbeschreibung betrieben wurden.[36] In diesem Zusammenhang veränderte sich auch der Blick auf Kirchenbücher und verwandte genealogische Quellen. Während sie bisher bei vereinzelt bleibenden Recherchen zu einzelnen Personen oder in der frühen parochialen Historiografie etwa als „Familien-Statistik“ eines Ortes von Pfarrern ausgewertet wurden, begann man nun mit einer systematisierenden Erfassung, Erschließung und Beschreibung der Bestände sowie mit Quellenkunde und Quellenkritik. Dass die Personenstandsdokumentation auf staatliche Behörden übergegangen war, beförderte einen vergleichenden Blick auf die jahrhundertealte Überlieferung der kirchlichen Obrigkeit zusätzlich. Bei der Generalversammlung der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine in Sigmaringen 1891 stellte schließlich der Archivar Eduard Jacobs für den genealogisch-heraldischen Verein „Herold“, gegründet 1869 in Berlin, einen entsprechenden Antrag zur Quellenrecherche in Form von „Fragen“ an die Mitglieder, u.a. zu den ältesten bekannten Kirchenbüchern; 1892 folgten weitere, etwa nach der Verbreitung der Kirchenbücher in Deutschland, nach obrigkeitlichen Anordnungen zu deren Einführung sowie nach einem Verfahren, das in eine Gesamtübersicht münden könnte.

34 Ebd., S. 281. Zu den Hintergründen dieser Debatten vgl. auch die neuere archivgeschichtliche Literatur: Friedrich, Markus: Die Geburt des Archivs. Eine Wissensgeschichte. München 2013; Müller, Philipp: Geschichte machen. Historisches Forschen und die Politik der Archive. Göttingen 2019.

35 Kunz, Georg: Verortete Geschichte. Regionales Geschichtsbewußtsein in den deutschen Historischen Vereinen des 19. Jahrhunderts. Göttingen 2000 (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 138).

36 Ebd. Der oben zitierte Gerichtsrat und Mundartenforscher Karl Bruns personifiziert dieses Feld. Als Fallstudie, die diesen Prozess für Württemberg untersucht hat: Keller-Drescher, Lioba: Vom Wissen zur Wissenschaft. Ressourcen und Strategien regionaler Ethnografie (1820 – 1950) (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B: Forschungen, Bd. 215). Stuttgart 2017.

Eindrücklich ist daran, dass Kirchenbücher nun nicht nur prinzipiell als historische Quellen betrachtet wurden, sondern auch erstmals systematisch und zentral erfasst werden sollten:

> In welcher Weise läßt sich am kürzesten und sichersten das gewiß erstrebenswerthe Ziel einer allgemeinen Verzeichnung der in Deutschland oder in den Gebieten deutscher Zunge erhaltenen Kirchenbücher erreichen und inwieweit könnte hierbei der Gesammtverein der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine eine Wirksamkeit ausüben?[37]

Über den Gesamtverein als Multiplikator gelangte das Anliegen in die lokalen und regionalen Vereine; wenig später erschienen in vielen Vereinszeitschriften erste Zusammenstellungen und Beschreibungen der Kirchenbuchbestände.[38] Die Proponenten dieser Bestandssichtungsprojekte waren sich ihres veränderten Blicks auf die Kirchenbücher durchaus bewusst. Der Übergang der Personenstandsdokumentation von der Kirche auf den Staat war dabei ebenso ein explizit reflektiertes Thema.[39]

Im Vereinswesen und unter Archivaren wurde die Initiative des Gesamtvereins zur Informationserhebung zu den Kirchenbüchern außerordentlich rasch rezipiert. An der Erschließung beteiligten sich Fachleute mit archivischer oder geschichtswissenschaftlicher Ausbildung ebenso wie auf anderen Gebieten gebildete Einzelforscher und Vereinsmitglieder.[40] Daher war es nicht überraschend, dass in rascher Folge gedruckte Verzeichnisse mit den Ergebnissen der Erhebungen erscheinen konnten. Der Amtsrichter Reinhold Krieg, der 1895 selbst eine

37 Protokoll der Generalversammlung 1891. In: Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine 40 (1892). S. 85. Der Archivar Eduard Jacobs galt als „Hauptförderer dieser Bestrebungen", vgl. Krieg, Reinhold: Die sächsischen Kirchenbücher. In: Die Grenzboten 61 (1902). S. 109–112. S. 110.

38 Nur ein Beispiel: Stuhr, Friedrich: Die Kirchenbücher Meklenburgs [sic]. In: Jahrbücher des Vereins für Mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde 60 (1895). S. 1–110. Stuhr hatte die Daten mittels einer vom Oberkirchenrat unterstützten und ausgesendeten Fragebogenerhebung unter den Pastoren, mit Archivrecherchen beim Oberkirchenrat und aus gedruckten Quellen zusammengetragen (ebd., S. 10 f.); er listete alle Konfessionen auf sowie zu Schwerin auch das Geburts-, Trau- und Begräbnisregister der jüdischen Gemeinde (ebd., S. 110).

39 Ebd., S. 1 f.

40 Die geschlechtergeschichtliche Frage nach der Beteiligung von Frauen ist eines der Forschungsdesiderate in diesem Feld. Tebbe, From Memory to Research (wie Anm. 9), vertritt die These, dass die familiale Erinnerungskultur des Bürgertums mit dem genealogischen Gang in die Archive zu einer von Männern dominierten Praxis wurde, und dass gegenüber dieser Wissenschaftsförmigkeit die von Frauen in der häuslichen Sphäre getragenen ephemeren, undokumentierten Formen von Familiengeschichte wie beispielsweise Erzählungen und Rituale entwertet wurden.

solche Erhebung zu fünf Fürstentümern publiziert hatte,[41] rekapitulierte einige Jahre später nicht nur den Erfolg der Unternehmungen, sondern äußerte sich auch zum Quellenwert des pfarramtlichen Materials:

> Es ist nicht weniger wichtig für die allgemeine Geschichte, namentlich für die Kriegsgeschichte, als ganz besonders für die Ortsgeschichte, die in kleinen Ortschaften fast ausschließlich auf die Kirchenbücher angewiesen ist. Daneben haben sie einen unschätzbaren Wert für die jetzt so sehr gepflegte Familienforschung, die sich auch auf die bürgerlichen Geschlechter erstreckt, ferner für die Kulturgeschichte, für die Bevölkerungsbewegung, für die allgemeine und Sittlichkeitsstatistik und für manches andre. [...] Die Eintragungen liefern Material zur Bevölkerungsstatistik, zur Statistik der Volksgesundheit und Volkssittlichkeit, zur Geschichte des Bauerntums, zur Geschichte der Vor- und Familiennamen, zur Volkskunde und Geschichte des kirchlichen Lebens.[42]

Hier wird deutlich, wie die Entdeckung und Erschließung von Kirchenbüchern als Quellen zur Erweiterung des historischen Interesses auf der Mikroebene führten. In diesen und ähnlichen Beiträgen finden sich zudem Überlegungen zu einer Verbindung einzelner regionaler Daten angedeutet, die in den 1920er und 1930er Jahren unter den Begrifflichkeiten „Volkssippenkunde" und „Volkskörperforschung" wissenschaftlich und rassistisch weiter ausdifferenziert und konzeptualisiert werden sollten.[43] Auch Gedanken über eine Zentralisierung der meist in den lokalen Pfarrarchiven aufbewahrten Kirchenbücher, die bereits in einer frühen Zeit geäußert wurden, fanden zum Teil (von den Kirchen selbst initiierte) Umsetzung im NS-Staat.

Familiengeschichte als Integrationsstrategie angesichts der gesellschaftlichen Umbrüche

Um 1900 kommt die soziale Frage zunehmend ins Blickfeld der Proponenten der populären Genealogie: Familienforschung wird nun explizit als Kur gegen gesellschaftliche Veränderung beschrieben, vor allem als Kur gegen die sozialdemokratische und gewerkschaftliche Politisierung der Arbeiterklasse. Neben den Kirchenbüchern geht es nun um die ortsgeschichtliche Überlieferung, der man die

41 Krieg, Reinhold: Alter und Bestand der Kirchenbücher in den Fürstenthümern Lippe, Birkenfeld, Lübeck, Waldeck und Schaumburg. In: Zeitschrift des Historischen Vereins für Niedersachsen 60 (1895). S. 146 – 163.

42 Krieg, Reinhold: Die sächsischen Kirchenbücher. In: Die Grenzboten 61 (1902). S. 109 – 112, S. 109 – 111.

43 Dazu Hecht, Landesgeschichte (wie Anm. 32).

Rückbindung der in Bewegung geratenen Gesellschaft an ein quasi natürliches, gemeinsam-nationales Herkommen zutraut. In den preußischen Schulreformen etwa bildete sich das durch die Etablierung einer lokal, heimatkundlich-interdisziplinär argumentierenden Didaktik ab, das korrespondierte mit der Veränderung des Sozialprofils der Lehrkräfte insbesondere im Volksschuldienst.[44]

Was die neuere Kultur- und Wissensgeschichte der Archive und des Archivierens mittlerweile intensiv erforscht,[45] war um 1900 Gegenstand eingehender Debatten in der bürgerlichen Öffentlichkeit. Dabei ging es auch um die unterste, die lokale Ebene der obrigkeitlichen Überlieferung in den Kommunen und Pfarreien.[46] Verhandelt wurde das Verhältnis zwischen Zentrum und Peripherie in Form der Frage, wo diese Überlieferung zu verwahren sei und welche Zuständigkeiten und Zugänglichkeiten die Archive haben sollten. Es ging nicht nur um die Popularisierung der Quellennutzung, etwa auch in Form der Verwendung von Originalquellen in der geschichtswissenschaftlichen Lehre,[47] sondern es kam auch die Idee eines Vorrechts der sogenannten kleinen Leute vor Ort an der lokalen Überlieferung auf:

> Haben nur die zünftigen Gelehrten an den verjährten Akten ein Interesse? – Gewiß nicht! […] Wer diese studieren, wer die darin sich wiederspiegelnden (sic) Ereignisse und Kämpfe persönlicher Natur verstehn oder Vorgänge aus dem örtlichen Verfassungs- und Wirtschaftsleben ergründen will, der muß notwendig die betreffende Scholle und die besondere Art ihrer Bewohner in Sitte, Rechtsanschauung und Mundart gründlich kennen, eine Vorbedingung, die nur durch langes Zusammenleben erfüllt wird. […] Derartige Urkunden und

---

44 Torzewski, Christiane: Heimat sammeln. Milieus, Politik und Praktiken im Archiv für westfälische Volkskunde (1951–1955) (Münsteraner Schriften zur Kulturanthropologie/Europäischen Ethnologie, 22). Münster 2021. S. 43–71 zu diesem Gefüge am Beispiel Westfalens vom Kaiserreich bis in die 1950er Jahre; Imeri, Sabine: ‚Sozialkitt', Beheimatung und Mitmach-Wissen. Überlegungen zur Verwertbarkeit volkskundlichen Wissens am Beispiel der Preußischen Schulreformen 1924/25. In: Horizonte Ethnografischen Wissens. Hrsg. von Ina Dietzsch [u. a.]. Köln/Weimar/Wien 2009. S. 87–111. Dabei war ein vielfach sich selbst spiegelndes Verständnis von Wissen relevant, da die Reformer hofften, auf diese Weise unter der Landbevölkerung Interessierte für die Ausbildung insbesondere zur Lehrkraft in Volksschulen auf dem Land zu gewinnen.

45 Friedrich, Geburt des Archivs (wie Anm. 34); Müller, Geschichte machen (wie Anm. 34); programmatisch erstmals Vismann, Cornelia: Akten. Medientechnik und Recht. Frankfurt 2000.

46 S[eehaus], P[aul]: Alte Akten und Ortsgeschichte. In: Die Grenzboten 60 (1901). S. 93–95. S. 93. Der Verfasser bezieht sich auf: Krieg, Reinhold: Zur Frage der Aktenkassation. In: Die Grenzboten 60 (1901). S. 101–102.

47 Friedrich, Markus: Vom Exzerpt zum Photoauftrag zur Datenbank. Technische Rahmenbedingungen historiographischer Forschung in Archiven und Bibliotheken und ihr Wandel seit dem 19. Jahrhundert. In: Historische Anthropologie 22, 2 (2014). S. 278–297.

> Schriftstücke sind wie nichts andres geeignet, auch in den Dörfern und Kleinstädten den Sinn für Ortsgeschichte zu beleben und zu weiterer Forschung anzuregen.[48]

Das wurde auch als Ansatzpunkt für den Schulunterricht gesehen, in dem nun neben der unmittelbaren Umgebung die eigene Geschichte pädagogisch wirken sollte. Markant ist also, dass die Erschließung und Sicherung der Kirchenbücher und deren Auswertung nicht nur als geschichtswissenschaftliches Unterfangen und als soziale Erweiterung von Geschichtsschreibung gesehen wurden. Das Bürgertum stellte sich darüber hinaus einen vergemeinschaftenden, nationaldidaktischen Einsatz der Kirchenbuchforschungen für Familien in der Gegenwart vor. So sah Reinhold Krieg den „sittlichen Wert" dessen auch da, wo „durch das Studium der Geschichte des eignen Geschlechts und durch die Pflege der Familienzusammengehörigkeit" der Familiensinn gefördert werden könne.[49] An anderer Stelle empfahl er den Nutzen von Kirchenbuchlektüre für Geselligkeit ohne politische Debatten:

> Man betont immer wieder, Volksthum und Heimatkunde zu pflegen; hier in den alten Kirchenregistern [...] liegen herrliche Schätze für diese Gebiete und warten der Hebung [...], und es giebt (sic) auch Landgeistliche, die für jeden Hof einen Stammbaum aus dem Kirchenbuche aufgestellt und möglichst weit zurückgeführt haben. Dafür haben unsre Bauern und Bürger immer ein gutes Verständnis, und sie lassen sich gern von dem Leben und Treiben ihrer Vorfahren erzählen. Wie mancher lange Winterabend könnte beim Glase Bier im gemütlichen Zusammensein auf diese Weise nützlich verwertet werden, wenn der Geistliche oder der Lehrer seine Aufzeichnungen aus dem Kirchenbuch der Gemeinde zum besten gäbe und daran allerlei Bemerkungen über Vergangenheit und Gegenwart anknüpfte. Der gesunde Sinn unsers (sic) Volkes ist zum Glück noch immer dafür mindestens ebenso empfänglich, wie für die gegenwärtigen Hetzereien auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiete, die schließlich nur zu Zerklüftungen, Feindschaften und zur Unzufriedenheit führen.[50]

Daraus ergab sich „Familiengeschichte" als ein weiteres Feld, auf dem die Produktion, Repräsentation und Verwendung von historischen Quellen zusammenfallen konnte.[51] Der Stärkung der Familie als Institution komme die Aufgabe zu, gesellschaftlichen Wandlungsprozessen entgegenzuwirken. Oft wurden solche Positionen mit einem kulturpessimistischen Unterton präsentiert, der ein Abflauen des Familiensinns in der Moderne konstatierte, dem mit genealogischer

---

48 S[eehaus], Alte Akten und Ortsgeschichte (wie Anm. 46), S. 93 f.
49 Krieg, Reinhold: Die familiengeschichtliche Forschung. In: Die Grenzboten 63 (1904). S. 773–777. S. 775.
50 Krieg, Kirchenbücher (wie Anm. 42), S. 111.
51 Seehaus, P[aul]: Familiengeschichte. In: Die Grenzboten 61 (1902). S. 52–55. S. 52.

Arbeit zu begegnen sei. Mit Ausnahme des „Bauernstands“, der „protestantischen Geistlichkeit“, der „Forstmanns- und Lehrerfamilien“ sei zu beklagen, dass der frühere Zusammenhalt der Familien nicht mehr bestehe. Die Lockerung der Familienbande treffe namentlich den gesamten Bürgerstand mittlerer und größerer Städte einschließlich der Arbeiterbevölkerung:

> Die Gründe für das Zurückgehn des Familiensinns kann man leicht erkennen. Wo im raschen, rastlosen Erwerbsleben oft blutwenig Zeit bleibt für die lebende Familie, da ist für die tote erst recht kein Raum. Familienpapiere, soweit nicht etwa Erbansprüche dadurch begründet werden können, sind wertloser Ballast in engen Mietsräumen und die nötigen amtlichen Ausweise liefert das Standesamt. Dazu kommt die Beweglichkeit der Bevölkerung. Umzüge nach andern Orten oder in andre Wohnungen innerhalb der Stadt verhindern das Anwurzeln und lassen ein rechtes Heimatsgefühl, aus dem der Familiensinn herauswächst, gar nicht mehr aufkommen.[52]

Ziel war es daher, Familiensinn „gegen den übertriebnen Individualismus und andre Krankheiten unsrer Tage“ zu mobilisieren.[53] Die so verstandene Familienforschung wurde dabei zunächst nicht nur, wie gleich zu zeigen ist, gegen die Mendelgenetik abgegrenzt, sondern auch gegen die Evolutionstheorie. Genauer formuliert: die Proponenten der populären Genealogie des Bürgertums der Jahrhundertwende folgten ihren Interessen in einem weiten Horizont, zu dem auch die Evolutionstheorie gehörte, und in Bezug auf den sie ihre Wissenskultur immer wieder neu ausrichteten und begründeten. Die Diskussion um Charles Darwins „The Origin of Species“ (1859) war in diesem Feld bekannt, aber sie wurde für den Zweck der persönlichen Aneignung von Geschichte, die durch Initiativen wie das oben dargestellte Kirchenbuchprojekt des Gesamtvereins zu einer Intensivierung von Familienforschung geführt hatte, als wenig hilfreich betrachtet.[54] Die Evolutionstheorie wurde als abstrakt und wenig greifbar kategorisiert.

Im Zuge der Herausbildung der Vererbungslehre wiederum bekam die Suche nach den Vorfahren eine Interpretationsmöglichkeit, die der Absicht der bürgerlichen Verfechter von Familienforschung als soziale Befriedung zuwiderlief. Nun konnte es aufgrund der Verwandtschaft mit Personen, denen die Medizin eine nach dem Stand der Zeit ‚erbliche‘ Krankheit nachgewiesen hatte, zu Stigmatisierung kommen. Das gefährdete die Eindeutigkeit, mit der die bürgerlich-konservativen Akteure Familienforschung als quellenbasierte Wissenspraxis zum

52 Ebd., S. 53.
53 Ebd.
54 Exemplarisch: H., I.R.: Familiensinn und Familienforschung. In: Die Grenzboten 67 (1908), S. 665–666. S. 665.

Nachweis von bürgerlicher Anciennität, familialer und lokaler Verbundenheit und Zusammengehörigkeit gegen den die gesellschaftlichen Konflikte einer als haltlos wahrgenommenen Moderne betrieben.

Familienforschung und Vererbungslehre

Das durch Familienforschung entstandene historische Wissen versuchten die Proponenten dieser Bewegung, wie beschrieben, als Medium des sozialen Zusammenhalts politisch zu mobilisieren. Mit der Etablierung der Mendelgenetik wurde nun aber genau dieses Wissen zu einer Gefahrenquelle. Was bedeutete das für das Ziel, auf den sozialen Wandel mit der Popularisierung von Genealogie zu reagieren und – umgekehrt – welche Rolle spielte die genealogische Publizistik für die akademische und populäre Etablierung des genetischen Wissensfeldes? Es ist interessant zu sehen, dass das Potenzial der Stigmatisierung, Pathologisierung und Ausgrenzung mittels Familienforschung in der bürgerlichen Genealogie außerordentlich rasch nach der sogenannten Wiederentdeckung der Mendelschen Experimente im Jahr 1900 angesprochen wurde: Wie sollte man künftig die unteren Bevölkerungsschichten im Allgemeinen und die Arbeiterklasse im Besonderen mit Genealogie für politische Zurückhaltung, nationale Begeisterung und Ortsverbundenheit gewinnen, wenn eine Ahnentafel auch Krankheit und Degeneration offenbaren konnte?

In der neuen Geschichte der Verwandtschaft wurde die „Horizontalisierung" von Verwandtschaft im 19. Jahrhundert in enger Verbindung zur Herausbildung der kapitalistischen Ökonomie beschrieben.[55] Die Frage nach der biologischen Materialität der Vererbung und die Suche nach Vererbung als biologischem Vorgang im Menschen brachte aber wieder eine vertikale bzw. historische Perspektive in den Vordergrund. Hierzu besteht weiterhin Forschungsbedarf, die folgenden Ausführungen verstehen sich als Hinweise zur populären Ausprägung dieser Entwicklung. Wie in der historischen Forschung zu Wissenschaft und Kommunikation analytisch konzipiert,[56] kann hier entgegen der zunächst naheliegenden Annahme, dass Wissenschaft zuerst fachlich produziert und anschließend ‚popularisiert' würde, für den Fall der Mendelgenetik eine Spur aufgenommen

---

55 Sabean, David W. [u. a.]: Outline and Summaries. In: Kinship in Europe. Approaches to Long-Term Developments (1300–1900). Hrsg. von Dies. New York/Oxford 2007. S. 187–192; Fertig/Lanzinger, Beziehungen (wie Anm. 3); Fertig, Familie (wie Anm. 4).

56 Kretschmann, Carsten: Wissenschaftspopularisierung – Ansätze und Konzepte. In: Frosch und Frankenstein – Bilder als Medium der Popularisierung von Wissenschaft. Hrsg. von Bernd Hüppauf u. Peter Weingart. Bielefeld 2009. S. 79–89.

werden, bei der Veröffentlichungen in Publikumsmagazinen parallel zur Veröffentlichung in Fachzeitschriften – zum Teil sogar zeitlich vorgelagert – stattfand.

Als die Vererbungslehre die historische Familienforschung entdeckte und zu mobilisieren begann, sahen das diejenigen, die Genealogie zur gesellschaftlichen Integration nutzen wollten wollten, eher skeptisch. Da die Vererbungslehre seit 1900 im Kontext international geführter, bevölkerungsapokalyptischer Debatten und verbunden mit „Degenerationssorgen" sowohl in Fachkreisen als auch in der öffentlichen Diskussion artikuliert wurde,[57] befürchteten sie eine negative Auswirkung dieser Debatten auf das populäre Interesse an Familienforschung. Im bürgerlichen Vereinswesen spiegelte sich eine Umstellung genealogischer Wissenskultur in doppelter Hinsicht: Einerseits versuchten die Fürsprecher, ‚Familienforschung' gegen dynastische Genealogie abzugrenzen, deren weites Ausgreifen in die mythische Zeit dem „Dilettantismus" zugerechnet wurde, gegen den wiederum die Verpflichtung auf „urkundliche Wissenschaft" gestellt wurde. Diese „urkundlich" belegte „Familienforschung" musste also nicht nur gegen die ins Fantastische ausgreifende, dynastische Suche nach Anciennität abgegrenzt werden. Die aufkommende Vererbungslehre mit ihrem Fokus auf Krankheit, Vermischung und Degeneration wurde ebenso kritisch gesehen, da sie Vergangenheit als ‚Belastung' akzentuierte. Ein früher Beitrag hierzu in den „Grenzboten" führte 1906 aus:

> Mehr als je legt man gegenwärtig auf Vererbung nach ihrer psychischen und moralischen Seite besondern (sic) Wert, und zum Sprichwort ist geworden, was ehedem fast unbekannt war: erbliche Belastung. Und wenn wir das in diesem Falle unheimlich klingende Wort ‚Belastung' fallen lassen, wenn wir Erblichkeit, Vererbung in gutem Sinne, in bezug auf edle Charaktereigenschaften nehmen, so bleiben wir auch dann im Gebiete der Genealogie.[58]

Mit dem Aufkommen der Vererbungslehre und angesichts des Interesses der Medizin, vor allem der Psychiatrie, am Nachweis von Pathologien mit Hilfe von Bevölkerungs- und Familienforschungen, konnte die Herausstellung eines Wan-

---

57 Mit international vergleichender Perspektive: Etzemüller, Thomas: Ein ewigwährender Untergang. Der apokalyptische Bevölkerungsdiskurs im 20. Jahrhundert. Bielefeld 2007, und Kühl, Stefan: Die Internationale der Rassisten. Aufstieg und Niedergang der internationalen eugenischen Bewegung im 20. Jahrhundert. 2., aktual. Aufl. Frankfurt am Main 2014; zur Resonanz in Zeitschriften und Konversationslexika und für den hier interessierenden Zeitausschnitt: Weippert, Matthias: „Mehrung der Volkskraft". Die Debatte über Bevölkerung, Modernisierung und Nation 1890–1933. Paderborn 2006.

58 NN: Genealogisches. In: Die Grenzboten 65 (1906). S. 643–650, S. 644.

dels von der mythisch-narrativen zur quellenkritisch-evidenten Genealogie in dieser Zeit dazu dienen, die Aufmerksamkeit für die „erbliche Belastung" zu konterkarieren.[59] Auf anderer Quellengrundlage kam Amir Teicher in seiner wissensgeschichtlich vergleichenden Studie ebenfalls zum Ergebnis, dass die Genealogie (im Unterschied zur Psychiatrie und Physischen Anthropologie) die Mendelgenetik (zunächst) ablehnte.[60]

Die Mendelsche Vererbungslehre, die ab 1900 in der Biologie, Medizin und Psychiatrie rezipiert und weiterentwickelt wurde, fand Aufmerksamkeit nicht nur in wissenschaftlich-akademischen Fachkontexten, sondern auch in der sozial und medial breiteren Kommunikation. Ein prominenter Fall deutet zudem darauf hin, dass die fachliche Auseinandersetzung mit der Mendelgenetik von Beginn an (wenn nicht zuerst) in einem bürgerlich-populären Resonanzraum veröffentlicht wurde.[61] So publizierte der Mediziner Heinrich Poll auf seinem Weg zur Genetik seinen ersten Beitrag 1914 in den „Grenzboten". Dieser Beitrag informierte nicht nur über die Mendelsche „Erbregel" und die „Erblehre", sondern über deren jüngste Wissensgeschichte, die als Verwissenschaftlichungserfolg präsentiert wurde:

> Die Wiederentdeckung der Mendelschen Erbregel, die mehr als ein Menschenalter von der Forschung unbeachtet geruht hatte, schaffte der Erblehre mit einem Schlage durch die Einführung von Maß und Zahl eine exakte wissenschaftliche Grundlage für die Deutung ihrer bis dahin rein statistisch beschreibenden Tatsachenreihen.[62]

---

59 Von diesen Zeitgenossen nicht angesprochen wird hier, dass die Frage nach erblichen Krankheiten im dynastischen Feld der Genealogie nicht neu war. Siehe etwa die Beispiele bei: Klapisch-Zuber, Stammbäume (wie Anm. 20), S. 204 f. mit der Darstellung des gichtkranken Adeligen; sowie die Fallstudie zum Schwenk der medizinischen Aufmerksamkeit für vererbte Pathologien von sogenannten aristokratischen Krankheiten (hier: Gicht) zu Pathologien und Leiden, die als Unterschichtenkrankheiten wahrgenommen wurden (hier: Tuberkulose) im nachrevolutionären Frankreich: López-Beltrán, Carlos: In the Cradle of Heredity. French Physicians and L'Hérédité Naturelle in the Early 19th Century. In: Journal of the History of Biology 37 (2004). S. 39 – 72.

60 Teicher, Social Mendelism (wie Anm. 18), S. 56 – 63.

61 Wissenspopularisierung ist somit nicht nur prinzipiell als relationaler Prozess und als Interaktion zu untersuchen (vgl. Kretschmann, Wissenschaftspopularisierung (wie Anm. 56), sondern der populäre Zeitschriften- und Zeitungsmarkt der Jahrhundertwende wurde zum kommunikativen und öffentlichen Vorzimmer der Etablierung neuen naturwissenschaftlich-genealogischen Wissens.

62 Poll, Heinrich: Über Vererbung beim Menschen. In: Die Grenzboten 73 (1914). S. 248 – 259 u. S. 296 – 311, S. 248. Die Information zur Einordnung der Publikation Polls im Jahr 1914 bereits bei: Braund, James u. Douglas G. Sutton: The Case of Heinrich Wilhelm Poll (1877 – 1939). A German-Jewish Geneticist, Eugenicist, Twin Researcher, and Victim of the Nazis. In: Journal of the History

Während bei den übrigen Lebewesen der „planmäßig geleitete Versuch" der Züchtung unter kontrollierten Umwelteinflüssen möglich sei, stünden ähnliche Versuchsanordnungen beim Menschen für den Forscher nicht zur Verfügung:

> Er sieht sich angewiesen auf das spröde, oft unvollkommene und unzuverlässige Material der Verzeichnisse von Vorfahren; er hat mit der Unzugänglichkeit wichtiger Abkömmlinge, mit der beschränkten Kinderzahl der menschlichen Ehe, mit dem – häufig gerechtfertigten – Widerstande des einzelnen zu kämpfen, der ein genaues Forschen nach oft intimen Familienangelegenheiten zu verhindern sucht. Zudem mangelt noch in weitesten Kreisen das Verständnis für die Bedeutung der Erbforschung, eine zweckmäßige Organisation der Arbeit steht noch aus. [...] Trotz aller dieser Mißstände vermag die Vererbungslehre auch beim Menschen schon heute eine Reihe gelöster, eine größere Anzahl der Klärung naher Probleme aufzuweisen. Das allgemeinste Ergebnis aller ihrer Untersuchungen gipfelt in der Erkenntnis: der Mensch gehorcht – wie nicht anders zu erwarten war – trotz seines weit verwickelteren Aufbaus auf genauste den Regeln, wie sie Versuch und Deutung für andere, einfachere Lebewesen in tausenden von Versuchsreihen als gültig erwiesen haben.[63]

Sieben Jahre vor dem Erscheinen des Baur-Fischer-Lenz, der 1921 als Lehrbuch („Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene") die Konsolidierung eines Wissensfeldes zum Ausdruck brachte, wurde somit die ‚Gültigkeit' der ‚Vererbungsregeln' beim Menschen in der Publikumszeitschrift „Die Grenzboten" aufgezeigt. Ebenso wie das spätere Lehrbuch verband bereits Poll diese Feststellung mit einer Forderung nach „Rassenhygiene", die „als neuer Zweig der Hygiene" nun die erforderliche wissenschaftliche Grundlage habe.[64]

Etwa zeitgleich erschienen Beiträge in den „Grenzboten", die eine Zusammenführung von experimentellen, dokumentarischen bzw. historisch-kritischen

---

of Biology. 41,1 (2008). S. 1–35. Im selben Jahr publizierte Poll eine Studie zur Zwillingsforschung in der Zeitschrift für Ethnologie.

63 Poll, Vererbung (wie Anm. 62), S. 249. Das außerordentlich hohe Tempo der Rezeption neuester wissenschaftlicher Debatten zeigt sich hier auch daran, dass Poll sich auf: Lundborg, Herman: Medizinisch-biologische Familienforschung innerhalb eines 2232köpfigen Bauerngeschlechtes in Schweden (Provinz Blekinge). Jena 1913, bezog, also auf ein erst im Jahr vor der Drucklegung dieser Ausgabe der Grenzboten erschienenes Werk. Lundborg hatte an der Universität Uppsala schon in den 1910er Jahren die Rassenbiologie als Disziplin begründet und war für deren akademische (und politische) Etablierung in Europa eine zentrale Figur. (Puschner, Uwe: Auch ein „Begleitwort": Herman Lundborg in Deutschland. In: Maja Hagermann: Herman Lundborg. Rätsel eines Rassenbiologen. Berlin 2020. S. 441–449.) Seine Studie zu Blekinge war aufgrund ihres sozialen Fokus (ein „Bauerngeschlecht") in der populären Genealogie mit ihrem Interesse an der sozialen Erweiterung der Materie ein früh und oft zitiertes Referenzwerk.

64 Poll, Vererbung (wie Anm. 62), S. 308.

Evidenzverfahren sowie Menschen beobachtenden Verfahren für die weitere Entwicklung der Vererbungslehre vorschlugen. Auch hier ging die wissenschaftlich-akademische Institutionalisierung Hand in Hand mit einer publizistisch breit angelegten Kommunikation. Bereits 1914, im Gründungsjahr des „Instituts für Vererbungsforschung“ an der Königlich Preußischen Landwirtschaftlichen Hochschule in Berlin, veröffentlichte der Jurist, Heraldiker und Genealoge Stephan Kekulé von Stradonitz sein Plädoyer für die Zusammenführung der Vererbungsforschung zu Pflanzen, Tieren und Menschen und erinnerte an Robert Sommers programmatischen Beitrag in den „Grenzboten“ zwei Jahre zuvor.[65] Diese Belege passen zu auch andernorts gemachten Beobachtungen zur Umstellung der wissenschaftlichen Bezugnahmen auf die Mendelgenetik.[66] Während Mendels Studien bis dahin überwiegend als Vorlage für Experimentalanordnungen verwendet wurden, fungierten sie nun als interpretative Orientierung, so etwa die These Amir Teichers.[67]

3 Umstellungen von Genealogie nach 1945 im Medienwandel: Inhalte und Infrastrukturen

Die hier beschriebenen Praktiken und Deutungen zeitigten längerfristige Wirkungen. Als Jahrzehnte später der nationalsozialistische Staat ab April 1933 mit verschiedenen Gesetzen den „Ariernachweis“ implementierte, der eine exorbitante Zunahme empirischer genealogischer Recherchen zur Folge hatte, konnte er sich nicht nur auf die dezidiert völkische, antisemitische und rassistische Genealogie einzelner Forscher, engagierter Laien und ganzer Vereine verlassen, sondern auch an eine breite, bildungsbürgerlich etablierte Praxis der Familienforschung in kirchlichen, staatlichen und kommunalen Archiven anschließen, die mit erbbiologischen Interpretationen vertraut war. Kirchenbucheinträge und ihre genealogische Interpretation konnten nun zu einer Evidenz für Leben oder Tod

65 Kekulé von Stradonitz, Stephan: Ein Institut für Vererbungsforschung. In: Die Grenzboten 73 (1914). S. 45 – 46. Referenz ist die von Robert Sommer 1912 ausführlich in den Grenzboten vorgestellte Unternehmung.

66 Teicher, Social Mendelism (wie Anm. 18), 38 – 42, 49 u. 54 – 88; Gausemeier, Bernd: Squaring the Pedigree. Arthur Czellitzer's Ventures in Eugenealogy. In: Thulin, Jewish Families (wie Anm. 32), S. 43 – 50.

67 Teicher, Social Mendelism (wie Anm. 18), 49; Teicher, Amir: „Ahnenforschung macht frei“. On the Correlation between Research Strategies and Socio-Political Bias in German Genealogy, 1898 – 1935. In: Historische Anthropologie 22 (2014). S. 67 – 90. Siehe dazu in diesem Band den Beitrag von Bernd Gausemeier.

gemacht werden,[68] nicht nur, weil eine rassistische und antisemitische Ideologie befürwortet und mit Terror und Gewalt durchgesetzt wurde, sondern eben auch, weil das Aufspüren und Lesen von beispielsweise einem Taufeintrag kein exklusives Spezialwissen mehr darstellte, sondern sich seit Jahrzehnten als populäre Praxis etabliert hatte. Einzelne Forschungen haben das untersucht.[69] Zur gesamten Breite und Intensität sowie vor allem hinsichtlich der Multilokalität dieser Praktiken und Infrastrukturen, ihrer Verfügbarkeit und engagierten wie raschen Ausrichtung auf den Rassenstaat sowie dann zu ihren erneuten Umstellungen nach 1945 besteht nach wie vor großer Forschungsbedarf. Dabei geht es nicht nur um die Dokumentation und Kritik rassenideologischer Positionen, die nicht selten zunächst lediglich umbenannt auch in der akademisch institutionalisierten Wissenschaft als Interpretamente weitergetragen wurden.[70] Die

---

68 Zur Praxis der Nachweisrecherchen der Reichsstelle für Sippenforschung bzw. des Reichssippenamts im NS-Staat siehe: Pegelow, Kaplan, Thomas: Die Praxis der Bestimmung „rassischer“ Abstammung. Staatliche Sippenforschung, rassistischer Diskurs und Gewalt im NS-Deutschland der Vorkriegszeit. In: zeitgeschichte 34,1 (2007). S. 25–42; Ehrenreich, Eric: The Nazi Ancestral Proof. Genealogy, Racial Science, and the Final Solution. Bloomington 2007; Hennigs, Annette: Das Staatsarchiv Münster zwischen Ariernachweisen, Sippenforschung und Rasseforschung. In: Archivarbeit im und für den Nationalsozialismus. Die preußischen Staatsarchive vor und nach dem Machtwechsel von 1933. Hrsg. von Sven Kriese. Berlin 2014. S. 295–303. Für die Kirchenarchive und zu den Pfarrern siehe in diesem Band den Beitrag von Manfred Gailus.

69 Vgl. hierzu Schmuhl, Hans-Walter: Familiengeheimnisse. Genealogie, Rassenforschung und Politik in Deutschland 1890–1945, in: Geschichte und Geschichtsvermittlung. Festschrift für Karl Heinrich Pohl. Hrsg. von Olaf Hartung u. Katja Köhr. Bielefeld 2008. S. 71–84; Tebbe, From Memory to Research (wie Anm. 9); Zwilling, Martin: Mutterstämme. Die Biologisierung des genealogischen Denkens und die Stellung der Frau in Familie und Gesellschaft von 1900 bis zur NS-Zeit.In: Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte 36 (2008). S. 29–47; Teicher, Ahnenforschung (wie Anm. 67), 165 f. Pfister, Peter: Selbstbehauptung, Kooperation und Verweigerung. „Ariernachweise“ und katholische Pfarrarchive in Bayern. In: Das deutsche Archivwesen und der Nationalsozialismus. 75. Deutscher Archivtag 2005 in Stuttgart. Red. von Robert Kretzschmar [u. a.]. Essen 2007. S. 116–138; Haas, Reimund: „Zur restlosen Erfassung des deutschen Volkes werden insbesondere Kirchenbücher unter Schriftdenkmalschutz gestellt.“ Kirchenarchivare im Spannungsfeld zwischen Kooperation und Enteignung 1933–1943. In: ebd. S. 139–152. Unterlagen aus der Recherche für einen „Ariernachweis“ finden sich im Übrigen noch heute in vielen Familienüberlieferungen. Oft wirkten sie Jahrzehnte später als Impulse für neue Familienforschungen, nun aber mit anderen Interessen, vgl. exemplarisch Richau, Martin: Am Anfang stand ein „Ariernachweis“. Ein Erfahrungsbericht nach 25 Jahren familiengeschichtlicher Forschung. In: Herold-Jahrbuch NF 11 (2006). S. 147–180.

70 Für die Wissenschaftsgeschichte der Humangenetik wird dies intensiv untersucht, vgl. Germann, Laboratorien der Vererbung (wie Anm. 14); Krischel [u. a.], Zeitgeschichte der Humangenetik (wie Anm. 14), Thomaschke, Gesellschaft der Gene (wie Anm. 14), Waldschmidt, Subjekt der Humangenetik (wie Anm. 14).

Wege der archivischen und publizistischen Infrastrukturen und der Wissensbasis, die die Rassenideologie in der populären Geschichtskultur der Genealogie hatte, und die nach dem Ende des NS-Staats nicht einfach verschwand, wurden erst selten untersucht.[71] Vor allem die Digitalisierung und Open-Access-Stellung von Personenstandsüberlieferung in den Archiven der Kirchen und der öffentlichen Hand und der weltweite sogenannte „genealogy boom“, der sich auf der Basis der Vernetzungsmöglichkeiten für Genealoginnen und Genealogen mittels Mailinglisten, Datenbanken und crowd sourcing seit Ende der 1980er Jahre entwickelt hat, haben nochmals gezeigt, dass Genealogie in der Moderne ohne eine eingehende Kenntnis der populären Geschichtskultur nicht angemessen verstanden werden kann.[72] Das gilt auch für die Genetik als Hochtechnologie, die, dem Aufkommen der Vererbungslehre um 1900 vergleichbar, als sogenannte ‚DNA-Genealogie‘ spätestens seit der vollständigen Sequenzierung des menschlichen Genoms Anfang der 2000er Jahre ein stützendes Gegenüber in der populären Geschichtskultur hat. Wie sich diese Veralltäglichung genetischer Genealogie global herausbildete, welche Gemeinsamkeiten und Unterschiede es dabei in einzelnen Nutzungscommunities und Ländern gibt und wie diese erklärt werden können, in welchem Verhältnis dabei Recherchevergnügen, Ausprägungen von Rassismus und biologischem bzw. genetischem Determinismus stehen, welchen Unterschied die nun, anders als um 1900 vorhandene Beteiligung von Unternehmen (mit kommerziellen Angeboten sogenannter Genetic Ancestry Tests) in diesem Feld macht, ist für die Situation in den deutschsprachigen Ländern mit der im internationalen Vergleich spezifischen,

71 Historisch-kritische Vereinsgeschichten, die dies tun, sind bislang lediglich: Regenbrecht, Genealogische Vereinsarbeit (wie Anm. 32) und Zwilling, 100 Jahre genealogische Forschung (wie Anm. 32).

72 de Groot, Jerome: The Genealogy Boom: Inheritance, Family history, and the Popular Historical Imagination. In: The Impact of History? Histories at the Beginning of the 21st Century. Hrsg. von Pedro Ramos Pinto u. Bertrand Taithe. London 2015. S. 21–34; Timm, Elisabeth: Grounding the Family. Locality and its Discontents in Popular Genealogy. In: Ethnologia Europaea. Journal of European Ethnology 42,2 (2012). S. 36–50. Die Forderung einer breiten Zugänglichkeit von Archivüberlieferung, hatte, wie oben am Beispiel der Debatte in den Grenzboten aufgezeigt, in der vereinsgestützten Familienforschung im 20. Jahrhundert eine starke Basis, die Digitalisierung gab ihr einen neuen, immensen Schub und förderten den Kompetenzerwerb unter Laien erheblich (Quellenkunde, Quellenkritik, Paläographie). Einen Überblick hierzu bieten die Projektdarstellungen im Forumsteil von Fertig, Georg u. Sandro Guzzi-Heeb: Genealogien. Zwischen populären Praktiken und akademischer Forschung. Rural History Yearbook 18 (2021). Siehe dazu in diesem Band die Beiträge von Nicolas Rügge und Bertram Fink.

ins 19. Jahrhundert zurückreichenden Vereinsbasis bislang kaum dokumentiert oder untersucht worden.[73]

73 Nun aber: Fertig, Georg: DNA-Analyse und Vereinsgenealogie. Erkenntnisse aus einer schwierigen Kooperation. In: Rural History Yearbook 18 (2021). S. 239 – 249; sowie bereits Sommer, Marianne: „Do You Have Celtic, Jewish, Germanic Roots?" – Applied Swiss History before and after DNA. In: Identity Politics and the New Genetics: Re/Creating Categories of Difference and Belonging. Hrsg. von Katharina Schramm [u. a.]. Oxford 2012. S. 116 – 140. Als transnationale Fallstudien zum Stand der Forschung exemplarisch: Cannell, Fenella: How DNA Can Get in the Way of History, Sometimes. Family Historians as Kinship Artisans across both 'Religious' and 'Secular' Contexts. In: Rural History Yearbook 18 (2021). S. 45 – 66; Strand, Daniel u. Anna Källén: I am a Viking! DNA, popular culture and the construction of geneticized identity. In: New Genetics and Society (2020). S. 1 – 21; Tamarkin, Noah: Genetic Afterlives. Black Jewish Indigeneity in South Africa. Durham 2020; Abel, Sarah u. Gísli Pálsson: Dépister l'ancestralité: machines et techniques généalogiques dans la reconstruction des histoires de famille. In: Éthnologie française I, 2 (2020). S. 269 – 284; Nelson, Alondra: The Social Life of DNA. Race, Reparations, and Reconciliation after the Genome. Boston 2016; Nash, Catherine: Genetic Geographies. The Trouble with Ancestry. Minneapolis 2015; Abu El-Haj, Nadia: The Genealogical Science: The Search for Jewish Origins and the Politics of Epistemology. Chicago 2012.

Genealogie im Gefüge der Wiederentdeckung der Mendelschen Regeln um 1900

Bernd Gausemeier

Von der Ahnentafel zur totalen Genealogie

„Wissenschaftliche Genealogie" als biologisch-soziales Hybridfeld um 1900

Mit ihrem Gründungsjahr 1920 war die Westfälische Gesellschaft für Genealogie und Familienforschung ein Nachzügler in der Welt der genealogischen Vereine. Die Welle entsprechender Vereinsgründungen begann andernorts bereits zur Zeit der Reichsgründung, ein Umstand, der auf die enge Beziehung zwischen bürgerlichem Genealogieinteresse und nationalistischer Begeisterung verweist. Allerdings kann die Faszination für die eigene Abstammung ebenso wenig allein auf diesen Aspekt zurückgeführt werden wie auf einen apolitischen Rückzug ins Private. Thomas Nipperdey konstatiert, dass die Familie in der Gesellschaft des späten 19. Jahrhunderts – trotz des gleichzeitigen Aufstiegs des bürgerlich-liberalen Individualismus – eine geheiligte Institution war. Die „Familienreligion" füllte nach seiner Interpretation die Lücke, welche die schwindende Kraft traditioneller religiöser Sinnstiftung hinterließ.[1] Das gesteigerte Interesse an Familienverhältnissen kann aber auch als Resultat sozialökonomischer Veränderungen gedeutet werden. Laut dem Sozialhistoriker David Sabean führte die Ausbreitung des Realerbteilungsrechts dazu, dass Verwandtenehen in diesem Zeitraum in Mitteleuropa einen historischen Höchststand erreichten. Eine bewusste Heiratspolitik innerhalb des Familienkreises sollte das Auseinanderfallen von Grundbesitz verhindern.[2]

Die Genealogie erhielt im 19. Jahrhundert jedoch nicht nur dadurch Auftrieb, dass sie der Stiftung von Identität oder der Kennzeichnung familiärer Allianzen diente. Die neue bürgerliche Form der alten adeligen Praxis hatte eine Kehrseite: die, wie es Michel Foucault an einer zentralen Stelle seiner Geschichte der Sexualität ausdrückt, „umgekehrte und dunkle Ahnentafel, deren beschämende ‚Adelstitel' die Krankheiten oder Belastungen der Verwandtschaft waren." An Stelle einer „Sorge um den Stammbaum" trat eine „Besorgnis um die Vererbung."[3] Es ist schwer zu übersehen, dass seit dem späten 19. Jahrhundert die Medizin zu einem der wichtigsten Anwendungsgebiete der Genealogie wurde, insbesondere darum, weil

1 Nipperdey, Thomas: Deutsche Geschichte 1866–1918. Bd. I: Arbeitswelt und Bürgergeist. München 1994. S. 43–44.

2 Sabean, David W.: From Clan to Kindred: Kinship and the Circulation of Property in Premodern and Modern Europe: In: Heredity Produced. At the Crossroads of Biology, Politics, and Culture. 1500–1870. Hrsg. von Staffan Müller-Wille u. Hans-Jörg Rheinberger. Cambridge MA 2007. S. 37–59, hier S. 47.

3 Foucault, Michel: Der Wille zum Wissen. Frankfurt/M. 1983. S. 150.

 https://doi.org/10.1515/9783110718034-004

die Angst vor einer erbbedingten nervlichen Degeneration sich als zentrales Moment eines neuen, biologisch definierten Menschenbildes etablierte. Die Stammbäume und Ahnentafeln „erblich belasteter" Familien wurden gleichermaßen Sinnbild und Arbeitsmaterial einer politischen Wissenschaft, die auf diesem Menschenbild aufbaute – der Eugenik. Wie aber war es möglich, dass eine Praxis, die traditionell der Repräsentation guter Abstammung gewidmet war, in den Dienst einer Suche nach negativen Erbanlagen trat? Existierten im späten 19. Jahrhundert diese beiden Formen von Genealogie parallel nebeneinander oder trat, wie es Foucault nahelegt, die neue, analytische Form an die Stelle der alten, repräsentativen? Ich möchte in diesem Beitrag darstellen, dass sich beide Ausprägungen keineswegs klar voneinander trennen lassen, sondern dass die Genealogie zu einem hybriden Feld wurde, auf dem sich das Interesse an der Abstammung und die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Vererbung überlappten und wechselseitig beeinflussten. In Deutschland trat diese Entwicklung besonders klar hervor, da sich um 1900 unter dem Namen der „wissenschaftlichen Genealogie" ein Diskursfeld herausbildete, auf dem Mediziner, Historiker, Naturwissenschaftler und Amateurgenealogen das Konzept einer transdisziplinären Wissenschaft diskutierten. An diesem Diskurs wird deutlich, wie vielfältig die Ideen und Fragestellungen waren, die in dieses neue Verständnis der Genealogie eingingen, aber auch, wie sehr es mit dem Ziel einer eugenischen Kontrolle der Gesellschaft verbunden war.

Genealogische Gesellschaftstheorie

Im April 1912 fand unter der Leitung des Psychiaters Robert Sommer an der Universität Gießen eine Veranstaltung statt, die heutzutage von jeder Universitätsverwaltung als vorbildlicher Beitrag zur Förderung des interdisziplinären Austausches gefeiert würde. Der „Kurs mit Kongreß für Familienforschung, Vererbungs- und Regenerationslehre" zog 160 Teilnehmer an, unter ihnen neben Fachkollegen Sommers auch Vertreter anderer medizinischer Disziplinen, Naturwissenschaftler, Psychologen, Historiker und Juristen; die letztgenannten traten teilweise als Vertreter genealogischer Vereine oder staatlicher Institutionen auf. Laut Sommer war es das übergeordnete Ziel des Kurses, eine „gemeinsame Arbeit von Vertretern der verschiedenen Berufskreise in Bezug auf das Thema der angeborenen Anlage hervorzurufen".[4] Für den umtriebigen Psychiater, der

4 Sommer, Robert: Bericht über den II. Kurs mit Kongreß für Familienforschung, Vererbungs- und Regenerationslehre in Gießen. In: Klinik für psychische und nervöse Krankheiten 7 (1912). S. 150–342, hier S. 153 f.

sich stets für engere Verbindungen zu den Nachbardisziplinen stark machte, war dies kein neues Anliegen. Schon vier Jahre zuvor hatte er auf einem ersten, noch weniger frequentierten „Kurs" versucht, Beziehungen zwischen der großen Gruppe der Amateurgenealogen und Wissenschaftlern zu vermitteln, die ein professionelles Interesse an den Praktiken der Familienforschung hatten. Tatsächlich führte dieser erste Gießener Kurs zu einer Verbindung von zwei Institutionen, deren Interessen auf den ersten Blick sehr unterschiedlich erscheinen: einerseits der Leipziger „Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte", die sich bei ihrer Gründung 1904 zum Ziel gesetzt hatte, eine Vernetzung und Indexierung der in Deutschland vorhandenen genealogischen Quellenbestände zu erreichen; andererseits der Gesellschaft für Rassenhygiene, in der sich 1905 die führenden Propagandisten der aufstrebenden Eugenikbewegung zusammengeschlossen hatten.[5] Die beiden Vereine vereinbarten, gemeinsam das Ziel einer „exakten Familienforschung, besonders im Hinblick auf die Erscheinungen der Vererbung, Degeneration und Regeneration" zu fördern. Das bedeutete konkret, dass die „Zentralstelle", neben den Findmitteln und Sammlungen, die sie für die Nutzung durch Hobbyforscher anlegte, auch ein Archiv für familiengeschichtliche Materialien aufbauen sollte, die vermeintlich relevant für das Verständnis der „Vererbung" von Krankheiten und anderen menschlichen Eigenschaften waren.[6]

Die Amateurgenealogen, Eugeniker und Mediziner, die in Sommers Kursen zusammenkamen, einte ein Grundgedanke: weil die Vererbung das grundlegende wissenschaftliche Problem der Zeit war, kam der Genealogie eine neue, zentrale Aufgabe in der Ordnung der Wissenschaften zu. Eine Erforschung der Vererbung beim Menschen erforderte die systematische Erfassung von genealogischen Informationen. Die Familienforschung wurde damit von einer privaten Liebhaberei zu einer wissenschaftlichen Aufgabe und jeder Freizeitgenealoge zum potentiellen Mitarbeiter an dieser Aufgabe. Es waren vor allem Mediziner wie Sommer, die dieses Konzept einer neuen naturwissenschaftlichen Genealogie verbreiteten. Der wichtigste Stichwortgeber des Diskurses war jedoch ein Historiker. Ottokar Lorenz (1832–1904), Ordinarius an der Universität Jena, gehörte zu den konservativsten Vertretern seiner Zunft.[7] Sein Eintreten für eine Wiederaufwertung der Genealogie war zunächst Ausdruck eines Kreuzzuges gegen alle modernen – das hieß soziologisch, kulturhistorisch und nationalökonomisch beeinflussten – Richtungen in der Geschichtswissenschaft. Das ‚Zurück-zu' einer Darstellung der „natürlichen

---

5 Zur Geschichte der „Zentralstelle" vgl. den Aufsatz von Katrin Heil in diesem Band.

6 Breymann, Hans: Geschäftsbericht des Vorsitzenden. In: Mitteilungen der Zentralstelle für Deutsche Personen- und Familiengeschichte 4 (1909). S. 105–109, hier S. 106 f.

7 Backs, Silvia: Lorenz, Ottokar. In: Neue Deutsche Biographie. Bd. 15 (1987). S. 170–172.

Bande“, welche die herrschenden „Geschlechter formten“[8], wurde jedoch mit dem 1898 erschienenen „Lehrbuch der gesammten wissenschaftlichen Genealogie“ ein ‚Hin-zu‘ einer Vereinigung von Geschichts- und Naturwissenschaft.[9] Es war die moderne Biologie, speziell die viel diskutierte Vererbungslehre August Weismanns, die Lorenz die theoretische Vorlage dafür bot, nicht nur gegen den Ruf der Genealogie als veralteter Amateurdisziplin anzuschreiben, sondern sie als Grundlage einer neuen Wissenschaft vom Menschen zu postulieren. Sein „Lehrbuch“, das entgegen seinem Titel kaum methodologische Prinzipien vermittelte, kreiste dabei um ein Kernmotiv: die neue, biologisch begründete Genealogie musste auf dem Darstellungsprinzip der „Ahnentafel“ aufbauen und sich vom Motiv des Stammbaumes verabschieden. Führte dieses eine verzweigte Verwandtschaft auf Stammeltern (oder oft nur einen Stammvater) zurück, ordnete jene die gesamte Aszendenz einer Person streng in aufsteigenden Linien an. Sie entsprach damit dem Schema der Vererbung des „Keimplasmas“ nach Weismann. Nach der Theorie des Freiburger Zoologen vermengten sich bei der Fortpflanzung die gesamten Erbsubstanzen zweier Individuen.[10] Potenziell trug also jedes Individuum Bestandteile der „Keimplasmen“ aller Mitglieder einer noch so weit entfernten Ahnengeneration in sich; die Ahnentafel repräsentierte damit die Erbanlagen einer Person. Lorenz drehte also – ganz im Sinne der oben erwähnten Beobachtung Foucaults – die Suche nach dem noblen Ursprung buchstäblich in eine Analytik der Vererbung um.

Alle weiteren Grundgedanken des „Lehrbuches“ ergaben sich direkt aus dem Ahnentafel-Prinzip. Lorenz konnte sich in seinem Feldzug für die Genealogie zwar auf die zahlreichen Familienstudien zeitgenössischer Ärzte über psychische und pathologische „Vererbung“ berufen, wandte sich jedoch gegen die vor allem von französischen Psychiatern propagierte Theorie einer galoppierenden psychopathologischen Degeneration. Für Lorenz war die Degenerationsangst sowohl selbst ein Zeichen von Hysterie als auch eine Folge dilettantischer Genealogie – ihre Vertreter suggerierten mittels selektiver Stammbaumlinien eine Akkumulation des Wahnsinns, wo die Ahnentafel den Anteil devianter Vorfahren relativiert hätte.[11] Die Ahnentafel sollte aber nicht nur einen nüchternen Blick auf Erbgänge vermitteln. Wichtiger noch war Lorenz die Erkenntnis des „Ahnenverlustes“, das

8 Lorenz, Ottokar: Leopold von Ranke. Die Generationenlehre und der Geschichtsunterricht. Berlin 1891. S. 188.

9 Lorenz, Ottokar: Lehrbuch der gesammten wissenschaftlichen Genealogie. Stammbaum und Ahnentafel in ihrer geschichtlichen, sociologischen und naturwissenschaftlichen Bedeutung. Berlin 1898.

10 Weismann, August: Das Keimplasma. Eine Theorie der Vererbung. Jena 1892.

11 Lorenz, Lehrbuch (wie Anm. 9), S. 437 f.

heißt des Phänomens, dass infolge von Verwandtenehen die tatsächliche als Anzahl der Ahnen geringer sein konnte als die theoretische. Für den exzellenten Kenner europäischer Hochadelsfamilien war dies keineswegs – wie viele Degenerationstheoretiker mutmaßten – eine außergewöhnliche und gefährliche Erscheinung; schließlich hatte auch der herrschende deutsche Kaiser 74 anstelle von 128 zu erwartenden Ur-Ur-Ur-Ur-Urgroßeltern.[12] „Ahnenverlust" war nicht nur eine Normalität, sondern das entscheidende Grundprinzip menschlicher Fortpflanzung. Es lag „in der Menschennatur", innerhalb einer bestimmten, gleichartigen Gruppe zu heiraten und so „die Ahnenmasse zu verringern."[13] Es war das Prinzip, nach dem sich Familie, Gruppe, Stämme und „Rassen" mit ihren besonderen Eigenschaften herausbildeten und abschlossen. Es war der Begriff des Ahnenverlustes, nicht der Bezug auf die Vererbung einzelner psychischer oder pathologischer Eigenschaft, der Lorenz' „wissenschaftliche Genealogie" zu einer biologistischen Gesellschaftstheorie machte. Ihr Kerngedanke war, dass alle gesellschaftlichen Verhältnisse letztlich auf Abstammungs- und Vererbungsverhältnissen beruhten – und dass diese Verhältnisse natürlich begründet und damit nicht hinterfragbar waren.[14]

Es war wohl diese Konsequenz, mit der Lorenz alle wesentlichen wissenschaftlichen Fragen in genealogische Fragen verwandelte, die ihn zum Referenzpunkt sowohl bei den historisch orientierten Genealogen als auch bei den genealogisch orientierten Medizinern machte. Der Einfluss des „Lehrbuchs" war wesentlich dafür, dass beide Gruppen eine kleine, aber sendungsbewusste Diskursgemeinschaft bildeten. Lorenz' Ahnentafel-Konzept sowie der Schulterschluss zwischen familienkundlichen und eugenischen Organisationen gaben diesem Diskurs eine besondere deutsche Prägung; die Neubewertung der Genealogie als Scharnier zwischen den Wissenschaften von der Gesellschaft und vom Leben war indessen keine nationale Besonderheit. In Großbritannien waren entsprechende Ideen schon früher geläufig. Henry E. Malden, Sekretär der Royal Historical Society, plädierte schon zehn Jahre vor Lorenz' Lehrbuch für eine Aufwertung der Genealogie. Auch Malden bezog sich primär auf Fragen der Vererbung von Charaktereigenschaften und Fähigkeiten in Herrscherhäusern, auch er zog von hier Analogien zu den erblichen Qualitäten ganzer Gruppen und Völker, wobei er großzügig Stereotypen über „rassische" Eigenarten bediente. Ähnlichkeiten bestanden ferner hinsichtlich der Betonung der mütterlichen Erblinien und der Notwendigkeit, vollständige Ahnentafeln zu rekonstruieren. Ein

12 Lorenz, Lehrbuch (wie Anm. 9), S. 297–301.
13 Lorenz, Lehrbuch (wie Anm. 9), S. 334.
14 Lorenz, Lehrbuch (wie Anm. 9), S. 312.

augenfälliger Unterschied zu Lorenz zeigte sich darin, dass der englische Historiker sein Plädoyer nicht durch einen Bezug zur theoretischen Biologie, sondern zur alltäglichen Zoologie untermauerte. Die praktische Bedeutung von *pedigrees*, so Malden, sei nirgends so augenfällig wie in der Tierzucht. Jedem seiner Zuhörer musste geläufig sein, dass erfolgreiche Rennpferde in den Rennkalendern stets durch den Rekurs auf ihre umfangreichen Ahnentafeln vorgestellt wurden.[15] Die Analogie zwischen equiner und humaner Genealogie war für ein Publikum viktorianischer Akademiker wohl weniger provokativ als selbstverständlich. Dass Familienforschung nicht allein der repräsentativen Anordnung von Namen diente, sondern auch Schlüssel zum Verständnis der physischen und psychischen Beschaffenheit des Menschen sei, wurde auch schon zwanzig Jahre zuvor von dem Juristen und Genealogen George W. Marshall vor der Londoner Anthropological Society geäußert. Allerdings wollte sich Marshall, noch wesentlich bescheidener als später Lorenz, nicht der Interpretation eines Zuhörers anschließen, dass Genealogie in diesem Sinne gleichbedeutend mit Anthropologie sei.[16]

Auch für jene Angehörigen der gebildeten viktorianischen Oberschicht, die nicht die durch das Empire kolonisierten Völker bereisten und ihre Abstammungsverhältnisse studierten, war Genealogie mehr als ein Hobby. Sie war ein soziales Prinzip der Welt, in der sie lebten. Für Männer wie Charles Darwin, so dessen Biographin Janet Browne, war es offensichtlich, dass sozialer Status von der Herkunft abhing, wobei die „Züchtung" familiärer Exzellenz nicht allein im Sinne der Verbindung „guter" erblicher Linien, sondern auch einer fortschreitenden Kultivierung von Intellekt und Verhalten verstanden wurde.[17] Diese Perspektive verschob sich aber, nicht zuletzt durch den Einfluss der Ideen Darwins, in Richtung einer rein biologisch begründeten ererbten Exzellenz. Niemand hatte daran mehr Anteil als Francis Galton, Darwins Vetter zweiten Grades.

Galton steht exemplarisch dafür, wie eng das Auftreten einer Wissenschaft der Vererbung im späten 19. Jahrhundert mit der Formulierung eines politischen Programms zusammenhing, in dem Fortpflanzung und Vererbung einerseits die bestehenden sozialen Verhältnisse rechtfertigten und andererseits zum Gegenstand staatlicher Kontrolle erklärt wurden – er war sowohl der Pionier eines statistischen Blicks auf Vererbungsvorgänge als auch der Schöpfer des Begriffes „Eugenik". Das Buch, in dem Galton die Grundlagen seiner eugenischen Ideen entwickelte, war im Prinzip ein genealogisches Handbuch oder – wie Browne

15 Malden, Henry E.: Historic Genealogy. In: Transactions of the Royal Historical Society, New Ser. 4. (1889). S. 103–123.

16 Marshall, George W.: Remarks on Genealogy in Connexion with Anthropology. In: Journal of the Anthropological Society of London 4 (1866). S. lxxxv–lxxxix.

17 Browne, Janet: Charles Darwin: A Biography. Vol. 2: The Power of Place. Princeton 2002. S. 277.

es ausdrückt – eine „kollektive Autobiographie der männlichen viktorianischen Elite".[18] „Hereditary genius", erstmals 1869 erschienen, wartete mit einer Vielzahl von Häufungen brillanter Mathematiker, ranghoher Juristen und erfolgreicher Ruderer in britischen Oberschicht-Familien auf, um die Erblichkeit der entsprechenden Fähigkeiten zu demonstrieren.[19] Während Darwin vom Werk seines Verwandten beeindruckt war, führte es Lorenz als Paradebeispiel genealogischer Inkompetenz auf, obwohl die Grundaussage eigentlich ganz seinen Überzeugungen entsprach. Galtons Vorgehen, lückenhafte und stets frauenlose *pedigrees* aneinanderzureihen, repräsentierte eben jene selektive Darstellungsweise, die sein Lehrbuch ad acta legen sollte. Schlimmer wog noch, dass der exzellente Mathematiker seine erblichen Geistes- und Sporttalente zu Gruppen zusammenaddierte – was Lorenz mit dem Begriff „Massenstatistik" quittierte, für ihn und seine Anhänger ein schroffes Verdammungsurteil.[20] „Statistik" war nach lorenzscher Diktion das Gegenteil von wissenschaftlicher Genealogie, ein oberflächliches Zusammenzählen unzusammenhängender Daten, während die Genealogie mittels Ahnentafel tatsächliche biologische Zusammenhänge offenlegte.

Lorenz Spott über Galtons Familienalmanach, der nur die Alltagsweisheit von Apfel und Stamm bestätige, ist aus heutiger Sicht leicht nachvollziehbar. Die beflissenen Familiengeschichten voller preisgekrönter Oxbridge-Absolventen wirken wie die Karikatur altbackenen Klassendünkels. Aber Galton war lernfähig. Er realisierte, dass für einen stichhaltigen Nachweis von Vererbung genauer definierte Merkmale und präzisere Informationen über diese Merkmale nötig waren. Bei seinen späteren Studien über die Variation anthropologischer Messgrößen blieb er bei seinem Ansatz einer Sammelgenealogie, indem er sich um die Zusammenstellung möglichst vieler *family records* bemühte. Wie aber war sicherzustellen, dass diese möglichst lückenlos waren und zuverlässige Angaben enthielten? Galton verfuhr nach Art eines wohlhabenden Gentleman und Privatgelehrten: er bat über Anzeigen um Zusendung von Familiengeschichten mit physisch-anthropologischen Daten und lobte für besonders gelungene Arbeiten nicht unerhebliche Preisgelder aus.[21] Ähnlich war er bereits bei dem Projekt vorgegangen, *medical family registers* zu sammeln. Es war ihm klar, dass dieses Anliegen ziemlich delikat war, da kaum eine bürgerliche Familie gerne Auskünfte über Krankheiten, speziell psychische und nervliche, erteilte. Er zählte darum auf jene Männer, die aufgeklärt genug waren, mit den empfindlichen Informationen

18 Browne, Darwin (wie Anm. 17), S. 290.
19 Galton, Francis: Hereditary Genius. An Inquiry into its Laws and Consequences. London 1869.
20 Lorenz, Lehrbuch (wie Anm. 9), S. 420 – 425.
21 Galton, Francis: Regression Towards Mediocrity in Hereditary Stature. In: The Journal of the Anthropological Institute of Great Britain and Ireland 15 (1886). S. 246 – 263, hier S. 247.

vorurteilsfrei umzugehen – die Ärzte selbst, die ohnehin die Einzigen waren, die pathologische Angaben über lebende und schon verstorbene Angehörige richtig einschätzen konnten.[22]

Mit seinem Vorgehen, Genealogien für seine speziellen Fragestellungen zu konstruieren oder konstruieren zu lassen, bewies Galton ein klares Bewusstsein für ein Problem, das Lorenz schlicht übersah und das seine Anhänger oft beiseite schoben. Wenn die Genealogie der Weg zum Verständnis der Vererbung bestimmter Eigenschaften war – was garantierte, dass eine noch so akkurat konstruierte Ahnentafel auch die dafür notwendigen Angaben enthielt? In der Welt der lorenzschen Genealogie schien es so, als ergebe sich dies quasi zwangsläufig aus den historischen Quellen. Bezeichnend hierfür ist das einzige Beispiel, an dem Lorenz ausgiebig seine Vorstellungen konkretisierte: die Familiengeschichte des Hauses Habsburg. Sie bot dem Monarchisten Lorenz reichlich Material für spekulative Betrachtungen über Charakter und Prägung großer Männer und Frauen, war aber ebenso gut geeignet, um die Bedeutung des „Ahnenverlusts“ für die Bildung eines Familientypus zu erläutern. Hinzu kam, dass die Habsburger eine physische Eigenart aufwiesen, die ideal für die Nachverfolgung eines erblichen Merkmals erscheinen musste: die sogenannte „Habsburger Lippe“. Diese als Prognathie bezeichnete Wuchsanomalie des Gebisses hatte den Vorteil, auf den Portraits, die für die Habsburger reichlich überliefert waren, klar erkennbar zu sein.[23] Lorenz scheint keinen Gedanken daran verschwendet zu haben, dass die Familiensaga, anhand derer er seine Methode erläuterte, ein sehr seltener Sonderfall war. Selbst in Adelsfamilien gab es selten eine so gute Dokumentation über ein klar definiertes Merkmal. Das Prinzip der Ahnentafel erschwerte die Situation noch, da für nicht-adelige Familien nach wenigen Generationen selbst grundlegende Lebensdaten für alle Ahnen zumeist schwer zu ermitteln waren. Dennoch sollten Lorenz’ Anhänger, wie ich noch genauer erläutern werde, sich überwiegend an diesem Prinzip orientieren – oder zumindest die Rekonstruktion möglichst langer Ahnenreihen als Königsweg einer mit Vererbungsfragen befassten Genealogie betrachten. Der Statistiker Galton sah es genau umgekehrt: für ihn ging es primär um die Erhebung möglichst zahlreicher Daten zu einem bestimmten Merkmal; die Einordnung der Merkmalsträger in ihre genealogischen Zusammenhänge war dagegen nur ein Hilfsmittel. Das Material für seine Familiengeschichten musste durch Beobachtung und Befragung neu konstruiert werden, während nach dem lorenzschen Ansatz die Genealogie wei-

22 Galton, Francis: Medical Family Records. In: Fortnightly Review 34 (1883). S. 244–250, hier S. 246.

23 Lorenz, Lehrbuch (wie Anm. 9), S. 402–411.

terhin als eine Rekonstruktion aus historischen Quellen definiert war. Man könnte die erstere Position als einen ersten Schritt zu einer statistisch fundierten Wissenschaft der Vererbung betrachten, während letztere eher eine rückwärtsgewandte Familienschwärmerei als einen nüchternen, analytischen Blick beförderte. Tatsächlich aber waren beide Perspektiven in der Zeit um 1900 sehr eng miteinander verwoben, und gerade diese Verbindung erklärte die enorme Bedeutung, welche der Diskurs über die Vererbung damals entfaltete.

Genealogische Narrative

Lorenz' Konzept der „wissenschaftlichen Genealogie" bedeutete für die Amateurgenealogen sowie die genealogisch orientierten Historiker eine willkommene Aufwertung. Eine besonders starke Verbreitung und Weiterentwicklung erfuhr es jedoch durch Mediziner, speziell Psychiater. Das ist wenig verwunderlich, wenn man sich die Bedeutung der „Heredität" im medizinischen Denken des 19. Jahrhunderts vergegenwärtigt. Der Blick auf die familiäre Verbreitung bestimmter Krankheiten, insbesondere Geistes- und Nervenkrankheiten, war wesentlich älter als der Bedarf danach, diese Praxis theoretisch zu untermauern. Dabei wurden bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts nur äußerst selten genealogische Darstellungen verwendet; die Regel waren Krankheitsgeschichten, in denen sich ausführliche Einzelfallbeschreibungen zu einer pathologischen Familiensaga zusammenfügten.[24] Bevorzugter Gegenstand solcher Erhebungen waren Krankheiten, die über viele Generationen in konstanter Form auftraten, etwa Hämophilie, Nachtblindheit oder erblicher Veitstanz (Chorea Huntington). Diese klassischen „Stammbaumkrankheiten" vermittelten das Bild einer regelhaften Vererbung klar definierter Merkmale, weshalb sie auch nach der Verbreitung der mendelschen Genetik gerne als Beispiele herangezogen wurden. In der Medizin des 19. Jahrhunderts galten sie aber keineswegs als allgemeingültige Form von Vererbung. Vor allem in der Psychiatrie, der am stärksten durch Vererbungsfragen geprägten Disziplin, wurde Erblichkeit als ein dynamischer und wechselhafter Prozess aufgefasst. Besonders deutlich kam dies in den seit den 1850er Jahren verbreiteten Degenerationstheorien zum Tragen, nach denen eine erbliche Anlage zum „Irresein" sich zunächst in leichten und in den folgenden Generationen in schwereren Formen manifestierte. Die von Lorenz scharf kritisierten Stammbäu-

---

24 Nukaga, Yoshio: A Genealogy of Genealogical Practices. The Development and Use of Medical Pedigrees in the Case of Huntington's Disease. PhD. Diss. Montreal. 2000. S. 91; López-Beltrán, Carlos: Storytelling, statistics and hereditary thought. The narrative support of early statistics. In: Studies in History and Philosophy of Biological and Biomedical Science 37 (2006). S. 41–58.

me solcher Familien setzten das Szenario des Verfalls vom Auftreten nervöser Störungen bis zum Aussterben eines Familienzweiges dramatisch in Szene.[25] Psychiater beschäftigten sich aber schon lange vor dem Auftreten solcher Genealogien des ‚Wahnsinns' systematisch mit Vererbung. Seitdem psychiatrische Anstalten sich im frühen 19. Jahrhundert als medizinische Einrichtungen definierten, sammelten sie anamnestische Informationen, unter anderem zur „familiären Belastung". Die daraus generierten Statistiken sollten Hinweise darauf geben, welcher Anteil der Patienten vermeintlich erblich disponiert war, gegebenenfalls auch, bei welchen Krankheitsbildern Erblichkeit eine wichtige Rolle spielte. In den 1860er und 1870er Jahren bemühten sich Anstaltspsychiater darum, die statistische Erfassung so zu verfeinern, dass sie präzisere Aussagen über Häufigkeit und Form erblicher Fälle lieferten. Die Ergebnisse blieben aufgrund der Lückenhaftigkeit der Informationen und der Ungenauigkeit der diagnostischen Klassifikation weit hinter den Erwartungen zurück.[26] In dieser Enttäuschung liegt ein Grund dafür, dass gerade Psychiater sich so enthusiastisch der „wissenschaftlichen Genealogie" verschrieben. Die besonders an Vererbungsfragen interessierten unter ihnen konnten sich voll und ganz mit der Idee identifizieren, dass „Massenstatistik" nur oberflächliche und unzusammenhängende Zahlen lieferte, eine gut recherchierte Familienstudie jedoch vermittelte, nach welchen Regeln sich Geistes- und Nervenkrankheiten vererbten.

Robert Sommer, der wichtigste Mittler zwischen den Kreisen der historischen und der medizinischen Familienkunde, war ein typischer Vertreter dieser Haltung. Er repräsentierte auch das in der Psychiatrie vorherrschende Vererbungsdenken, wenn er die Familienforschung als einen Weg betrachtete, verschiedene Formen von Anomalien bei mehreren Blutsverwandten zu vergleichen, um den „Formenkreis" einer Krankheit zu umschreiben.[27] Für Sommer ging es also nicht darum, das regelhafte Auftreten eines konstanten Merkmals zu verfolgen, sondern spezifische Manifestationen einer Gruppe von Anlagen zu analysieren. Dieses Konzept einer „polymorphen" Erblichkeit wurde zwar vor dem Hintergrund des aufkommenden Mendelismus nicht mehr von allen Psychiatern geteilt, es blieb aber weit verbreitet. Die dichte genealogische Beschreibung war die diesem Konzept angemessene Methode; es war selbst ein genealogisches, da in ihm verschiedene Anomalien als Variationen eines Anlagenstammes verstanden

25 Als Beispiele vgl. Déjérine, Jules: L'Hérédité dans les Maladies du Système Nerveux. Paris 1886; Möbius, Paul J.: Ueber nervöse Familien. In: Allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie 40 (1884). S. 228–243.

26 Gausemeier, Bernd: Pedigrees of Madness. The Study of Heredity in 19th and early 20th Century Psychiatry. In: History and Philosophy of the Life Sciences 36 (2015). S. 467–483.

27 Sommer, Robert: Familienforschung und Vererbungslehre. Leipzig 1907. S. 43.

wurden. Sommer trieb dieses Verständnis auf die Spitze, wenn er erklärte, bei den üblichsten Geisteskrankheiten stelle sich „der normale Familientypus [...] in sozusagen karikierter Form“ dar.[28]

Wenn die Grenzen zwischen „normaler“ und „pathologischer“ Vererbung fließend waren, ging auch die Bedeutung der Genealogie über jene einer bloß analytischen Methode hinaus. Die von Lorenz ausgelöste Form der Genealogiebegeisterung wurde gerade dadurch getragen, dass sich in ihr professionelle und persönliche Interessen verbinden konnten – auch hierfür bietet Sommer das beste Beispiel. In seinem 1907 erschienenen Buch „Familienforschung und Vererbungslehre“ erläuterte er seine Vorstellungen nicht etwa anhand psychiatrischer Fälle, sondern breitete eine ausgiebige Studie über die Vorfahren seiner Ehefrau aus, die eine Reihe ausgewiesener Schriftsteller, Künstler und Wissenschaftler umfassten.[29] Im Sinne seines Vererbungskonzepts betrachtete Sommer die Genese von Begabungen durchaus als wissenschaftliches Problem; dennoch war die Studie mit ihren biographischen Skizzen besonders begabter Ahnenexemplare eher romanhafte Familiensaga als analytische Abhandlung. Sie war ein entfernter deutscher Verwandter von Galtons „Hereditary Genius“, gehörte aber in erster Linie dem in Deutschland blühenden Genre von Familiengeschichten nationaler Geistesheroen an. Auch andere „Dichter und Denker“-Genealogien dieser Zeit bemühten sich um eine „vererbungswissenschaftliche“ Einfärbung ihres Materials. Wie bei Sommer schlug sich dies aber eher in Betrachtungen über den Charakter bestimmter Familienzweige – welcher gern mit deren „Stammeszugehörigkeit“ erklärt wurde – als Behauptungen über spezifische „Erbgänge“.[30]

In der Form von Genealogie, die sich unter dem Einfluss von Lorenz herausbildete, wurden klassische familienhistorische Narrative mit biologischen Deutungen überformt. Das geeignete Material dafür bot neben der Herkunft „genialer“ Menschen vor allem die dynastische Genealogie. Das vom Meister Lorenz angeführte Beispiel der Habsburger wurde in seinem Gefolge mehrfach neu ausgedeutet. Der Psychiater Wilhelm Strohmayer bemühte sich 1911 etwa um eine etwas stärkere Betonung der Erbgänge, blieb aber weitgehend der Sichtweise des Vorbildes treu. Ausgehend vom Merkmal der Prognathie zeichnete er die Veränderungen eines Familientypus, der durch die „Vermischung“ mit anderen dynastischen Linien modifiziert, aber nie völlig verändert wurde. In seiner Darstellung trafen stärkere und schwächere, positive und negative Erbmassen auf-

28 Sommer, Familienforschung (wie Anm. 27), S. 40.
29 Sommer, Familienforschung (wie Anm. 27), S. 202–204.
30 Beispielhaft Weltrich, Richard: Schillers Ahnen. Eine familiengeschichtliche Untersuchung. Weimar 1907. Sommer selbst veröffentlichte eine größere Abhandlung über die Familie Goethes. Sommer, Robert: Goethe im Lichte der Vererbungslehre. Leipzig 1908.

einander, bekämpften sich oder harmonierten.[31] Ähnlich wie bei seinem Kollegen Sommer war seine Sprache von alten genealogischen Motiven wie „Stammcharakter" und „Blutsmischung" durchzogen – nicht von einer Analytik der Vererbung einzelner „normaler" oder „pathologischer" Eigenschaften, wie es das neue vererbungswissenschaftliche Deutungsmuster der mendelschen Genetik nahelegte. Dieses neue Deutungsmuster wurde zeitgleich erstmals durch den Biologen Valentin Haecker, Weismann-Schüler und Verfasser eines der ersten deutschen Genetik-Lehrbücher, auf die Habsburger angewendet. Bei Haecker wurde die vielzitierte „Habsburgerlippe" vom Anlass für farbenfrohe Erzählungen über dynastische Eigenarten zum Beispielfall für eine variabel manifestierende dominante Erbanlage.[32] Im mendelgenetischen Rahmen konnte das Bild der physischen Anomalie von der sonstigen familiären Beschaffenheit getrennt werden, insbesondere von der Interpretation, die Prognathie sei ein Zeichen physisch-geistiger Degeneration. Eine solche negative Wendung der habsburgischen Familiencharakterologie vertrat etwa der professionelle Adelsgenealoge Stephan Kekulé von Stradonitz, der sein Urteil allerdings, mit allem ehrerbietigen Respekt vor deutschen gekrönten Häuptern, primär auf den spanischen Zweig der Dynastie bezog.[33] Haeckers Interpretation war, bei allem Gewinn an Nüchternheit, doch nicht ganz frei von Anklängen an den „Familientypus". Es ist erstaunlich, dass er überhaupt auf den Fall zurückgriff, obwohl ihm die begrenzte Aussagekraft einer solchen Familiengeschichte für eine mendelgenetische Analyse klar bewusst war. Lag es daran, dass materialreiche Genealogien wie die habsburgische einfach das beste vorhandene Material für die Übertragung der neuen Genetik auf den Menschen darstellten – oder an der Faszination, die eine reiche historische Überlieferung auch auf Forscher ausübte, die eigentlich auf experimentelle Praktiken zurückgriffen? Wie der Biologe Ludwig Plate 1913 in seinem Genetik-Lehrbuch feststellte, war „eine ausgesprochene Neigung zu historischen Studien" schon aufgrund des hohen Arbeitsaufwandes eine notwendige Voraussetzung dafür, diesen Weg einzuschlagen.[34] Auch Plate sah Familienstudien darum keineswegs als reine Liebhaberei an, die durch den quantitativen

31 Strohmayer, Wilhelm: Die Vererbung des Habsburger Familientypus. In: Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie 8 (1911). S. 775–785 und 9 (1912). S. 150–164, hier S. 780.
32 Haecker, Valentin: Der Familientypus der Habsburger. In: Zeitschrift für induktive Abstammungs- und Vererbungslehre 6 (1911). S. 61–89.
33 Kekulé von Stradonitz, Stephan: Über die Untersuchung von Vererbungsfragen und die Degeneration der spanischen Habsburger. In: Ders., Ausgewählte Aufsätze aus dem Gebiete des Staatsrechts und der Genealogie. Berlin 1905. S. 221–252.
34 Plate, Ludwig: Vererbungslehre mit besonderer Berücksichtigung des Menschen (Handbuch der Abstammungslehre Bd. 2). Jena 1913. S. 24–25.

Ansatz der mendelschen Genetik überholt war, sondern als Königsdisziplin der menschlichen Vererbungslehre – ungleich wertvoller als eine Statistik galtonscher Prägung, die er ganz in Lorenz’ Diktion als oberflächliches Aufaddieren heterogener Fälle verwarf.

Tatsächlich gingen auch jene Anhänger der biologischen Familienforschung, die auf quantifizierbare Beiträge zur Vererbungsforschung aus waren, mit merklicher Leidenschaft für die genealogische Sammeltätigkeit vor. Der Berliner Augenarzt Arthur Crzellitzer etwa, der in Privatinitiative jahrelang Material zur Erblichkeit von Augenkrankheiten zusammentrug und statistisch auswertete, war seit seiner Jugend ein begeisterter Familienhistoriker. Nach dem Ersten Weltkrieg baute er in Berlin eine Gesellschaft für jüdische Familienforschung auf, die bei ihren Mitgliedern das Bewusstsein für das jüdische Erbe, aber auch das Interesse an Vererbungsfragen fördern sollte.[35] In den Kreisen der „wissenschaftlichen Genealogie“ machte er sich vor allem durch den Entwurf einer „Sippschaftstafel“ einen Namen, einem in Jugendstildesign gehaltenen quadratischen Vordruck, der die Aufzeichnung von Daten für einen größeren Verwandtschaftskreis erleichtern sollte. Als er das Prinzip 1908 erstmals demonstrierte, wählte er dafür kein ophthalmologisches Beispiel, sondern eine Studie über die Verteilung von Musikalität und Großwüchsigkeit in seiner eigenen Familie. Indem deren Ausprägung jeweils schwarz, grau oder weiß markiert wurde, erschienen auf seiner Sippschaftstafel die besonders musikalischen oder großgewachsenen Aszendenzlinien.[36] (Abb. 1) Dies ergab kein genetisch-analytisches Diagramm, sondern eine visuelle Variante jener zumeist narrativ umgesetzten Familiengeschichten, in denen Verwandtschaftszweige mit charakteristischen Attributen ausgestattet waren. Die Verbindung von privater Passion und professionellem wissenschaftlichem Interesse führte bei Crzellitzer – ähnlich wie bei Sommer und anderen medizinischen Genealogen – dazu, dass sich sein analytischer Blick mit alten Denkfiguren wie „Blutsvermischung“ und „Familiencharakter“ verband. Dies bedeutet jedoch nicht einfach, dass die entstehende Wissenschaft der Vererbung noch von Restbeständen einer vorwissenschaftlichen Logik kontaminiert und behindert wurde. Vielmehr verdeutlicht gerade die hybride Vermischung von biologischen und alltäglichen Begriffen, was die diskursive Bedeutung der Vererbung an der Schwelle vom 19. zum 20. Jahrhundert ausmachte: Sie war zugleich Gegenstand einer neuen biologischen Wissenschaft und Grundlage für ein biologistisches Verständnis der Gesellschaft.

---

35 Thulin, Mirjam: Artur Czellitzer (1871–1943) and the *Society for Jewish Family Research*. In: PaRDeS. Zeitschrift der Vereinigung für Jüdische Studien 26 (2020). S. 29–42.

36 Crzellitzer, Arthur: Sippschaftstafeln, ein neues Hilfsmittel zur Erblichkeitsforschung. In: Medizinische Reform 16 (1908). S. 573–578, 604–605 u. 624–629, hier S. 627.

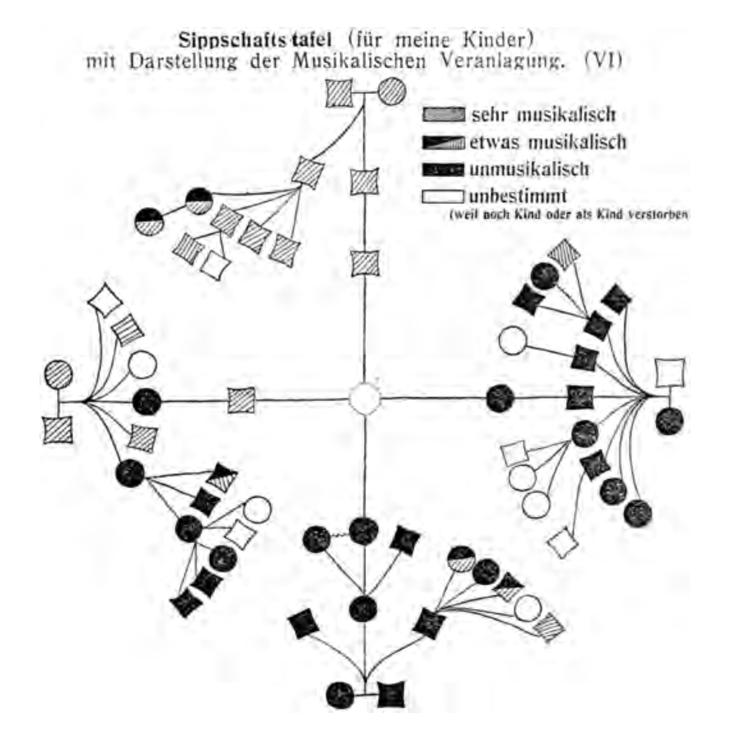


Abb. 1: Die eigene Familie als Beispiel.
(Quelle: Crzellitzer, Arthur: Sippschaftstafeln, ein neues Hilfsmittel zur Erblichkeitsforschung. In: Medizinische Reform 16 (1908). S. 573–578, 604–605 u. 624–629, hier S. 627.)

Genealogische Praktiken

Der bereits erwähnte Gießener Familienforschungs-Kurs von 1912 zeigte deutlich, dass Familienstudien über Begabung und Krankheit nur einen Teil des Programms der „wissenschaftlichen Genealogie“ ausmachten. Der sächsische Landtagsbibliothekar Armin Tille, einer der Initiatoren der Leipziger „Zentralstelle“, führte in seinem Beitrag aus, der besondere Wert der Genealogie liege darin, dass sie „allein die Erkenntnis vom Zusammenhang unter den Einzelpersonen, d. h. von der Bildung und dem Bau gesellschaftlicher Körper vermittelt.“[37] Sie wurde damit zu einer „Gesellschaftsbiologie“, welche die Leerstellen der zeitgenössischen Soziologie ausfüllte, die – so Tille – sich selbst ihrer „unent-

37 Tille, Armin: Genealogie und Sozialwissenschaft. In: Sommer, Bericht (wie Anm. 4), S. 298–299.

behrlichen naturwissenschaftlichen Grundlage beraubt“ habe. Der Tenor stand ganz in der Nachfolge von Lorenz, der Begriff „Gesellschaftsbiologie“ bezog sich überdeutlich auf das Programm der Rassenhygiene-Bewegung, deren Vereinsorgan „Rassen- und Gesellschaftsbiologie“ im Titel führte. Tilles konkrete Vorstellungen, man müsse „gesellschaftliche Umschichtungen“ wie „sozialen Aufstieg, innere Wandelung, Landflucht, Berufswechsel etc.“ auf genealogischem Weg untersuchen, waren an sich keineswegs biologistisch. Im Programm des Kongresses fanden sich unter dem Punkt „Vererbung und Soziologie“ Beiträge, die man heute der historischen Demographie zurechnen würde (über die Lebensdauer im Mittelalter), aber auch solche, die generative Veränderungen als Teil biologischer Ausleseprozesse auffassten („Bringt materielles oder soziales Aufsteigen den Geschlechtern in rassenhygienischer Beziehung Gefahren?“).[38] Themen wie das Letztere bildeten den eigentlichen „gesellschaftsbiologischen“ Kern der wissenschaftlichen Genealogie. Es ging dabei nicht darum, was sich in Familien vererbte, sondern darum, wie die Fortpflanzung in verschiedenen Familien und Gruppen die Gesellschaft prägte.

Die intellektuellen Diskurse des späten 19. Jahrhunderts waren auf vielfältige Weise von Fragen der menschlichen Fortpflanzung durchzogen. In der Ethnologie wurden Muster der Verwandtschaft und Reproduktion zum kulturellen Identifikationsmerkmal außereuropäischer Völker erhoben. Sobald es um dieselben Muster in der „zivilisierten“ Gesellschaft ging, standen zumeist Schicksalsfragen auf dem Spiel. Eine besonders kontroverse dieser Fragen war jene nach möglichen negativen Auswirkungen von Verwandtenehen. Sie bildete quasi die Schnittmenge zwischen den Diskursen über Vererbung und über Verwandtschaft. Die Inzuchtdebatte wurde in Deutschland – wie eine medizinische Abhandlung aus dem Jahre 1883 festhielt – längst nicht so intensiv geführt wie in Frankreich und Großbritannien,[39] war aber nicht ohne Auswirkungen. Sie spielte insofern eine wichtige Rolle für Lorenz’ Genealogiekonzept, als der hierin zentrale Begriff „Ahnenverlustes“ – wie oben erläutert – den Grad von Verwandtenehen bezeichnete. Während Lorenz die Verwandtenehe mit souveräner Geste von der Degenerationsgefahr zum Bauplan jeder gesunden, das heißt ständischen Gesellschaft umdeutete, waren andere prominente Zeitgenossen weit weniger gelassen – allen voran Charles Darwin, Spross einer Familie mit systematisch eingeschränktem Heiratskreis. Darwin beschäftigte sich intensiv mit der Frage, ob Ehen im Familienkreis – speziell zwischen Kusinen und Vettern – angeborene Schäden hervorbrachten. Bei der Lösung wollte er gründlicher vorgehen als sein

38 Sommer, Bericht (wie Anm. 4), S. 339–342.
39 Scherbel, Simon: Ueber Ehen zwischen Blutsverwandten. Med. Diss. Berlin 1883. S. 6.

Verwandter Galton mit seinen privaten Datensammlungen: 1870 veranlasste er den befreundeten Parlamentsabgeordneten John Lubbock zu dem Antrag, die Kategorie der Verwandtenehen in die nächste Volkszählung einzubringen.[40] Die Zurückweisung des Vorschlages führte zu einem für Darwins Verhältnisse außergewöhnlichen Wutausbruch gegen „ignorant members of our legislature" im Schluss von „The Descent of Man".[41] In Ermangelung staatlicher Unterstützung baute sein Sohn George H. Darwin, ein begeisterter Genealoge, eine eigene Sammlung auf.[42] Sein Vorgehen, anhand von genealogischen Kalendern und Zeitungen Heiraten gleichnamiger Personen in der britischen Oberschicht zu verfolgen, war methodologisch etwas zweifelhaft; sie erbrachte in den Augen von Darwin junior aber genügend Material, um die Hypothese zu wiederlegen, Vetternehen führten zu Sterilität und hoher Kindersterblichkeit.

Während die deutsche „wissenschaftliche Genealogie" von der Inzuchtfrage eher indirekt berührt würde, sorgte sie sich umso mehr um verwandte Probleme. Ein die Adelsgenealogie prägendes Szenario war die Annahme, gerade alte Geschlechter würden – nicht unbedingt durch Inzucht oder Degeneration, sondern einfach durch zu geringe Fruchtbarkeit – sukzessive verschwinden.[43] Die umfangreichste Studie zum Thema wurde 1903 von dem schwedischen Genealogen Pontus Fahlbeck publiziert, der mit deutschen Kollegen wie Lorenz die Vorliebe für weitschweifige Reflexionen über die organische Natur der Ständegesellschaft teilte.[44] Zu diesem Zeitpunkt war die Thematik des familiären Aussterbens schon längst auf das Bürgertum übergegangen, das vom Adel neben den genealogischen Vorlieben auch dessen Niedergangsängste erbte.[45] Die Aufmerksamkeit, welche

40 Browne, Darwin (wie Anm. 17), S. 326; ausführlicher Kuper, Adam: Incest and Influence. The Private Life of Bourgeois England. Cambridge 2009. S. 94–100.

41 Darwin, Charles: The Descent of Man and Selection in Relation to Sex, II. In: The Works of Charles Darwin Vol. 22. New York 1989 (1871). S. 364.

42 Darwin, George H.: Marriages between First Cousins in England and their Effects. In: Journal of the Statistical Society of London 38 (1875). S. 153–184.

43 Kleine, H.: Der Verfall der Adelsgeschlechter statistisch nachgewiesen. Ein Mahnruf an den deutschen, österreichisch-ungarischen und baltischen Adel im Interesse seiner Selbsterhaltung. Leipzig 1879; Frantz, Adolf: Die höchsten Adelsgeschlechter im Leben wie im Tode. Eine statistische Untersuchung. Berlin 1880.

44 Fahlbeck, Pontus E.: Der Adel Schwedens und Finnlands. Eine demographische Studie. Jena 1903.

45 Die Gesellschaft für Rassenhygiene machte das Thema 1913 gar zum Gegenstand eines Preisausschreibens; vgl. Theilhaber, Felix: Zum Preisausschreiben „Bringt das materielle und soziale Aufsteigen den Familien Gefahren in rassenhygienischer Beziehung". In: Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie 10 (1913). S. 67–92. Für eine ähnliche Publikation aus dem Kreis der „Zentralstelle" vgl. Von den Velden, F.: Aussterbende Familien. In: Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie 6 (1909). S. 340–350.

der angeblich grundsätzlich niedrigen Fruchtbarkeit erfolgreicher bürgerlicher Familien – oder des städtischen Bürgertums überhaupt – gewidmet wurde, drückte aber weit mehr aus als diese Ängste, die auch zeitgenössische Familienromane wie die „Buddenbrooks“ durchzogen. Die Überzeugung, gerade die Leistungsträger der Gesellschaft seien generativ zu wenig leistungsfähig, war konstitutiv für das Weltbild der eugenischen und rassenhygienischen Bewegungen. Zusammen mit der Furcht vor einer übergroßen Fruchtbarkeit am anderen Ende der Gesellschaft – die ein eigenes Genre von Genealogien „asozialer“ Familienstämme hervorbrachte[46] – ergab die Niedergangsthese das Bild einer insgesamt fehlgeleiteten gesellschaftlichen Auslese.

Die „biologische“ Ausrichtung der neuen Genealogie bestand also nicht allein in Arbeiten zur Vererbung im engeren Sinne, sondern auch in einer Betrachtung von generativen Prozessen als Ausleseprozessen. Fragen der Fertilität oder des Heiratsverhaltens von Familien waren anhand genealogischer Angaben in der Regel leichter zu behandeln als solche nach dem Auftreten von Tuberkulose oder Nervenkrankheiten. Tatsächlich fiel der Ertrag der „wissenschaftlichen Genealogie“ auf diesem Gebiet bescheiden aus – jedenfalls in Bezug auf Studien nach dem lorenzschen Ahnentafel-Dogma. Der Grund hierfür lag in der bereits beschriebenen Widersprüchlichkeit des Ansatzes: Lorenz’ Habsburger oder Sommers Künstlerfamilie mochten reiches Material über ganze Ahnenreihen früherer Jahrhunderte bieten, aber sie waren kaum auf die Durchschnittsbevölkerung übertragbare Ausnahmeerscheinungen. Für den familienforschenden Mediziner stand zwangsläufig die exakte Information über pathologische Zustände im Vordergrund, nicht die Anzahl der rekonstruierbaren Vorfahren; und eben diese Daten waren für die Großeltern des Durchschnittsbürgers nur in Glücksfällen ermittelbar. Wo Ärzte sich ernsthaft an Familienstudien versuchten, wurde offensichtlich, wie unpraktikabel das Ahnentafelmodell und wie unhaltbar die Verachtung einer „statistischen“ Zusammenschau mehrerer Fälle war. Der Psychiater Strohmayer, ein getreuer Verfechter der lorenzschen Lehre, verfügte zwar über eine beeindruckende Sammlung von 56 Familienstammbäumen mit mehr als 1300 Mitgliedern, wusste sie aber nicht anders als nach Art der traditionellen Anstaltsstatistik auszuwerten: Er zählte zusammen, wie häufig insgesamt erbliche „Belastungen“ vorkamen, wie oft sie sich in identischen oder verschiedenen Krankheitsformen niederschlugen und wie oft die vermeintliche Erblichkeit über den Vater oder die Mutter verlief. Enttäuscht davon, dass sein

46 Besonders instruktiv zu derartigen amerikanischen Studien: Hahn Rafter, Nicole: White Trash. The Eugenic Family Studies, 1877–1919. Boston 1988. Vgl. ferner Etzemüller, Thomas: Ein ewigwährender Untergang. Der apokalyptische Bevölkerungsdiskurs im 20. Jahrhundert. Bielefeld 2007. S. 27–40.

einseitig in „schwerbelasteten" Familien erhobenes Material keinerlei Hinweise auf „Vererbungsgesetze" gab, sah er das Problem nicht etwa in einer unzureichenden statistischen Methodik, sondern in der zu geringen Anzahl der erfassten Generationen.[47]

Weniger dogmatischen Ärzten war klar, dass sich Fragen der pathologischen Vererbung nicht durch längere Ahnenlinien, sondern nur durch breitere Erfassung vergleichbarer familiärer Beobachtungen behandeln ließen. Der Ophthalmologe Crzellitzer stützte sich bei seinen Studien über Kurzsichtigkeit und andere Augenleiden etwa weitgehend auf persönliche klinische Beobachtungen, die mit familienanamnestischen Informationen angereichert wurden. Überwiegend an der proletarischen Klientel einer Poliklinik erhoben, kamen diese Hinweise fast durchweg von den Patienten selbst und betrafen zumeist nur die nächsten Verwandtschaftsgrade.[48] Die Auswertung seiner etwa 550 Fälle verblieb daher weitgehend innerhalb eines Rahmens von zwei Generationen. Sie bezog sich darauf, ob Krankheiten in Abhängigkeit vom Geschlecht, vom Alter der Eltern, der Stellung des Patienten in der Geburtenfolge oder mit Verwandtenehen in der Familie standen; soweit identische Anomalien unter Verwandten auftauchten, gruppierte Crzellitzer die Fälle nach „direkter" (vorhanden bei Eltern und Kind) und „indirekter" (Großeltern und Enkel) Vererbung. Der Ophthalmologe verwendete diese in der medizinischen Statistik des 19. Jahrhunderts üblichen Kategorien nicht etwa darum, weil ihm die neuen Prinzipien der mendelschen Genetik nicht vertraut gewesen wären. Es war ihm bewusst, dass sein Material nicht für eine genaue Bestimmung von Erbgängen, sondern nur für eine empirische Abschätzung der Erblichkeit ausreichen würde. Das Projekt verdeutlicht die Grenzen einer Familienforschung auf der Basis klinischer Daten: Sie konnte kaum die oft geforderte genealogische Tiefe aufweisen, musste sich auf unsichere indirekte Angaben stützen und generierte keine ‚Gesetze' der Vererbung, sondern bestenfalls empirische Hinweise über Erblichkeit – vorsichtige Mediziner wie Crzellitzer wiesen stets darauf hin, dass die Beobachtung von „Heredität" im medizinischen Sinne nicht mit „Vererbung" im biologischen Sinne zu verwechseln war. (Abb. 2)

Dennoch betrachtete sich Crzellitzer eher als Genealogen denn als Statistiker – zur Aufzeichnung seiner Familienfälle bediente er sich trotz oft dünner Datenlage klassischer genealogischer Repräsentationsformen, seiner selbstentworfenen „Sippschaftstafel" oder der vereinfachten Form der „Familientafel".

47 Strohmayer, Wilhelm: Über die Bedeutung der Individualstatistik bei der Erblichkeitsfrage in der Neuro- und Psychopathologie. In: Münchener Medizinische Wochenschrift 48 (1901). S. 1786–1789 u. 1842–1844, hier S. 1844.

48 Crzellitzer, Arthur: Wie vererben sich Augenleiden? In: Medizinische Reform 18 (1910). S. 120–124 u. 134–139.

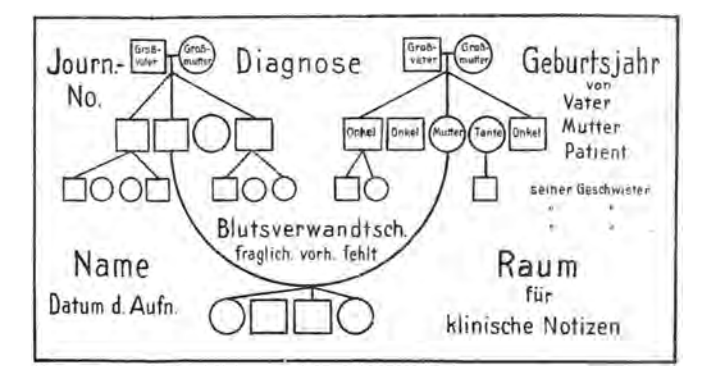


Abb. 2: Arthur Czrellitzers „Familienkarte".
(Quelle: Czrellitzer, Arthur: Wie vererben sich Augenleiden? In: Medizinische Reform 18 (1910). S. 120–124 u. 134–139, hier S. 121.)

Dass er seine praktischen Formblätter auch den Amateurgenealogen empfahl, zeigt, dass er beide Seiten der Familienforschung als Einheit verstand. Ungeteilte Zustimmung erntete er mit seinem Kompromiss aus Pragmatismus und genealogischer Darstellungsfreude nicht. Der orthodoxe Lorenz-Anhänger Kekulé von Stradonitz monierte, dass die „Sippschaftstafel" lediglich bis zur Urgroßelterngeneration ging und auch kollaterale Verwandte umfasste – ein klarer Verstoß gegen die reine Lehre der Ahnentafel.[49] Auf der anderen Seite hielt der Arzt Wilhelm Weinberg die Entwürfe seines Kollegen für viel zu kompliziert, da in medizinischen Vererbungsstudien alle Angaben, die über Eltern und Geschwister eines Probanden hinausgingen, fast nie verfügbar und ohnehin nicht notwendig waren.[50]

Es war kein Einzelfall, dass Weinberg in einer Diskussion um medizinisch-genealogische Fragen die Rolle des nüchternen Skeptikers spielte. Wo auch immer in Deutschland diese Fragen zu Beginn des 20. Jahrhunderts besprochen wurden, konfrontierte der Stuttgarter Allgemeinmediziner die Genealogiebegeisterung seiner Kollegen mit präziser, manchmal schneidender Kritik. Die Fixierung auf genealogische Tiefenbohrungen war für ihn nicht allein ein praktisches Problem. Sie verkörperte vielmehr eine falsche Identifizierung von Vererbung mit Abstammungslinien. Vererbung konnte nicht aus wegen ihrer Auffälligkeit ausgewählten Ahnen- und Stammtafeln herausgelesen werden, sie wurde allein durch

49 Anon.: Verhandlungen der Gesellschaft für soziale Medizin, Hygiene und Medizinalstatistik. In: Medizinische Reform 16 (1908). S. 604–605 u. 624–629, hier S. 604 f.
50 Anon.: Verhandlungen (wie Anm. 49), S. 625 f.

die statistische Analyse möglichst zahlreicher Geschwisterserien einer Generation sichtbar. Weinberg vertrat diese Position schon, bevor er mit den Grundlagen der mendelschen Genetik vertraut war, deren Implikationen er früher und gründlicher verstand als irgendein anderer Mediziner seiner Zeit.[51] Trotz seiner beharrlichen Einwürfe, dass eine Familienforschung im Lorenzschen Sinne nichts als Illusionen hervorbrachte, wurde Weinberg nicht aus dem Kreis der „wissenschaftlichen Genealogen" exkommuniziert. Er war sowohl ein ausgewiesener Kenner der genealogischen Materie als auch der weitaus produktivste deutsche Forscher auf medizinisch-genealogischem Gebiet. Er veröffentlichte um die Jahrhundertwende Studien über die Anlage zu Zwillingsgeburten sowie über die erbliche Disposition zur Tuberkulose.[52] Für beide Arbeiten griff er zwar teils auf ältere genealogische Daten zurück, aber niemals auf genealogische Zusammenhänge, die über zwei Generationen hinausgingen. Das Wesentliche für eine quantitative Analyse mutmaßlich erblicher Eigenschaften war für ihn nicht deren Auftreten in der vertikalen Ordnung der Generationenfolge, sondern in der horizontalen Ordnung einer Generation. Sprich: ob etwas erblich war, zeigte sich im Vergleich von Geschwisterserien. Aus diesem Grund sah er die im heimischen Königreich Württemberg geführten „Familienregister" als die beste Quelle für derartige Untersuchungen an, die in Deutschland verfügbar war, da hier – im Gegensatz zum System der kirchlichen Geburtsregister – alle Kinder eines Paares in ihrer Geburtsfolge auf einen Blick verzeichnet waren.[53] Um Vererbung wissenschaftlich zu begreifen, benötigte man demnach keine Sammlung verästelter Stammbäume oder Ahnentafeln – man brauchte ein Personenstandswesen, das die Bevölkerung in ihren nächsten Abstammungsverhältnissen zeigte, möglichst in direkter Verbindung mit einer soliden und einheitlichen Todesursachenstatistik.

51 Weinberg, Wilhelm: Pathologische Vererbung und genealogische Statistik. In: Deutsches Archiv für Klinische Medizin 78 (1903). S. 521–540. Zu Weinbergs Ansatz vgl. Gausemeier, Bernd: In Search of the Ideal Population. The Study of Human Heredity before and after the Mendelian Break. In: Heredity Explored. Hrsg. von Christina Brandt u. Staffan Müller-Wille. Cambridge/MA 2016. S. 337–363, hier S. 347–349.

52 Weinberg, Wilhelm: Beiträge der Physiologie und Pathologie der Mehrlingsgeburten beim Menschen. In: Archiv für die gesamte Physiologie des Menschen und der Tiere 88 (1901). S. 346–430; ders.: Die familiäre Belastung der Tuberkulösen und ihren Beziehungen zu Infektion und Vererbung. Beiträge zur Klinik der Tuberkulose 7 (1907). S. 257–289.

53 Weinberg, Wilhelm: Die württembergischen Familienregister und ihre Bedeutung als Quellen für wissenschaftliche Untersuchungen. In: Württembergische Jahrbücher für Statistik und Landeskunde 1907. S. 174–198.

Genealogische Erfassung

Der organisatorische Grundstein der Kooperation zwischen Genealogen und Rassenhygienikern bestand in dem erwähnten Plan, an der Leipziger „Zentralstelle" eine Sammlung eugenisch interessanter Materialien anzulegen. Auf beiden Seiten blieb man aber vielsagend ungenau hinsichtlich der Frage, wie dieses Projekt umgesetzt werden sollte. Das Kernprogramm der Zentralstelle, die Vernetzung aller genealogischen Ressourcen in Deutschland, wurde durch den Aufbau von Zettelkatalogen realisiert, welche die grundlegenden Lebensdaten von in verschiedenen genealogischen Quellenbeständen erfassten Personen verzeichneten.[54] Für eine Sammlung im Sinne der Rassenhygieniker reichten diese Daten jedoch nicht aus. Woher sollten die Daten über Krankheit, „Begabung" oder soziale Devianz kommen? Wenn es nicht bei sporadisch von begeisterten Familienforschern erstellten Begabten- oder Degeneriertenstammbäumen bleiben sollte, mussten offensichtlich das gesamte Personenstandswesen sowie die Medizinalstatistik neu konzipiert werden. Für die deutsche Rassenhygiene war dieser Gedanke von Beginn an zentral. Wilhelm Schallmayer, einer ihrer Vordenker, schlug 1895 einen „Gesundheitspass" für alle Deutschen vor, in den sämtliche Ergebnisse ärztlicher Untersuchungen und behördliche Vorgänge eingetragen wurden.[55] Das war die Vision einer kompletten administrativen Erfassung, die Persönlichkeitsprofile für die gesamte lebende Bevölkerung erbringen sollte. War dies schon ambitioniert genug, erschien es ungleich schwieriger, die Individuen in ihrem genealogischen Zusammenhang sichtbar zu machen. Der einfallsreiche Arzt Crzellitzer schlug hierfür ein Modell vor, das die Bevölkerung selbst einspannte – ganz nach der Idee der Zentralstelle, auf private Kooperation zu setzen. Geeigneter Ansatzpunkt waren für ihn die Familienstammbücher, die damals von den Standesbeamten einiger Großstädten regelmäßig an Neuvermählte ausgegeben wurden. Sie sollten zu einem Sammeldokument für alle medizinischen und sonstigen personenbezogenen Daten der ganzen Familie ausgebaut werden, das jeweils nach dem Tod der Ehepartner an eine Behörde übergeben werden musste.[56] Als Nebeneffekt dieser erzwungenen familienkundlichen Tätigkeit erhoffte

54 Dobert, Wilhelm: Rückblick auf die zehnjährige Entwicklung der Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte. Leipzig 1914.

55 Schallmayer, Wilhelm: Die drohende physische Entartung der Culturvölker. Berlin 1895. S. 25–27.

56 Crzellitzer, Arthur: Die Berliner städtischen Familienstammbücher und ihre Ausgestaltung für die Zwecke der Vererbungsforschung und der sozialen Hygiene. In: Medizinische Reform 19 (1911). S. 218–222.

sich Crzellitzer eine Wiederbelebung des Familiensinnes insbesondere bei den „entwurzelten" städtischen Unterschichten – auch dies ein wesentliches Moment eines genealogisches Diskurses, in dem der „sittliche" Wert familienhistorischer Betätigung stets gleichwertig neben dem wissenschaftlichen stand. Die „Zentralstelle" nahm Crzellitzers Idee positiv auf und entschied, in seinem Sinne gestaltete Stammbücher zu sammeln; allerdings gab es unter Vereinsgenealogen und Medizinern auch erhebliche Bedenken gegen den von ihm geforderten Zwangscharakter. Weinberg, der die Zielsetzung der Erfassung prinzipiell befürwortete, sah darin eine typisch deutsche „Hypertrophie der polizeilichen Bevormundung", die nicht freudige Mitarbeit, sondern Ablehnung und Subversion mit sich bringen würde.[57] In der Zeitschrift der „Zentralstelle" mahnte ein Rechtsanwalt ebenfalls, man solle den privaten und freiwilligen Charakter der Familienforschung lieber unangetastet lassen; dennoch stellte er zweideutig fest, dass Crzellitzers eugenischem Erfassungsprogramm die Zukunft gehörte: „Der Mediziner hat dem Familienforscher den Rang abgelaufen; das Prinzip des Gemeinwohls hat bei dem menschenfreundlichen Arzt über das egoistische der Sippe gesiegt."[58]

Tatsächlich war dies die logische Folge der eugenischen Umdeutung der Genealogie. Sollte sie die Grundlagen für eine umfassende Erforschung und Kontrolle vermeintlich erblicher Eigenschaften liefern, musste sie die gesamte Bevölkerung umfassen und war damit keine Privatsache mehr. Das galt umso mehr, je stärker die negativen Eigenschaften im Vordergrund standen, die man in der bürgerlichen Gesellschaft lieber verschwieg. Konnte man in diesen Fragen, wie es Galton versucht hatte, auf die wohlwollende *compliance* bürgerlicher Familien zählen? In den USA wurde ein solcher freiwilliger Ansatz zeitgleich mit den deutschen Diskussionen verfolgt. Das 1910 in Cold Spring Harbour, New York, gegründete Eugenics Record Office verfolgte, ähnlich den für die „Zentralstelle" angedachten Ideen, eine Sammlung eugenisch relevanter Stammbäume, indem sie Privatleute durch breite Propaganda zur Einsendung animierte.[59] Wichtigste Voraussetzung dabei war, wie ihr Direktor Charles B. Davenport betonte, dass „die ganze Wahrheit erzählt wurde", dass folglich die alte Ansicht, charakterliche und gesundheitliche Eigenschaften seien eine private Angelegenheit, beseitigt werden

---

57 Anon.: Sitzung der Gesellschaft für soziale Medizin, Hygiene und Medizinalstatistik 2.11.1911. In: Medizinische Reform 19 (1911). S. 465–467, hier S. 465.
58 Kneer, August: Das Familienstammbuch I. In: Mitteilungen der Zentralstelle für Deutsche Personen- und Familiengeschichte 10 (1912). S. 1–4, hier S. 4.
59 Allen, Garland E.: The Eugenics Record Office at Cold Spring Harbour, 1910–1940. An Essay in Institutional History. In: Osiris (2nd Series) 2 (1986). S. 225–264.

müsse.[60] Wie aber stellte man sicher, dass die ganze Wahrheit erzählt wurde? Die Agenda des ERO bezog sich nur teilweise auf bürgerliche Familien, die freiwillig ihre „sozial weniger wünschenswerten" Merkmale offenlegten, sondern vor allem auf jene Bevölkerungsteile, die diese Merkmale angeblich besonders häufig aufwiesen und sie kaum von sich aus preisgaben. Die ersten Studien des ERO behandelten Fragen der Geistes- und Nervenkrankheiten und bezogen ihr Material aus psychiatrischen Anstalten.[61] Ihr Kern war die Wiedergabe von *pedigrees*, in denen es von schizophrenen, kriminellen, alkoholkranken und anderweitig auffälligen Personen wimmelte – eine Neuauflage der Degenerationsstammbäume des 19. Jahrhunderts, allerdings in Form einer seriellen Zusammenstellung, deren visueller Eindruck den Mangel an statistischer Analyse überdeckte. (Abb. 3) Da es schwierig war, an Informationen über Angehörige der asylierten Personen heranzukommen, heuerte das ERO eine Gruppe wissenschaftlicher Hilfsarbeiterinnen an, die entsprechende Daten in Feldforschung zusammentrugen.[62]

Deutsche Rassenhygieniker blickten neidvoll auf die amerikanische Institution; sie gingen aber auch davon aus, dass man analoge Projekte sehr viel konsequenter und umfassender angehen müsse und auch könne. Schließlich verfügte Deutschland über ein flächendeckendes Personenstandswesen, das nur in der richtigen Weise weiterentwickelt werden musste – Crzellitzers Plan für den Ausbau der Familienstammbücher war ein Beispiel dafür. Auch Max von Gruber, einer der führenden Köpfe der Gesellschaft für Rassenhygiene, forderte, dass „eine Qualitäts-, Morbiditäts- und Mortalitäts-Statistik der Familien" an die Stelle einer Bevölkerungsstatistik treten müsse, die durch einen „einseitigen gänzlich unorganischen Individualismus" geprägt sei. Eine „organische" Perspektive beinhaltete, das Volk „nicht bloß [als] eine Summe gleichzeitig lebender Individuen" zu verstehen, sondern als „Summe der aufeinander folgenden, durch die Bande der Vererbung aufs engste aneinander gehefteten Generationen;" es musste als ein Verband von „Familienstämmen" sichtbar werden, „die nach Art, Wertigkeit und Lebensfähigkeit recht verschieden sein können und tatsächlich nur allzu verschieden sind."[63] Grubers Vision lief auf ein „gesellschaftsbiologisches" Ge-

60 Davenport, Charles B.: The Family-History Book. ERO Bulletin Nr. 7. Cold Spring Harbour 1912. S. 13.
61 Rosanoff, Aron J. u. Florence I. Orr: A Study of Heredity of Insanity in the Light of the Mendelian Theory. ERO Bulletin Nr. 5. Cold Spring Harbour 1911.
62 Bix, Amy Sue: Experiences and Voices of Eugenics Field-Workers. ‚Women's Work' in Biology. In: Social Studies of Science 27 (1997). S. 625–668.
63 Gruber, Max von: Organisation der Forschung und Sammlung von Materialien über die Entartungsfrage. In: Concordia. Zeitschrift der Zentralstelle für Volkswohlfahrt 11 (1910). S. 225–228, hier S. 225–226.

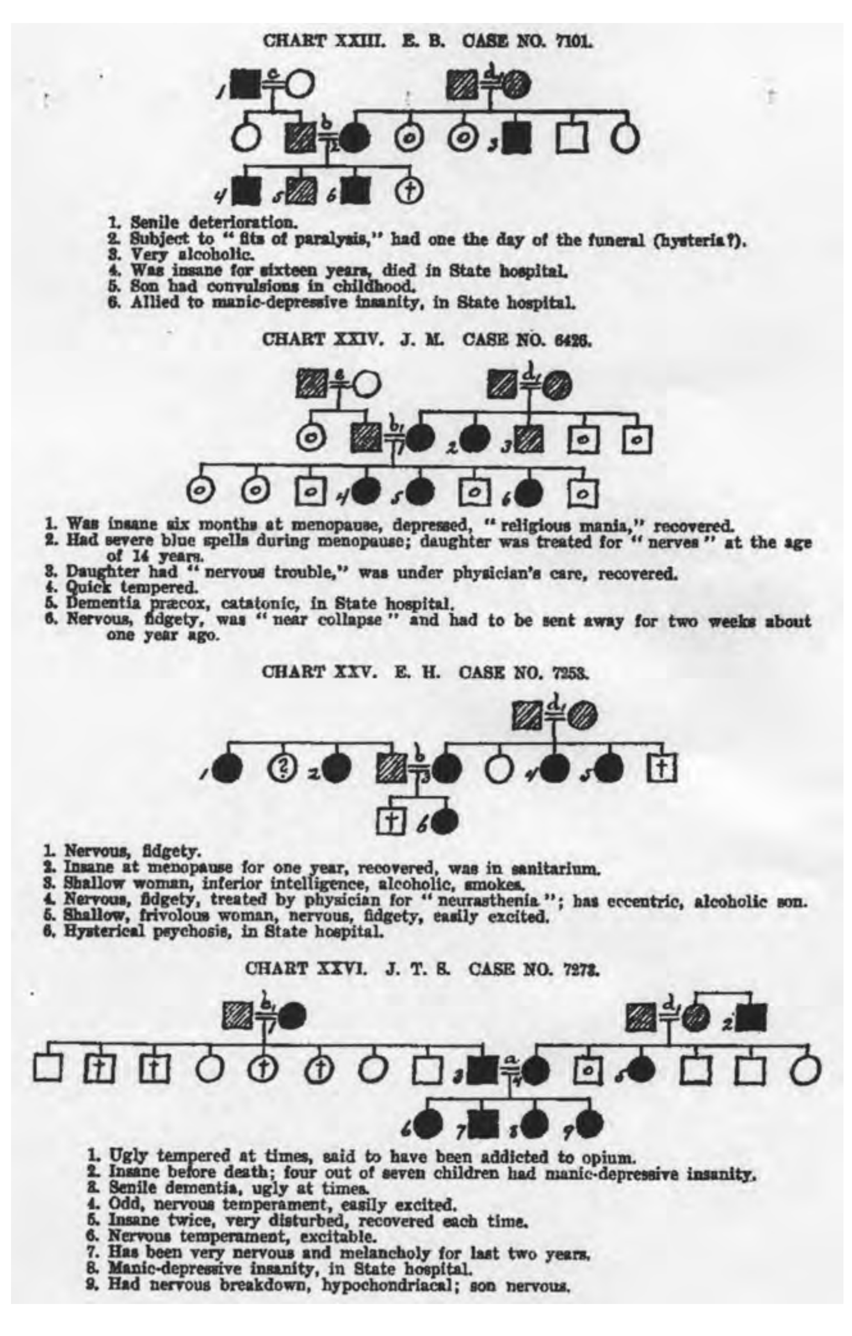


CHART XXIII. E. B. CASE NO. 7101.

1. Senile deterioration.
2. Subject to "fits of paralysis," had one the day of the funeral (hysteria?).
3. Very alcoholic.
4. Was insane for sixteen years, died in State hospital.
5. Son had convulsions in childhood.
6. Allied to manic-depressive insanity, in State hospital.

CHART XXIV. J. M. CASE NO. 6426.

1. Was insane six months at menopause, depressed, "religious mania," recovered.
2. Had severe blue spells during menopause; daughter was treated for "nerves" at the age of 14 years.
3. Daughter had "nervous trouble," was under physician's care, recovered.
4. Quick tempered.
5. Dementia præcox, catatonic, in State hospital.
6. Nervous, fidgety, was "near collapse" and had to be sent away for two weeks about one year ago.

CHART XXV. E. H. CASE NO. 7253.

1. Nervous, fidgety.
2. Insane at menopause for one year, recovered, was in sanitarium.
3. Shallow woman, inferior intelligence, alcoholic, smokes.
4. Nervous, fidgety, treated by physician for "neurasthenia"; has eccentric, alcoholic son.
5. Shallow, frivolous woman, nervous, fidgety, easily excited.
6. Hysterical psychosis, in State hospital.

CHART XXVI. J. T. S. CASE NO. 7272.

1. Ugly tempered at times, said to have been addicted to opium.
2. Insane before death; four out of seven children had manic-depressive insanity.
3. Senile dementia, ugly at times.
4. Odd, nervous temperament, easily excited.
5. Insane twice, very disturbed, recovered each time.
6. Nervous temperament, excitable.
7. Has been very nervous and melancholy for last two years.
8. Manic-depressive insanity, in State hospital.
9. Had nervous breakdown, hypochondriacal; son nervous.

Abb. 3: Serielle „pedigrees“ des Eugenic Records Office, 1911.
(Quelle: Rosanoff, Aron J. u. Florence I. Orr: A Study of Heredity of Insanity in the Light of the Mendelian Theory. ERO Bulletin Nr. 5. Cold Spring Harbour 1911, hier S. 243.)

samtbild hinaus, in dem Tendenzen der Auslese und Vermischung von „Erbstämmen“ sichtbar wurden. Konsequent hätte dies bedeutet, das gesamte öffentliche Personenstandswesen so umzubauen, dass jedes Individuum jeweils mit seinem gesamten Verwandtschaftskreis in Beziehung gesetzt werden konnte. Konkret forderte er indessen die Sammlung von Ahnen- und Sippschaftstafeln „in größtem Umfang […] und mit den erforderlichen biologischen Angaben“, ohne zu präzisieren, auf welche Art dies geschehen sollte. Da er die Leipziger Zentralstelle nur als potentiellen Sammelpunkt für „rein genealogische Bestrebungen“ nannte, ging er offenbar davon aus, dass eine ganz neue Organisationsform nötig war.

Die Idee einer wie auch immer gestalteten nationalen Sammelstelle genealogisch-biologischer Ausrichtung wurde in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg häufiger geäußert, ohne dass die genaue Arbeitsweise eines solchen Projekts genauer umrissen wurde. Robert Sommer propagierte im Gefolge seines zweiten Gießener Kurses ein „Reichsinstitut für Familienforschung, Vererbungs- und Regenerationslehre“.[64] Während auf den gemeinsamen Kursen stets der disziplinübergreifende Charakter der Genealogie betont worden war, stand dieser Plan ganz im Zeichen von Sommers professionellen Interessen. Er hatte zunächst einen psychiatrischen Ausbau des Reichsgesundheitsamtes vorgeschlagen, der auch eine Abteilung für „Vererbungslehre und psychische Hygiene“ umfasste. Nachdem dieser Ansatz sich als schwer realisierbar erwies, bemühte sich Sommer um die Gründung einer derartigen Stelle im Rahmen der gerade entstehenden Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft; 1913 hegte er zeitweilig Hoffnungen, dass sie als humanbiologische Abteilung des noch nicht klar konzipierten Kaiser-Wilhelm-Institut für Biologie entstehen könne.[65] Es blieb unklar, ob diese Einrichtung ein umfassendes nationales Kataster für mutmaßlich erbliche Geisteskrankheiten, ein Sammelpunkt für bestimmte in Anstalten untersuchte Fälle oder ein Forschungsbüro sein sollte, das stichprobenartige Familienuntersuchungen durchführte. Eine hilfreiche Mitwirkung von Amateurgenealogen, wie sie aus den Reihen der Zentralstelle angeboten wurde,[66] war bei der speziellen Ausrichtung wenig wahrscheinlich. Der Gedanke einer hybriden Forschungsinstitution wurde nie verwirklicht. Dasselbe galt für den Versuch, die „wissenschaftliche Genealogie“ ansatzweise in der universitären Lehre zu verankern. Sommer verfolgte

64 Sommer, Robert: Ein Reichsinstitut für Familienforschung, Vererbungs- und Regenerationslehre. In: Die Grenzboten 71 (1912). S. 559 – 564.
65 Vgl. Schriftwechsel Sommer mit J. Schwalbe, 31.3.–29.4.1913. Universitätsarchiv Gießen. NL Sommer, Nr. 65.
66 Breymann, Hans: Über die Notwendigkeit eines Zusammengehens von Genealogen und Medizinern in der Familienforschung. In: Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie 9 (1912). S. 18 – 29, hier S. 21.

dieses Projekt kurzzeitig gemeinsam mit dem umtriebigen Leipziger Historiker Karl Lamprecht, der stets großes Interesse für Aktivitäten an den Rändern seines Faches aufbrachte.[67] Eine außerordentliche Professur für das Grenzgebiet zwischen historischer und biologischer Genealogie konnte Lamprecht freilich nicht durchsetzen.

Das Scheitern des Ansatzes einer gleichberechtigten Verbindung von historisch-genealogischer und eugenisch-medizinischer Familienforschung war unausweichlich. Seit Beginn dieser Liaison war das eugenische Moment, das heißt das Interesse an Fragen der Vererbung insbesondere von Krankheiten, das dominierende – oder zumindest jenes, das sich eher in ein konkretes Forschungsprogramm übersetzen ließ als der schillernde lorenzsche Gedanke einer genealogischen Universalwissenschaft. Als sich die rassenhygienische Bewegung in der Weimarer Republik verstärkt um die Schaffung eigener Forschungsinstitutionen bemühte, wurden Vertreter der Leipziger Zentralstelle teilweise weiterhin mit einbezogen.[68] Das Projekt einer genealogischen Sammelstelle wurde in dieser Zeit tatsächlich realisiert, jedoch auf eine ganz andere Weise, als es sich die Anhänger einer hybriden Familienforschung vorgestellt hatten. An der 1917 in München gegründeten Deutschen Forschungsanstalt für Psychiatrie baute der Psychiater Ernst Rüdin eine „Abteilung für Genealogie und Demographie“ auf, deren ursprüngliches Ziel der Nachweis mendelgenetischer Vererbungsmuster bei psychischen Krankheiten war. Unter maßgeblichem Einfluss von Weinberg hatte Rüdin eine Methode entwickelt, die auf der genauen Erfassung der Geschwister und Eltern einer möglichst großen Anzahl von Patienten beruhte. Es gehörte zu den von Weinberg etablierten populationsgenetischen Grundsätzen, dass man die rezessive Vererbung eines Merkmals nicht anhand der empirischen Zahlenverhältnisse nachweisen konnte, da ein großer Teil der merkmalstragenden Familien ohne manifeste Fälle blieb. Der Kern der Methode bestand daher in der Anwendung statistischer Korrekturen, welche die irreführende Illusion der bloßen Anschauung berichtigten. 1916 wandte Rüdin dieses Instrumentarium auf das Krankheitsbild der Dementia praecox (Schizophrenie) an – und kam auf Zahlenverhältnisse, die sehr viel niedriger waren, als es seiner Hypothese einer einfach rezessiven Vererbung entsprochen hätte.[69] Als radikaler Rassenhygieniker ließ sich Rüdin hierdurch nicht von der Überzeugung abbringen, dass Geistes-

67 Schriftwechsel Sommer mit K. Lamprecht, 5.3.–2.7.1912. Universitätsarchiv Gießen. NL Sommer, Nr. 64.

68 Weingart, Peter, Jürgen Kroll u. Kurt Bayertz: Rasse, Blut und Gene. Geschichte der Eugenik und Rassenhygiene in Deutschland. Frankfurt/M. 1992. S. 241.

69 Rüdin, Ernst: Studien über Vererbung und Entstehung geistiger Störungen. Bd. 1: Zur Vererbung und Neuentstehung der Dementia Praecox. Berlin 1916.

krankheiten im Wesentlichen Erbkrankheiten und daher durch die Ausschaltung ihrer Überträger von der Fortpflanzung zu bekämpfen waren. Die weiteren Arbeiten seiner Abteilung zielten aber nicht mehr auf die Erkennung mendelscher Erbgänge ab – die genetischen Verhältnisse waren dafür offenbar viel zu komplex – sondern auf die Ermittlung statistischer Wahrscheinlichkeiten einer Vererbung von manifesten Trägern.

In Rüdins Ansatz schrumpfte die genealogische Tiefe auf ein statistisches Verhältnis von zwei Generationen zusammen. Viele Arbeiten seiner Abteilung bestanden sogar aus rein medizinalstatistischen Erhebungen über die Verbreitung pathologischer Merkmale in einer lebenden Bevölkerung – auch dies entsprach einer Idee Weinbergs, für den belastbare Aussagen über Erblichkeit nur möglich wurden, wenn die absolute Häufigkeit des fraglichen Merkmals genau bekannt war.[70] In Rüdins Programm war kein Platz für das bunte Nebeneinander verschiedener Eigenschaften, wie es etwa in Sommers charakterologischen Erzählungen oder den „polymorphen“ Stammbäumen anderer Psychiater zu sehen war. Es hatte auch keinen Bedarf an der Zuarbeit eifriger Privatforscher, die Informationen aus der Tiefe lokaler Archive zutage förderten, sondern setzte auf die direkte Untersuchung aller statistisch erfassten Personen durch spezialisierte Kräfte. Rüdin baute so ein Erbarchiv auf, das genau den Bedürfnissen des NS-Staates entsprach, dem er mit aller Entschlossenheit dienen sollte. Es war eine Kartei zur Erkennung jener vermeintlich „belasteten“ Risikopersonen, denen der rassenhygienische Maßnahmenstaat den Krieg erklärte.

Ausblick: Totale Genealogie

Die Durchsetzung dieses Ansatzes bedeutete jedoch nicht das Ende jenes Konzeptes von Genealogie, das auf ein möglichst tiefes Eindringen in die Ahnenreihen abzielte. Es wurde sogar in einer Konsequenz weiterentwickelt, deren Radikalität die Pioniere der „wissenschaftlichen Genealogie“ verblüfft hätte. Ende der 1920er Jahre begann unter Beteiligung aller führenden Köpfe der deutschen Rassenhygiene das Programm einer „rassenkundlichen“ Großuntersuchung Deutschlands, das auf Feldstudien in einige ländlichen Gebieten aufbauten.[71] Viele dieser

---

70 Brugger, Conrad: Die Bedeutung einer vollständigen Gebrechlichen-Zählung für die menschliche Erbforschung. In: Zeitschrift für induktive Abstammungs- und Vererbungslehre 62 (1932). S. 181–188.

71 Zum Aufbau des Projekts vgl. Schmuhl, Hans-Walter: Grenzüberschreitungen. Das Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik 1927–1945. Göttingen 2005. S. 114–119.

Einzelstudien beschränkten sich nicht auf die physische Vermessung und „rassische“ Klassifizierung ganzer Dorfbevölkerungen, sie verarbeiteten auch das gesamte genealogische Material zu diesen Bevölkerungen bis in das 17. Jahrhundert. Der Ansatz wurde unter dem Titel „Bevölkerungsbiologie“ von dem Hamburger Anthropologen Walter Scheidt entwickelt. Scheidt führte die bei Lorenz angelegte Idee zu Ende, ein komplettes Wissen über die Genealogie von Personen oder ganzen Bevölkerungen zeige die Prozesse der Bildung von Gruppen oder „Rassen“. In seinen Dorfuntersuchungen ging es darum, den gesamten historischen „Ausleseprozess“ einer Bevölkerung zu verfolgen, den Auf- und Abstieg der führenden Familien, die generativen Verhältnisse sozialer Gruppen und die Auswirkungen von Zu- und Abwanderung.[72] Scheidt reichte es nicht aus, dass durch eigene und fremde Arbeit eine Reihe derartiger Stichprobenuntersuchungen entstanden. Er war sendungsbewusst genug, die megalomanische Vision eines „bevölkerungsbiologischen Reichsarchivs“ zu formulieren, in dem die genealogischen Informationen für ganz Deutschland so gespeichert wurden, dass für jede Person jederzeit ein umfassendes Abstammungsprofil erstellt werden konnte.[73] Scheidt dachte sich sein Archiv als rassenhygienische Zentralbehörde, die Aufbauarbeit sollte indessen durch ein Heer genealogischer Hilfsarbeiter geleistet werden. Selbst im NS-Staat hatte ein so ehrgeiziger Plan wenig Chancen auf Verwirklichung. Der Plan einer totalen „Bevölkerungsbiologie“ wurde jedoch in anderer Form tatsächlich in Angriff genommen. Der Reichsnährstand begann Ende der 1930er Jahre zusammen mit dem NS-Lehrerbund und dem Rassenpolitischen Amt der NSDAP mit dem Projekt, die genealogischen Quellen für jedes deutsche Dorf nach der von Scheidt entwickelten Methode in ein Kartensystem zu überführen und die Ergebnisse in Form von „Dorfsippenbüchern“ zu publizieren.[74] Kriegsbedingt wurden, trotz der Mitarbeit vieler Bauernfunktionäre, Lehrer, Hobbygenealogen und Studenten, nur wenige dieser Bücher fertiggestellt. Nach dem Krieg entstanden aber, auf gleicher methodologischer Grundlage, zahlreiche

---

72 Scheidt, Walter u. Hinrich Wriede: Die Elbinsel Finkenwärder. München 1927. Zu Scheidts Ansatz vgl. Gausemeier, Bernd: Walter Scheidt und die „Bevölkerungsbiologie“. Ein Beitrag zur Geschichte der „Rassenbiologie“ in der Weimarer Republik und im „Dritten Reich“. Unveröff. M.A.-Arbeit. FB Geschichtswissenschaften der FU Berlin 1998, hier bes. S. 35–49; ferner Schlumbohm, Jürgen: Family Reconstitution before Family Reconstitution. Historical Demography in the Context of Racial Science and Racial Policy. Annales de Démographie Historique 136 (2018). S. 213–247, hier S. 216 f.

73 Scheidt, Walter: Ein bevölkerungsbiologisches Reichsarchiv. Allgemeines statistisches Archiv 22 (1932). S. 561–568.

74 Klenck, Willy u. Ernst Kopf: Deutsche Volkssippenkunde. Berlin 1937. Zum Dorfsippenbuch-Projekt vgl. Gausemeier, Walter Scheidt (wie Anm. 72), S. 82–94; Schlumbohm, Family Reconstitution (wie Anm. 72), S. 219 f.

weitere „Ortssippenbücher“ bzw. „Ortsfamilienbücher“. Sie wurden zum bevorzugten Material einer statistisch vorgehenden historischen Demographie, welche die Bevölkerungsentwicklung nicht mehr als rein biologischen, sondern als sozialökonomisch bedingten Prozess auffasst.[75] Die historische Herkunft dieser umfassenden genealogischen Quellensammlung aus dem Geist der Rassenbiologie ist heute nicht mehr sichtbar. Die Ansätze zu einer neuen Verbindung von genealogischer Materialerschließung und Genomik – die in Island zu einer kompletten elektronischen Verdatung der Abstammungsbeziehungen der Bevölkerung geführt hat –,[76] das Interesse der genetischen Medizin an Familien mit seltenen Krankheiten sowie die Entwicklung der DNA-Genealogie zu einem florierenden Geschäftsfeld weisen aber darauf hin, dass das Interesse an der Abstammung und die Wissenschaft der Vererbung weiterhin in einer engen Wechselbeziehung stehen – die durch neuartige Praktiken geprägt wird, aber auf alte Denkmuster zurückgeht.

75 Imhof, Arthur E.: Einführung in die Historische Demographie. München 1977. S. 20 f.
76 Pálsson, Gísli: The Web of Kin: An Online Genealogical Machine. In: Kinship and Beyond. The Genealogical Model Reconsidered. Hrsg. von Sandra Bamford u. James Leach. Oxford u. New York 2009. S. 84–110.

Jan Ripke

Genealogie zwischen Quellenforschung und Arbeit an der Zukunft

Vererbungslehre und Rassenhygiene in familienkundlichen Zeitschriften (1855 – 1930)

1 Einleitung

„Aber wer Familienforschung treibt, der arbeitet eben nicht für die Gegenwart, sondern für die Zukunft!" – Mit einem Appell an die zukünftigen Aufgaben der Genealogie versuchte der Familiengeschichtsforscher und Augenarzt Arthur Czellitzer (1871–1943) familiengeschichtliche Laienforscher davon zu überzeugen, ihre Arbeit künftig konzeptionell auszuweiten. In einem 1923 erschienenen Artikel in den *Familiengeschichtlichen Blättern* plädierte er dafür, dass die Leser sich künftig nicht nur auf die Ermittlung von „Grundtatsachen" wie Geburtstag, Taufe, Beruf oder Todestag beschränken sollten. Eine solche Arbeit sei nicht viel mehr als eine grundierte Leinwand, die sich die Familienforscher nun aber stolz, mit einem Goldrahmen versehen, an die Wand hängen würden. Ein vollständiges Bild und damit eine vollwertige genealogische Arbeit entstehe erst, wenn die Genealogen beginnen, auch biologische Tatsachen über ihre Vorfahren mit einzubeziehen und Aufzeichnungen für die Nachwelt anzulegen. Das umfasse Informationen zu Körpergröße, Gewicht, Haarwuchs, Augenfarbe, aber auch Mitteilungen über etwaige körperliche Gebrechen oder Geisteskrankheiten sowie Charakterisierungen zur Lebensführung, beispielsweise über Pflichttreue, Frömmigkeit oder „Freude am Alkohol". Erst wenn die Forscher auch diese Informationen mit einbeziehen, könnten die eigentlichen Aufgaben der Familienkunde erfüllt werden: „Sie kann für die Erbkunde beim Menschen das werden, was das Züchtungsexperiment für Botanik und Zoologie geworden ist, nämlich der Prüfstein für die Richtigkeit unserer Theorien und somit die Grundlage für zweckbewußte Familienpolitik im Sinne der Erhaltung und Aufwärtsentwicklung."[1]

---

1 Czellitzer, Arthur: Anleitung zu biologischen Untersuchungen für Genealogen. In: Familiengeschichtliche Blätter (FgB) 21 (1923). Sp. 33 – 40, hier Sp. 35. Zu Leben und Werk von Arthur Czellitzer siehe Thulin, Mirjam: Arthur Czellitzer (1871–1943) and the Society for Jewish Family Research. In: PaRDes. Zeitschrift der Vereinigung für Jüdische Studien e.V. 26 (2020). S. 29 – 42;

https://doi.org/10.1515/9783110718034-005

Czellitzer reiht sich damit in eine Reihe von umtriebigen Genealogen ein, deren Ziel es war, die historische Genealogie an naturwissenschaftliche Forschungen anzunähern und so zur Klärung von Vererbungsfragen beizutragen. In diesem Zuge wurden aber auch zunehmend Fragen der Erbgesundheit und der Rassenhygiene in den genealogischen Vereinen diskutiert, da man hoffte, mithilfe bevölkerungs- und natalitätspolitischer Maßnahmen, die als bedrückend empfundenen Zeitverhältnisse umzugestalten. So trug man dazu bei, insbesondere rassenhygienische, aber auch rassenkundliche und völkische Ideen lange vor 1933 in familienkundlichen Kreisen zu popularisieren.

Die verschiedenen Stationen der Verbindung zwischen Familiengeschichtsforschung, Vererbungslehre und Rassenhygiene werden im Folgenden anhand der Periodika des *Deutschen Herolds* und der *Zentralstelle* dokumentiert und analysiert.[2] Diese beiden genealogischen Vereine waren nicht nur die größten deutschsprachigen Vereine für Familiengeschichte,[3] sondern auch vom Selbstverständnis geprägt, eine Führungsrolle innerhalb der Genealogie einzunehmen. Da Genealogie an Universitäten nicht in Form eigener Studiengänge, Professuren oder Institute etabliert war, waren familiengeschichtliche Vereine der wesentliche Manifestationspunkt von Bemühungen dieses Wissensfeld zu ver-

---

Gausemeier, Bernd: Squaring the Pedigree: Arthur Czellitzer's Ventures in Eugenealogy. In: Ebd., S. 43 – 50.

2 Als Vereinszeitschrift des *Herolds* erschien monatlich von 1870 bis 1934 der *Deutsche Herold. Zeitschrift für Wappen-, Siegel und Familienkunde* (DH, bis 1889 zunächst unter den Titel: *Zeitschrift für Heraldik Sphragistik und Genealogie*). Als Vereinspublikation der *Zentralstelle* wurden ab 1904 die *Mitteilungen der Zentralstelle* (MdZ) herausgegeben. Diese erschienen zunächst als Jahres-, dann als Halbjahresschrift, ab 1914 nur noch zwanglos und enthielten ab dann ausschließlich größere genealogische Einzelarbeiten. Zu dieser Zeit lösten die *Familiengeschichtlichen Blätter* (FgB) die *Mitteilungen* als wesentliches Vereinsorgan der *Zentralstelle* ab. Diese entstanden 1903 ursprünglich als privates Unternehmen des Majors Otto von Dassels. Nach Dassels Tod wurden sie Ende 1909 in eine Stiftung unter Leitung der *Zentralstelle* überführt und ab 1910 von dieser herausgegeben. Im Gegensatz zu den anderen Zeitschriften standen die *Familiengeschichtlichen Blätter* auch Abonnenten außerhalb des Vereins offen und erreichten so im Jahre 1911 etwa 1200 Leser. Im Zuge der nationalsozialistischen Gleichschaltungsbestrebungen wurde Anfang 1935 der *Deutsche Herold* als Zeitschrift eingestellt und die *Familiengeschichtlichen Blätter* wurden auch das Vereinsorgan des *Berliner Herolds*. Die letzte Ausgabe der *FgB* erschien 1944.

3 Der *Herold* erreichte 1907 eine Mitgliederzahl von über 1000 (Berliner Herold: Vereinsgeschichte, online: unter herold-verein.de/der-verein/vereinsgeschichte (08.08.2021). Der *Zentralstelle* gehörten im Jahr 1924 mehr als 1800 Mitglieder an (Breymann, Hans: Zwanzig Jahre Zentralstelle für Deutsche Personen- und Familiengeschichte. In: FgB 22 (1924). Sp. 1 – 6). Zum Vergleich: Im August 1926 ergab eine Abfrage die Feststellung von etwa 10.000 in Vereinen organisierten Familienforschern, vgl. Breymann, Hans: Der heutige Stand der genealogischen Unterlagenbehandlung. In: Mitteilungen der Zentralstelle (MdZ) 36 (1928). S. 5 – 12, hier S. 6.

wissenschaftlichen und sind daher besonders geeignet, die Entwicklungen auf diesem Gebiet nachzuvollziehen. Dabei kam den von den Vereinen publizierten Zeitschriften eine besondere Rolle zu. Sie enthielten Berichte über Vereins- oder Vorstandssitzungen, ausführliche Buch- und Zeitschriftenbesprechungen, Quellensammlungen und praktische Hinweise für Familienforscher – außerdem größere genealogische Einzelarbeiten und programmatische Arbeiten zur Weiterentwicklung der Familienforschung. Damit fungierten die Publikationen sowohl als Vereinszeitschriften als auch als Fachzeitschriften für die genealogische Wissenschaft.

Durch eine Analyse ausgewählter Zeitschriften werden im Folgenden zunächst die strukturellen Verbindungen zwischen Genealogie und der aufkommenden Vererbungslehre, im Zeitraum der 1850er Jahre bis zum Ende der 1920er Jahre, betrachtet. Im zweiten Teil soll dann die Rezeption von rassenhygienischen Überlegungen in den Publikationen der beiden Vereine untersucht werden. Hierbei unterscheide ich einerseits zwischen Besprechungen von Konzepten, die sich mit einer staatlich eingreifenden Bevölkerungs- und Natalitätspolitk befassten. Andererseits untersuche ich Appelle an die Einzelfamilie, sich mit dem aktuellen Stand der Vererbungslehre vertraut zu machen und dabei auch rassenhygienische Überlegungen in der Familie zur Anwendung zu bringen. Zunächst erscheint es mir aber lohnend, diese Entwicklungen in die zwei wesentlichen Entwicklungsströme der Genealogie zwischen dem 19. und 20. Jahrhundert einzuordnen.

Die Hinwendung zur Vererbungslehre und Rassenhygiene ist Folge und Teil tiefgreifender Veränderungen innerhalb der Genealogie um 1900. Diese wurden von Bettina Joergens und Martin Zwilling als *Vergesellschaftung* und *Vernaturwissenschaftlichung*[4] beziehungsweise als *Demokratisierung* und *Biologisierung* charakterisiert.[5] Das Begriffspaar *Demokratisierung/Vergesellschaftung* beschreibt dabei eine soziale Erweiterung der bisher der Auszeichnung ständischer Eliten dienenden Genealogie. Lange Zeit hatte die Aufgabe der Familienforschung vor allem im Nachweis der standesgemäßen Abstammung einer Person bestanden.[6]

---

4 Joergens, Bettina: Familie, Zeit und Ordnung. Genealogie historisch betrachtet. In: Biographie, Genealogie und Archive gemeinsam im digitalen Zeitalter. Detmolder Sommergespräche 2006 und 2007. Hrsg. von Bettina Joergens. Insingen 2009. S. 135–172, hier S. 166–168.

5 Zwilling, Martin: Mutterstämme – Die Biologisierung des genealogischen Denkens und die Stellung der Frau in Familie und Gesellschaft von 1900 bis zur NS-Zeit. In: Mütterliche Macht und Väterliche Autorität. Elternbilder im Deutschen Diskurs. Hrsg. von José Brunner. Göttingen 2008. S. 29–47, hier S. 39 f.

6 Vgl. Harding, Elizabeth u. Michael Hecht: Ahnenproben als soziale Phänomene des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit. Eine Einführung. In: Die Ahnenprobe in der Vormoderne. Se-

Auch die Gründung des *Deutschen Herold,* des ersten deutschen Vereins für Genealogie, stand 1869 noch deutlich in dieser Tradition. So war der Verein in seinen Veröffentlichungen stark auf den Adel ausgerichtet: Nobilitierungen wurden prominent am Anfang der Hefte vermerkt und als Vereinsvorsitzende fungierten in den ersten Jahren ausschließlich Freiherren und Grafen. Ende des 19. Jahrhunderts begann sich zunehmend das aufstrebende Bürgertum für Genealogie zu interessieren und stellte nach der Jahrhundertwende dann den wesentlichen Träger genealogischer Vereine.[7] Die 1904 gegründete *Zentralstelle für deutschen Personen- und Familiengeschichte* verstand sich dementsprechend auch explizit als bürgerlicher Verein.[8] Die Motive für die Vereinsmitarbeit waren dabei vielfältig. Manche Mitglieder versuchten, ihre gesellschaftliche Position durch eine Adaption adeliger Praktiken zu festigen, andere hofften, eine berühmte Person unter ihren Vorfahren zu finden, wieder andere betrieben Genealogie als Zeitvertreib. Daneben verbanden viele Genealogen ihre Beschäftigung aber auch mit gesamtgesellschaftlichen Aufgaben. Die genealogischen Publikationen waren vielfach geprägt von einem gewissen Grundpessimismus gegenüber den Erscheinungen der Moderne, die in der historischen Forschung als Krisenerfahrungen des Bürgertums um die Jahrhundertwende beschrieben worden sind: Die Industrialisierung und die politisch an Gewicht gewinnende Arbeiterbewegung veränderten den Zugang zu gesellschaftlichen Schlüsselpositionen. Die kulturelle Hoheit des Bürgertums wurde durch die künstlerische Avantgarde herausgefordert und sogar das Familienleben der Gegenwart schien in Auflösung begriffen.[9] Das äußerte

---

lektion – Initiation – Repräsentation. Hrsg. von Elizabeth Harding u. Michael Hecht. Münster 2011. S. 9 – 84.

7 1892 wurde im *Deutschen Herold* vermerkt, dass bei der Werbung neuer Mitglieder ein „besonderes Augenmerk […] auch auf den höheren Bürgerstand zu richten“ sei und spätestens im neuen Jahrhundert war der Bürgerstand die dominierende Schicht innerhalb des Vereins. Herold: Rundschreiben an sämtliche Vereinsmitglieder! Berlin, den 19. Januar 1892. Beilage in: Der Deutsche Herold (DH) 23 (1892). Vgl. auch Herold: Verzeichnis der Mitglieder des Vereins Herold zu Berlin. Berlin 1904. S. 5 – 52.

8 Breymann, Hans: Bericht über die zweite Hauptversammlung des Vereins zur Begründung und Erhaltung einer Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte am 18. November 1905. In: MdZ 2 (1905). S.1 – 17, hier: S. 3 u. 13. Zur Zentralstelle siehe auch den Beitrag von Karin Heil in diesem Band.

9 Vgl. Kocka, Jürgen: Bürgertum und deutsche Eigenarten. In: Bürgertum im 19. Jahrhundert. Deutschland im europäischen Vergleich. Hrsg. von Jürgen Kocka. Band 1. München 1988. S. 11 – 76; Langewiesche, Dieter: Bildungsbürgertum und Liberalismus im 19. Jahrhundert. In: Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert. Hrsg. von Jürgen Kocka. Band 4. Stuttgart 1989. S. 181 – 196; Breuer, Stefan: Anatomie der konservativen Revolution. Darmstadt 1995. S. 15 – 22. Vgl. zum Bevölkerungsdiskurs im 20. Jahrhundert: Etzemüller, Thomas: Ein ewigwährender Untergang. Der apokalyptische Bevölkerungsdiskurs im 20. Jahrhundert. Bielefeld 2007.

sich in den genealogischen Publikationen etwa in der vielfach vorgetragenen Kritik am „verflachenden Materialismus“[10] oder am „übermäßigen Individualismus“[11]: „Unsere vom Materialismus erfüllte Zeit zerstört ein Ideal nach dem andern. Der mehr und mehr abnehmende Familiensinn ist leider auch so ein Zeichen der Zeit“, klagte beispielsweise der Jurist, Berufsgenealoge und Schatzmeister des *Herold*, Stephan Kekule von Stradonitz (1863–1933), anlässlich des 25-jährigen Gründungsjubiläums des Vereins.[12] Eine heraldische Ausstellung wurde 1898 als Beleg dafür gefeiert, „daß das deutsche Volk sich seine Geschichte nicht rauben lassen will [...] und nicht im Mindesten daran denkt, der modernen Gleichmachungstheorie sich willig zu fügen.“[13]

Unter diesen Vorzeichen impliziert das von Joergens und Zwilling verwendete Begriffspaar *Vergesellschaftung/Demokratisierung* noch einen zweiten Aspekt, nämlich die Forderung, dass sich jeder, unabhängig seines sozialen Status, mit Familiengeschichtsforschung befassen müsse. Angesichts der negativen Zeitverhältnisse erblickte man in der Genealogie das Instrument, die Zukunft positiv zu gestalten. Sie sollte als anti-individualistische Gegenbewegung dazu dienen, unerwünschte Folgen der Moderne zu beseitigen. Als Mittel der sozialen Sinnstiftung sollte die Familienforschung Vorbilder für Gegenwart und Zukunft liefern und den Einzelnen, durch eine ideelle Verortung innerhalb des historischen Familiengefüges, gegen die Gefahren der Gegenwart immunisieren. Auch bei der Gründung der *Zentralstelle* kam diese in die Genealogie gesetzte Hoffnung zum Ausdruck:

---

10 Klocke, Friedrich von: Grundfragen und Hauptaufgaben der modernen Genealogie. In: DH 51 (1920). S. 81–83, hier S. 81.

11 Vgl. Deutscher Herold: Am 19. Februar verschied zu Dresden der Königl. Studienrat Professor Dr. Unbescheid. In: DH 46 (1915). S. 23.

12 Kekule von Stradonitz, Stephan: Ueber die Bedeutung der Heraldik, Sphragistik und Genealogie und ihre Beziehung zu anderen Wissenschaften und Künsten. Vortrag, gehalten in der Festsitzung zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestehens des Vereins „Herold“ am 3. November 1894. In: DH 25 (1894). S. 136–143, hier S. 143. Mit ähnlichem Tenor heißt es einige Jahre später im *Herold:* „In einer Zeit, in der nicht nur an allem Bestehenden gerüttelt wird, in der versucht wird, sich über eine fast zweitausendjährige Kultur durch Verneinung aller Gesetze der Vernunft und der Moral hinwegzusetzen, in der sogar die Bande der Familie sich zu lockern drohen, in einer solchen Zeit können nicht oft und eindringlich genug die Wege gezeigt werden, die das Familienleben zu festigen und den Sinn der Familie zu heben geeignet sind.“, Messeres, Ernst: Einiges über die Familiengeschichtsforschung bürgerlicher Geschlechter. In: DH 34 (1903). S. 56–57, hier S. 56.

13 Béringuier, Richard [u. a.]: Die Niedersächsische Heraldische Ausstellung zu Hannover (Sommer 1898). In: DH 29 (1898). S. 108–112, hier S. 108.

> Wenn wir erst so weit sind, daß sich niemand seiner Vorfahren schämt, und sich jeder gern mit der Geschichte seiner Familie beschäftigt, dann wird auch die Genealogie an ihrem Ziele zur Lösung der sozialen Aufgaben ihrer Zeit beitragen. Der hohe sittliche Wert der Genealogie läßt sich nicht bezweifeln, sie bildet zugleich ein kräftiges Bollwerk gegen umstürzlerische Bestrebungen aller Art, denn wo stark ausgeprägter Familiensinn herrscht, da lebt auch Heimatsinn, und mit Heimatsinn und Vaterlandsliebe geht meist staatserhaltende Gesinnung Hand in Hand.[14]

Die Idee einer positiven Gestaltung der Zukunft zeigt sich auch deutlich in den von Joergens und Zwilling beschriebenen Prozessen der *Vernaturwissenschaftlichung* und *Biologisierung,* die auch auf eine allgemeine wissenschaftliche Anerkennung der Genealogie abzielten. Innerhalb der Vereine existierte eine Elite, die bemüht war, die Genealogie über familiäre Detailstudien hinaus zu entwickeln. Diese Forscher bekleideten häufig Vorstandspositionen innerhalb der Vereine, waren als Berufsgenealogen tätig oder verfolgten universitäre Karrieren.[15] Gegen die abwertenden Charakterisierungen als „Sport" oder „Zeitvertreib"[16], versuchten sie, den wissenschaftlichen Wert ihrer Tätigkeit unter Beweis zu stellen. Ihre Kritik richtete sich häufig gegen „Zunfthistoriker", die ihrer Meinung nach die Genealogie von den Lehrplänen der Universitäten verdrängt hätten.[17] So betonte der Vorsitzende der *Zentralstelle*, Hans Breymann (1873 – 1958), in seiner Begrüßungsansprache zur ersten Hauptversammlung, dass „Genealogie und Heraldik Wissenschaften sind und deshalb wissenschaftlich betrieben sein wollen."[18] Ziel war es, auf die Einrichtung von genealogischen Lehrstühlen und der Schaffung

---

14 Ültzen-Barkhausen, Johann: Bericht über Entstehung, Gründung und bisherige Tätigkeit der Zentralstelle. In: MdZ 1 (1905). S. 9 – 15, hier S. 11.

15 Für kurze Biographien zu vielen dieser Akteure siehe: Klocke, Friedrich von: Die Entwicklung der Genealogie vom Ende des 19. bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts. Prolegomena zu einem Lehrbuch der Genealogie. Schellenberg 1950.

16 O.V.: Genealogisches und Heraldisches von der Hauptversammlung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine und vom fünften deutschen Archivtage zu Bamberg 1905. In: DH 36 (1905). S. 199 – 203.

17 Vgl. Kekule von Stradonitz, Stephan: Streifzüge durch die neuere medizinisch-genealogische Literatur. In: MdZ 3 (1908). S. 36 – 55, hier S. 36.

18 Breymann, Hans: Begrüßungsansprache des Vorsitzenden, Rechtsanwalt Dr. Breymann bei Eröffnung der ersten Hauptversammlung am 21. November 1904. In: MdZ 1 (1905). S. 5 – 9, hier S. 7. In der Biographie Breymanns zeigt sich auch eine von vielen Genealogen geteilte Ablehnung des Stadtlebens. So hatte Hans Breymann neben seinem Engagement für die *Zentralstelle* seit 1912 den *Deutschen Siedlungsverband* mit aufgebaut, der später an den *Reichslandbund* angeschlossen wurde. Der *Siedlungsverband* diene nach Breymann „der Hinausführung unseres Volkes auf das Land, in Licht und Luft und Freiheit, [er] strebt für Eltern und Kinder wieder menschenwürdige Daseinsbedingungen in freier gesunder Landbetätigung an", vgl. Breymann, Hans [u. a.]: Wie wir zur Genealogie gekommen. In: FgB 22 (1924). Sp. 5 – 12, hier 5 – 8.

eines „genealogischen Reichsamtes" hinzuarbeiten.[19] Bei den Bemühungen zur Verwissenschaftlichung der Genealogie lassen sich zwei Richtungen unterscheiden. Die eine, die vor allem mit den Namen Johannes Hohlfeld (1888 – 1950), Armin Tille (1870 – 1941) und Friedrich von Klocke (1891 – 1960) verknüpft ist, versuchte die Genealogie primär an die Sozialwissenschaften anzubinden.[20] Andere Genealogen orientierten sich hingegen stärker an der naturwissenschaftlichen Vererbungslehre und wollten aktiv an der Aufdeckung der menschlichen Erbgänge mitarbeiten. Viele dieser Genealogen verbanden mit einem Schulterschluss zur aufkommenden Rassenhygiene und Rassenlehre auch bevölkerungsevolutionäre Utopien sowie Hoffnungen auf eine eingreifende Bevölkerungs- und Natalitätspolitik – und strebten so danach, die sozialen Probleme der Zeit lösen zu können.

2 Die Verbindungen zwischen Genealogie und Vererbungslehre

2.1 „Geneanomie", „Geneagraphie" und die Anfänge der Verknüpfung von Biologie und Familienwissenschaft

Erste Ansätze zur Verknüpfung von Genealogie und der aufkommenden Vererbungslehre sind bereits in den 1850er Jahren vorsichtig erkennbar. Einen frühen Versuch in diese Richtung stellt die Arbeit des Schriftstellers und Journalisten Levin Schücking (1814 – 1883) dar. Die intensive Beschäftigung mit der eigenen Familiengeschichte hatte ihn dazu geführt, in den 1855 erschienen *Geneanomischen Briefen* seine gleichnamige Wissenschaft zu entwickeln. Die *Geneanomie* definierte er als „halbe Naturwissenschaft".[21] Bisher sei der Mensch nur unzureichend vom „Standpunkte seiner Beziehungen zu den vorausgegangenen Geschlechtern" untersucht worden und die „Gelehrsamkeit" habe sich nicht um die „Einflüsse des Blutes" gekümmert, so Schücking.[22] Die Vererbung von Eigenschaften und Neigungen versuchte er anhand historischer Untersuchungen von bekannten Familien nachzuweisen. Die zeitgenössischen Kritiken fielen aus-

19 Ültzen-Barkhausen, Bericht (wie Anm. 14), S. 10.
20 Vgl. Klocke, Friedrich von: Soziologische Genealogie. In: FgB 21 (1923). S. 1 – 8; Breymann [u. a.], Wie wir zur Genealogie gekommen, Sp. 5 – 12; Pinwinkler, Alexander: Historische Bevölkerungsforschungen. Deutschland und Österreich im 20. Jahrhundert. Göttingen 2014, S. 160 – 173.
21 Schücking, Levin: Geneanomische Briefe. Frankfurt am Main 1855. S. 2.
22 Schücking: Geneanomische Briefe (wie Anm. 21), S. 3.

nahmslos negativ aus und auch in der Genealogie fand Schücking zunächst keine Beachtung.[23] Bezug nehmend auf seine Überlegungen wurde erst 1873 im *Herold* auf eine „Lücke in der genealogischen Literatur" hingewiesen und eine konzeptionelle Erweiterung der historisch geprägten Genealogie gefordert.[24] Bisherige genealogische Abhandlungen würden sich vor allem mit der juristischen und rechtsgeschichtlichen Seite der Familien beschäftigen. Tatsächlich, so der Verfasser[25], werde dabei übersehen, dass die verschiedenen Generationen einer Familie ein „organisches auf Naturbasis beruhendes Ganzes" bilden, „in sich verbunden und von demselben Lebensquell durchströmt, wie ein Baum in seinem Geäst."[26] Aus dieser Perspektive heraus käme es nun darauf an, „auf historisch-statistischer Grundlage" die Gesetze zu ermitteln, „nach welchem sich das physiologische und psychologische Leben der Familien" gestalte.[27] Zu diesem Zweck wurden die Leser aufgefordert, künftig eine „Biologie der Familien" zusammenzustellen, welche unter anderem Angaben über „besondere Familieneigenthümlichkeiten nach ihrer physischen, geistigen und sittlichen Entwicklung" enthalten sollte. Hier wurden also erste Versuche unternommen, die Genealogie mit der Erforschung von Vererbungsphänomenen zu verknüpfen. Begründet wurde dies bereits mit einer daraus resultierenden gesamtgesellschaftlichen Bedeutung, die der Genealogie erwachsen könne: „Es ist wohl unzweifelhaft, daß das Gesamtbild der Nation ein ganz anderes wird, wenn in demselben auch […] die lebendigen Organismen der Familien und Geschlechter zur Anschauung kommt."[28] In einer Anmerkung zum Artikel forderte der Redakteur des *Herold*, Gustav Seyler (1846–1935), jeder Familiengeschichte künftig ein *geneanomisches Capitel* anzuhängen, „worin eine Charakteristik der Familie nach den obigen Gesichtspunkten zu

23 Vgl. zur *Geneanomie:* Morgenstern, Ulf: Bürgergeist und Familiensinn: Die liberale Gelehrtenfamilie Schücking im 19. und 20. Jahrhundert. Paderborn 2012. S. 178 f.; Steinbicker, Clemens: Levin Schücking und die Geneanomie. In: Genealogie 4 (1963). S. 469–474.

24 O.V.: Besondere Beilage zum Herold. Zur deutschen Familien- und Geschlechterkunde. In: DH 4 (1873). S. 10.

25 Leider ist kein Autor des Textes angegeben. Der Artikel war zunächst als Einleitung zu einer Familiengeschichtlichen Detailstudie in der *Besonderen Beilage zum deutschen Reichsanzeiger* erschienenen: O.V.: Zur deutschen Familien- und Geschlechterkunde. In: Besondere Beilage zum Deutschen Reichs-Anzeiger und Königlich Preußischen Staats-Anzeiger Nr. 40 vom 5. Oktober 1872, S. 1–3. Auf Anregung des Redakteurs des *Reichsanzeigers*, Karl Ludwig Zitelmann, wurde diese Einleitung dann 1873, mit einer kurzen Anmerkung versehen und ansonsten unverändert, im *Herold* abgedruckt.

26 O.V.: Besondere Beilage (wie Anm. 24), S. 9.

27 O.V.: Besondere Beilage (wie Anm. 24), S. 9.

28 O.V.: Besondere Beilage (wie Anm. 24), S. 10.

entwickeln wäre."[29] Noch bevor in Deutschland mit den Arbeiten von Wilhelm Schallmayer (1891) und Alfred Ploetz (1895) die ersten einschlägigen Werke zur Rassenhygiene erschienen,[30] wies Seyler auf so etwas wie eugenische Implikationen hin. Die neue Konzeption der Genealogie sei „für die Gegenwart lehrreich", denn mit ihrer Hilfe könnten nun die Einflüsse ermittelt werden, welche „die Lebenskraft der Familien schädigen".[31]

Die Forderung Seylers nach *geneanomischen Capiteln* fand in den nächsten Jahren jedoch keinen Widerhall im *Herold*. Entsprechen konstatierte Seyler in einem weiteren Artikel aus dem März 1876, dass die Überschrift „Naturwissenschaft und Genealogie" immer noch „etwas fremd in den üblichen Ton einer heraldisch-wissenschaftlichen Zeitschrift hereinklingen mag."[32] Allerding sei unstrittig, dass zwischen der Natur- und Familienforschung „ein geheimnisvolles Band" bestehe, so Seyler. Hatte Schücking sich der Biologie von der genealogischen Seite kommend genähert, stellte Seyler nun ein Konzept vor, das von der naturwissenschaftlichen Seite den Anschluss an die Genealogie suchte. Der Arzt Heinrich Oidtmann (1833–1890) hatte zunächst in der Zeitschrift *Der Pionier* in mehreren Aufsätzen die *Geneagraphie* entwickelt, die man wohl am ehesten als anthropologische Hilfswissenschaft charakterisieren kann.[33] Ziel Oidtmanns war es, mithilfe der Fotografie eine Statistik vererbter Physiognomie zum Zwecke der Erforschung von Vererbungsgesetzen anzulegen.[34] Auch hierbei spielten eugenische Überlegungen bereits eine Rolle: Aufgrund der „hohen volkswirtschaftlichen Bedeutung der Vererbungsfrage" sei es zeitgemäß, „eine Section für Statistik der menschlichen Zuchtwahl zu bilden", so Oidtmann.[35] Er beklagte weiterhin, dass

---

29 Seyler, Gustav: Anmerkung. Besondere Beilage zum Herold. In: DH 4 (1873). S. 10.

30 Schallmayer, Wilhelm: Über die drohende Entartung der Kulturmenschheit. Neuwied 1891; Ploetz, Alfred: Die Tüchtigkeit unserer Rasse und der Schutz der Schwachen. Berlin 1895. Vgl. Weingart, Peter [u. a.]: Rasse, Blut und Gene. Geschichte der Eugenik und Rassenhygiene in Deutschland. Frankfurt am Main 2001. S. 37 f.; Doeleke, Werner: Alfred Ploetz (1860–1940). Sozialdarwinist und Gesellschaftsbiologie. Frankfurt am Main 1997; Weiss, Sheila Faith: Race Hygiene and National Efficiency: The Eugenics of Wilhelm Schallmayer. Berkeley 1987; Petermann, Heike: Der Wunsch nach „guter Abstammung". Zur Geschichte des Begriffes „Eugenik" bei Medizinern und Biologen. in: Medizin im Dienst der „Erbgesundheit". Beiträge zur Geschichte der Eugenik und „Rassenhygiene". Hrsg. von Stefanie Westermann [u. a.]. Berlin 2009. S. 57–78.

31 Seyler, Anmerkung (wie Anm. 29), S. 10.

32 Seyler, Gustav: Naturwissenschaft und Genealogie. In: DH 7 (1876). S. 27–29.

33 Oidtmann, Heinrich: Erblichkeit der Eigenschaften. In: Der Pionier Nr. 157, 158, 160–162 (1872).

34 Vgl. O.V.: Verein zur Förderung der Photographie in Berlin. Sitzung vom 1. November 1872. In: Photographische Mitteilungen 9 (1872). S. 215 f. Dabei war Oidtmann beeinflusst von den Vererbungsgesetzen Haeckels und der Physiognomik von Johann Caspar Lavater.

35 Seyler, Naturwissenschaft und Genealogie (wie Anm. 32), S. 28.

zur Erforschung des Erbganges bei Menschen kein verwertbares Material zur Verfügung stünde, ganz im Gegensatz zu Forschungen an Pflanzen und Tieren. Hierzu sollte die *Geneagraphie* Abhilfe schaffen, indem zu diesem Zweck gewöhnliche genealogische Stammbäume mithilfe von Porträtaufnahmen zu *geneagraphischen Stammbäumen* ergänzt werden sollten.[36] Zwar könne nicht verschwiegen werden, „dass die Basis der Geneagraphie etwas unsicher ist", aber derartige Sammlungen könnten „späteren Generationen ein höchst wertvolles Material liefern", so das Urteil Gustav Seylers.[37]

Wie sehr diese frühen Versuche der Verbindung von Genealogie und der frühen Vererbungslehre noch von diffusen Kenntnissen über humangenetische Zusammenhänge geprägt waren, zeigt die Arbeit des österreichisch-ungarischen Historikers Moritz Wertner (1849 – 1921).[38] Dieser versuchte, das „physiologisch nicht erklärte Faktum" der Schädlichkeit der Ehe zwischen Blutsverwandten mit den Gesetzen der Physik zu erklären. Hier verhalte es sich ähnlich den Gesetzen des Magnetismus, wonach sich gleichnamige Pole abstoßen. So zeige auch die historische Genealogie, „daß Monarchen solcher Staaten, die sich einzig und allein innerhalb der Gemarkungen ihres individuellen Seins bewegten [...] sich zumeist mit Töchtern ihres eigenen Landes vermählten". Seine Folgerung daraus war ein Aufruf zu „weiser Kosmopolitik", um so „die an den Ort gebundenen Gaben der Natur und der Kunst gegenseitig auszutauschen".[39]

Die frühen Bemühungen von Schücking, Seyler, Oidtmann und Wertner erfuhren jedoch keine weitere Resonanz innerhalb des *Herolds*. Die Vereinsmitglieder blieben weiter der historisch auf der Grundlage von schriftlichen Quellen forschenden Genealogie treu und befassten sich vornehmlich mit der eigenen Familiengeschichte oder der Geschichte herausragender Persönlichkeiten. Festmachen lässt sich das beispielsweise an dem Vortrag, den Stephan Kekule von Stradonitz anlässlich des 25-jährigen Vereinsjubiläums im Jahr 1894 über die „Beziehung zu anderen Künsten und Wissenschaften" hielt, und in dem er die aufkommende Vererbungslehre noch mit keinem Wort erwähnte.[40]

---

36 Seyler, Naturwissenschaft und Genealogie (wie Anm. 32), S. 29. Obwohl die Bezeichnung Stammbaum nur auf die patrilineare Vererbung hindeutet, wollte Oidtmann die Vererbung von beiden Elternteilen berücksichtigen.

37 Seyler, Naturwissenschaft und Genealogie (wie Anm. 32), S. 29.

38 Übrigens auch ein studierter Mediziner, vgl. Meyers Großes Konversations-Lexikon. Band 20. Leipzig 1909. S. 547.

39 Wertner, Moritz: Zur Genealogie der Nemanjiden. Eine Widerlegung. In: DH 19 (1888). S. 65 f.

40 Kekule von Stradonitz, Bedeutung (wie Anm. 12), S. 136 – 143. Wertner richtete sich damit jedoch gegen ein klares politisches Ziel, nämlich den Panslavismus, den er als „eine der zentripetalen Strömungen des politischen Chauvinismus der Jetztzeit" bezeichnete (ebd.).

2.2 Ottokar Lorenz – Impuls für eine „neue Genealogie".

Den entscheidenden Impuls lieferte dann erst Ottokar Lorenz (1832–1904) mit seinem 1898 erschienenen *Lehrbuch der gesammten wissenschaftlichen Genealogie*. Dessen Bedeutung lässt sich gut an den rückblickenden Würdigungen ablesen. Stephan Kekule von Stradonitz nannte es „bahnbrechend" und bekannte später, erst unter dem Einfluss von Lorenz sei ihm „die wahre Bedeutung der ‚Genealogie im wirklichen Sinne', der ‚Genealogie als Wissenschaft' aufgegangen."[41] Ottokar Lorenz war zunächst Professor an der Universität Wien, später in Jena. Die Resonanz seines *Lehrbuchs* lässt sich auch dadurch erklären, dass sich nun einer der „Zunfthistoriker" zur Genealogie bekannte, was im *Herold* als „befreiende Tat" gefeiert wurde: „[Z]um ersten Male in unserer modernen, allein das Individuum verherrlichenden und darum der Genealogie abholden Zeit wagt es ein ordentlicher Professor der Geschichte von solchen Verdiensten, nicht nur laut und vernehmbar zu Gunsten der genealogischen Studien seine Stimme zu erheben, sondern sogar seine Kraft und seine Zeit der ausführlichen Darstellung dieses Gegenstandes zu weihen."[42]

Lorenz Arbeit war von dem Anliegen geprägt, die Geschichtswissenschaft gegen die aufkommenden Naturwissenschaften zu verteidigen. Dem lag eine Geschichtsauffassung zugrunde, die sich aus einer von ihm selbst entwickelten Generationenlehre speiste, wonach sich geschichtliche Entwicklungen nicht auf Einzelpersonen, sondern auf die Tätigkeit mehrerer Generationen zurückführen ließen.[43] Diese Generationenlehre und die Auffassung, dass „kein Mensch im Stande ist, auf einem anderen als genealogischen Wege zu wirklicher Kenntniß

---

41 Kekule von Stradonitz, Stephan: Festrede zum Gedenktage des fünfzigjährigen Bestehens des „Herold". Gehhalten am 4. November 1919. In: DH 51 (1920). S. 5–10; Breymann [u.a]: Wie wir zur Genealogie gekommen, Sp. 10. Auch der Genealoge Otto Forst de Battaglia sprach dem Lehrbuch rückblickend eine „epochale Wichtigkeit" zu. Lorenz habe der Genealogie „ein neues theoretisches Rüstzeug gegeben." Vgl. Forst de Battaglia, Otto: Wissenschaftliche Genealogie. Eine Einführung in ihre wichtigsten Grundprobleme. Berlin 1948. S. 211.

42 Kekule von Stradonitz, Stephan: Bücherschau. Lehrbuch der gesammten wissenschaftlichen Genealogie von Ottokar Lorenz. In: DH 29 (1898). S. 20 f. Sowohl Lorenz als auch der *Herold* waren um enge Beziehungen zueinander bemüht. So ernannte der Verein Lorenz 1896 zum Ehrenmitglied, dieser wiederum widmete das *Lehrbuch* bei Erscheinen dem *Deutschen Herold* sowie dessen Wiener Pendant, dem Verein *Adler*. Vgl. Seyler, Gustav: Bericht über die 520. Sitzung vom 17. Dezember 1896. In: DH 27 (1896). S. 14.

43 Vgl. zu Lorenz: Gausemeier, Bernd: „Auf der Brücke zwischen Natur- und Geschichtswissenschaft". Ottokar Lorenz und die Neuerfindung der Genealogie um 1900. In: Vienne, Florence u. Christina Brandt (Hrsg.): Wissensobjekt Mensch. Humanwissenschaftliche Praktiken im 20. Jahrhundert. Berlin 2008. S. 137–164; Meinecke, Friedrich: Zur Geschichte der Geschichtsschreibung. München 1968. S. 41–49.

und präsenten Wissen historischer Dinge zu gelangen", prägten bereits seinen 1892 erschienenen *Genealogischen Hand- und Schulatlas*.[44] Im *Lehrbuch* ging es Lorenz dann darum, einen systematischen Überblick über die Genealogie zu geben, die er als „Ursprungsquelle alles geschichtlichen Lebens und Denkens" ansah.[45] Zugleich forcierte er aber auch eine konzeptionelle Ausweitung der Genealogie. So bestünde die primäre Aufgabe der Genealogie zunächst in der bloßen Ermittlung von Abstammungsverhältnissen, zu einer Wissenschaft im eigentlichen Sinne werde sie allerdings erst, indem sie beginne, die gewonnenen Informationen auch qualitativ auszuwerten und Veränderungen nachzuverfolgen.[46] Laut Lorenz ergeben sich daraus Beziehungen zu einer Vielzahl anderer Wissenschaftsdisziplinen, beispielsweise zur Geschichts-, Rechtswissenschaft oder Soziologie – aber auch zu naturwissenschaftlichen Disziplinen.[47] Insbesondere für die Naturwissenschaften maß Lorenz der Genealogie einen großen Nutzen bei: „Die Brücke, auf welcher sich die geschichtliche und Naturforschung begegnen müssen, ist die Genealogie".[48] Dabei war das *Lehrbuch* geprägt von der neodarwinistischen Keimplasmatheorie August Weismanns (1834 – 1914),[49] nach der zwar die Vererbung erworbener Eigenschaften ausgeschlossen wurde, aber im „Keimplasma" dennoch die Erbeinflüsse aller Vorfahren enthalten seien: „[S]o stellt sich jede neue Generation als ein Produkt der Vermischung von Keimplasma sämtlicher auf der Ahnentafel erscheinenden Einzelwesen, das heißt als ein Produkt einer Vermischung von in den höchsten Reihen mathematisch unbegrenzten Größen dar."[50]

Aus dieser Theorie ergab sich die Bedeutung der genealogischen Methode zur Aufspürung der Erbeinflüsse. Nachhaltigen Einfluss auf genealogische Praktiken, insbesondere auf genealogische Gemeinschaftskonstruktionen, hatte der von

---

44 Lorenz, Ottokar: Genealogischer Hand- und Schulatlas. Berlin 1892. S. 2; Wertner, Moritz: Bücherschau. Genealogischer Hand- und Schulatlas von Dr. Ottokar Lorenz. In: DH 23 (1892). S. 10 f.

45 Lorenz, Ottokar: Lehrbuch der gesamten wissenschaftlichen Genealogie. Stammbaum und Ahnentafel in ihrer geschichtlichen, sociologischen und naturwissenschaftlichen Bedeutung. Berlin 1898. S. 5.

46 Lorenz, Lehrbuch (wie Anm. 45), S. 8 f.

47 Lorenz, Lehrbuch (wie Anm. 45), S. 9 – 24.

48 Lorenz, Lehrbuch (wie Anm. 45), S. 26.

49 Weismann, August: Continuität des Keimplasmas als Grundlage einer Theorie der Vererbung. Jena 1892. S. 59 – 62; vgl. Müller-Wille, Staffan: Weismann, August Friedrich Leopold: Das Keimplasma. Eine Theorie der Vererbung. In: Kindlers Literatur Lexikon, doi.org/10.1007/978-3-476-05728-0_21450-1; Rheinberger, Hans-Jörg u. Staffan Müller-Wille: Vererbung. Geschichte und Kultur eines biologischen Konzeptes. Frankfurt 2009. S. 120 – 125.

50 Lorenz, Lehrbuch (wie Anm. 45), S. 348.

Lorenz geprägte Begriff des *Ahnenverlustes* und sein Verständnis von *Ebenbürtigkeit*.[51] *Ahnenverlust* bezeichnet die mathematische Tatsache, dass sich die Zahl der Ahnen eines Menschen in jeder Generation verdoppeln muss. Es tauchen daher oft dieselben Ahnen in der Ahnentafel eines Probanden mehrmals auf. Dabei wird der *Ahnenverlust* umso größer, je weiter man in die Vergangenheit zurückblickt.[52] Der Begriff *Ebenbürtigkeit* bezeichnete eigentlich ein ständisches Prinzip, wurde von Lorenz aber nun als ein Naturgesetz definiert. Die „besten" Nachkommen würden bei möglichst ähnlichen Anlagen der Eltern erbracht: „Es gibt ein in der Menschennatur begründetes Streben, die Ahnenmasse zu verringern. [...]; denn Liebe gedeiht am meisten bei Ahnenverlust und Ebenbürtigkeit."[53] Lorenz erblickte in der *Ebenbürtigkeit* sogar eine „Art von Religion", die „im Blut begründet ist" und als solche als ein Mittel gegen die „sozialistische Freisinnigkeit" fungieren könnte.[54]

Die Forderung, genealogische Methoden zur Erforschung der Vererbung zu verwenden, war nichts Neues. Das zeigen schon die Versuche von Schücking, Oidtmann und Wertner, und insbesondere auf dem Feld der Psychiatrie setzte die Medizin auf genealogische Methoden in der aufkommenden Vererbungslehre.[55] Doch gerade in genealogischen Kreisen erfuhr das *Lehrbuch* eine intensive Resonanz und bewirkte eine stärkere Hinwendung zur parallel aufkommenden Vererbungslehre und Rassenhygiene. So schrieb Kekule von Stradonitz in seiner Rezension für den *Herold*, es sei die Pflicht eines jeden Mitgliedes, „sich selbst in den reichen Inhalt des Werkes zu vertiefen".[56]

Einzelne Genealogen hofften, mit einer Hinwendung zur Vererbungslehre die wissenschaftliche und gesellschaftliche Stellung der Genealogie verbessern zu können. Aus diesem Grund empfahl Kekule von Stradonitz außerdem, die Verbreitung des *Lehrbuchs* „im Besonderen auch in den Kreisen der auf dem Gebiete der Naturwissenschaften thätigen Gelehrten" zu fördern.[57] Unter dem Eindruck von Lorenz wandelte sich aber auch das Selbstbild der tonangebenden Genealogen: In einer Selbstbeschreibung des *Herolds* aus dem Jahr 1900 heißt es nun, der Zweck des Vereins sei die Pflege der geschichtlichen Hilfswissenschaften,

---

51 Über den *Ahnenverlust* hatte Lorenz bereits im Jahr 1894 einen Vortrag im *Herold* gehalten, vgl. Kekule von Stradonitz, Stephan: Ottokar Lorenz †. In: DH 35 (1904). S. 112f.

52 Vgl. Lorenz, Lehrbuch (wie Anm. 45), S. 289.

53 Lorenz, Lehrbuch (wie Anm. 45), S. 334.

54 Lorenz, Lehrbuch (wie Anm. 45), S. 251.

55 So beispielsweise im Lehrbuch von Sommer, Robert: Diagnostik der Geisteskrankheiten für praktische Ärzte und Studierende. Wien 1894.

56 Kekule von Stradonitz, Bücherschau (wie Anm. 42), S. 21.

57 Kekule von Stradonitz, Bücherschau (wie Anm. 42), S. 21.

„namens der Genealogie, die, meist auch nur als eine Hilfswissenschaft der Geschichte angesehen, im weiteren Sinne gefaßt, mit der Staats- und Gesellschaftswissenschaft, der Biologie und Anthropologie, der Physiologie und Psychologie viele Probleme gemeinsam hat“.[58]

2.3 Die Gießener Kurse – Vernetzung zwischen Genealogie, Vererbungslehre und Rassenhygiene.

Zur weiteren Verknüpfung zwischen Genealogie und Vererbungslehre dienten insbesondere zwei Kurse über Familienforschung und Vererbungslehre, die der Psychiater Robert Sommer (1864–1937) in den Jahren 1908 und 1912 in Gießen veranstaltete.[59] Etwa 60 Teilnehmer nahmen 1908 am ersten Kurs teil, darunter vor allem Ärzte, Pädagogen, Geistliche und „einige Familienforscher“.[60] Obwohl sich nur wenige Vereinsgenealogen unter den Teilnehmern befanden, wurde anschließend in den Publikationen beider Vereine ausführlich über den Kurs und die dort gehaltenen Vorträge berichtet. In den *Mitteilungen der Zentralstelle* nahmen die Berichte sogar einen Umfang von fast 100 Seiten ein.

Die Teilnehmer hörten in den Räumen der Gießener Klinik für Psychiatrie Vorträge über die Grundlagen der Genealogie (vorgetragen von Kekule von Stradonitz), aber auch über den aktuellen Stand der vererbungswissenschaftlichen Forschung, beispielsweise über die wiederentdeckten Mendelschen Regeln.[61] In einer Bestätigung der Mendelschen Regeln im Menschen sah Hans Breymann das Potenzial für eine wachsende Bedeutung der Genealogie: „müßte dann nicht in

---

58 Herold (Verein): Anlage. Adresse des Vereins Herold zur Zweihundertjahrfeier der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. In: DH 31 (1900). Ohne Paginierung.
59 Vgl. Früh, Dorothee: Die Genealogie als Hilfswissenschaft der Humangenetik. In: Jahrbuch für Geschichte und Theorie der Biologie 6 (1999). S. 141–162. Sommer war seit 1895 Professor für Psychiatrie an der Universität Gießen, selbst genealogisch tätig und ein glühender Verfechter der medizinischen Familienforschung. Vgl. Sommer, Robert: Familienforschung und Vererbungslehre. Leipzig 1907; Ders.: Goethe im Lichte der Vererbungslehre. Leipzig 1908. Zu Sommer vgl. auch, allerdings sehr unkritisch: Benedum, Jost: Robert Sommer (1864–1937): Der volkstümliche Gießener Geheimrat. In: Gießener Universitätsblätter (1989). S. 33–42.
60 Dannemann, Adolf Heinrich: Der Kurs über Familienforschung und Vererbungslehre zu Gießen. In: MdZ 5 (1909), S. 1–84; Kekule von Stradonitz, Stephan: Bericht über den Kursus für Familienforschung und Vererbungslehre vom 2. bis 6. August 1908 in Gießen. In: DH 39 (1908). S. 168–169.
61 Kekule von Stradonitz, Bericht (wie Anm. 60), S. 168–169. Vgl. Hoßfeld, Uwe [u. a.]: Die „Wiederentdeckung“ der Mendelschen Gesetze im Kontext neuer Forschungen. In: Nova Acta Leopoldina N.F. Nr. 413 (2017). S. 135–153.

Zukunft jede Familie besorgt sein, so schnell und so weit rückwärts als möglich sich das nötige Material zu beschaffen, welches für die Beurteilung ihrer selbst, für die Erziehung ihrer Kinder, für vorbeugende und erzieherische Maßnahmen die ausschlaggebendste Bedeutung hat?“[62] Ein Gießener Kollege Sommers, der Psychiater Adolf Heinrich Dannemann (1867–1932), berichtete ausführlich über die „Bedeutung der ererbten Anlage auf psychiatrischen und kriminalpsychologischen Gebieten sowie über Mittel der Prophylaxe“.[63] Dabei stellte er immer wieder positive Effekte einer rassenhygienischen Beschäftigung heraus. So sei „ererbte mangelhafte, intellektuelle Veranlagung, […] zumeist gepaart mit Mangel an Verständnis für die Gebote der Ethik und Moral […] kurz mit einem Mangel an den Eigenschaften, welche die Grundbedingungen einer ordnungsgemäßen Einreihung des Einzelwesens in die Gesellschaft bilden.“[64] Auch für Verbrechen seien als Hauptfaktor die angeborenen Anlagen des Menschen anzusehen.[65] Aus diesem Grund wurde es als eminent wichtig erachtet, „im Interesse einer Hebung der gesamten Volkswohlfahrt das Streben nach gesundheitlicher Prophylaxe zu wecken und es zu mehren“.[66]

Wesentlich auf Initiative der anwesenden Genealogen wurde im Anschluss des Kurses eine *Entschließung* verabschiedet, „wonach zur planmäßigen Verbindung der naturwissenschaftlichen und genealogischen Arbeit, zur Sammlung familiengeschichtlicher Tatsachen die ‚Leipziger Zentralstelle für deutsche Personen und Familiengeschichte‘ als geeignet erklärt und der Beitritt zu dieser anheimgegeben wird.“[67]

Vier Jahre später traf man sich zur Neuauflage des Kurses abermals in Gießen. Bereits im Vorfeld wurde im *Herold* vermerkt, dass diesmal „die Rassenhygiene und die Fragen der Regeneration erhöhte Berücksichtigung finden sollen“ und „allen wissenschaftlich arbeitenden Genealogen, denen es nicht nur auf die Erforschung und Darstellung des eigenen Geschlechts ankommt“, wurde eine

62 Breymann, Hans: Nachklänge zum Gießener Kurs. In: MdZ 5 (1909). S. 91–98, hier S. 94.
63 Dannemann, Kurs (wie Anm. 60), S. 1–84.
64 Dannemann, Kurs (wie Anm. 60), S. 8.
65 Dannemann, Kurs (wie Anm. 60), S. 54.
66 Dannemann, Kurs (wie Anm. 60), S. 54.
67 Zentralstelle (Verein): Entschließung. In: MdZ 5 (1910). S. 96. Zugleich wurde eine Kommission eingesetzt, die sich für einen weiteren Zusammenschluss stark machen sollte. Dieser gehörten die Genealogen Stephan Kekule von Stradonitz, Hans Breymann und Adolf von den Velden (1853–1932) sowie die Psychiater Robert Sommer und Adolf Heinrich Dannemann, der Sozialhygieniker Ignaz Kaup (1870–1944) und einer der Gründerväter der deutschen Rassenhygiene, Alfred Ploetz (1860–1940), an. Vgl. Breymann, Hans: Geschäftsbericht des Vorsitzenden erstattet in der Hauptversammlung am 6. März 1909. In: MdZ 5 (1909). S. 105–109.

Teilnahme ans Herz gelegt.[68] Es kamen etwa 100 Personen unterschiedlicher Fachrichtungen, ein anschließender Kongress wurde von 160 Teilnehmern besucht.[69] Auch die Genealogen Stephan Kekule von Stradonitz, Hans Breymann, Arthur Czellitzer, Adolf von den Velden (1853–1932), Armin Tille und Herman Friedrich Macco (1864–1946) waren darunter und beteiligten sich teils mit eigenen Vorträgen. Wie bereits im *Herold* angekündigt, nahm die Rassenhygiene inhaltlich nun mehr Raum ein. Beispielsweise sprach der Münsteraner Jurist Ernst Rosenfeld (1869–1952) über „Verbrechensbekämpfung und Rassenhygiene" und der Schweizer Psychiater Emil Oberholzer (1883–1958) forderte die Sterilisierung von „Geisteskranken und geisteskranken Verbrechern aus sozialen und rassenhygienischen Gründen".[70] Seinen im *Herold* veröffentlichten Tagungsbericht beendete Macco mit der Aufforderung, „diesen auf dem Gebiete der Psychiatrie, Pathologie und Psychologie liegenden, aber doch mit der Genealogie verbundenen Bestrebungen, mehr wie bisher, unser Interesse und unsere Mitarbeit zuzuwenden."[71] Nun ging es ihm jedoch nicht nur darum, die Mitglieder des *Herold* für eine Beschäftigung mit Fragen der Vererbungslehre und Rassenhygiene zu gewinnen, sondern auch darum, für etwaige weitere Kongresse genügend Genealogen zu versammeln, um dort nicht „durch andere in den Hintergrund gedrückt" zu werden.[72] Denn wie in den folgenden Abschnitten gezeigt wird, zeichnete sich bereits Anfang des Jahrhunderts ab, dass sich die Hoffnungen der führenden Genealogen auf eine wirkliche Mitarbeit an der Vererbungsfrage nicht erfüllen sollten.

2.4 Die Genealogie als Methode der Humangenetik und das Verhältnis zwischen Vereinsgenealogie und Medizin.

Mit der Mitarbeit an Fragen der Vererbungslehre und Rassenhygiene verband die historisch forschende Genealogie nicht nur die Hoffnung auf Gesellschafts-

---

68 O.V.: Ein neuer Kursus über „Familienforschung und Vererbungslehre". In: DH 42 (1911). S. 233.
69 Früh, Genealogie (wie Anm. 59), S. 148. Vgl. auch Sommer, Robert: Bericht über den 2. Kurs mit Kongreß für Familienforschung, Vererbungs- und Regenerationslehre in Gießen. Halle 1912.
70 Dadurch könnten „die Betreffenden der Freiheit zurückgegeben und ihre Arbeitsfähigkeit zu ihrem Lebensunterhalt verwendet werden, zugleich würden die Anstalten entlastet und Staat und Gesellschaft vor minderwertigen Nachkommen und weiteren Verbrechern geschützt." Macco, Friedrich: Bericht über den Kongreß für Familienforschung, Vererbungs- und Degenerationslehre vom 11. bis 13. April 1912 in Gießen. In: DH 43 (1912). S. 127–131.
71 Macco, Bericht (wie Anm. 70), S. 131.
72 Ebd.

gestaltung in einem biologischen Sinn, sondern man intendierte auch, den wissenschaftlichen Wert dieser Form von Genealogie unter Beweis zu stellen. Grundüberlegung war es, mit Hilfe genealogischer Methoden Erbanlagen aufzuspüren und so den Gang der Vererbung nachzuvollziehen. 1898, bei Erscheinen von Lorenz' *Lehrbuch,* sprach dabei tatsächlich einiges für die genealogische Methode. Die Bedeutung der Genealogie ergab sich vor allem aus der Keimplasmatheorie und verwandten Auffassungen, wonach „jeder Mensch in sich ‚etwas Keimsubstanz' [...] von jedem seiner Ahnen hat und deshalb irgend eine Eigenschaft von irgend einem, vielleicht sehr entfernten Ahnen ererbt haben kann."[73] Aus diesem Grund war es sinnvoll, den Lauf der Vererbung möglichst weit in die Vergangenheit nachzuverfolgen. Da am Menschen, im Gegensatz zu Pflanzen und Tieren, keine Vererbungsexperimente durchgeführt werden konnten, ließ sich der Gang der Vererbung nur an den drei, vielleicht vier, aktuell lebenden Generationen nachverfolgen. Mit Hilfe statistischer Methoden war es zwar möglich, große Personengruppen zu erfassen, aber der historische Verlauf über viele Generationen konnte nur mit Hilfe der Genealogie betrachtet werden.[74] Dazu konnten zwei grundsätzliche genealogische Vorgehensweisen angewandt werden. Die erste Möglichkeit war es, vermeintlich biologische Erbgänge in der historischen Rückschau zu identifizieren. Eine andere Methode bestand darin, durch historische Recherchen Grundlagen für in die Zukunft gerichtete Nachkommentafeln zu legen – hier hätten sich die Ergebnisse allerdings erst in einigen Generationen gezeigt.[75] Das Potenzial für die Genealogie war also zunächst gegeben. Mehrere Faktoren verhinderten jedoch eine engere Kooperation der historisch forschenden Genealogie mit der auf Züchtungsexperimenten und Beobachtungen basierenden Vererbungslehre.

Zum einem war die Genealogie einem Quellenproblem ausgesetzt. Je weiter man in die Vergangenheit forschte, desto schwieriger war es, gesicherte Informationen über körperliche und geistige Eigenschaften zu erlangen. Zudem verdoppelt sich die Zahl der an den Erbfaktoren beteiligten Vorfahren in jeder Generation, was die Datenmenge schnell unüberschaubar machte. Im Gegensatz zur

---

73 Kekule von Stradonitz, Stephan: Bismarck im Lichte der Vererbungslehre. In: MdZ 7 (1910). S. 51–60, hier S. 52.

74 Vgl. Knippers, Rolf: Eine kurze Geschichte der Genetik. Berlin 2017. S. 51–58 u. 61–77; Lorenz, Lehrbuch (wie Anm. 45), S. 358; Rheinberger u. Müller-Wille, Vererbung, S. 153–168.

75 Vgl. das Konzept des Arztes Rainer Fetscher zur „Inventarisierung" der Bevölkerung und der Errichtung von „Erbbiologischen Landestellen": „Ihr Nutzen wird erst in Erscheinung treten in einigen Jahrzehnten, wenn die Nachkommen des jetzt lebenden Geschlechts selbstständig im Leben stehen". Vgl. Fetscher, Rainer: Über die Inventarisierung der Bevölkerung. In: MdZ 36 (1928). S. 18–24.

Keimplasmatheorie, die von einer Akkumulation der Erbfaktoren ausging, ließen sich die um die Jahrhundertwende wiederentdeckten Theorien Mendels schon an wenigen Generationen anwenden.[76] Anstatt die Vererbung vertikal über möglichst viele Generationen nachzuverfolgen, war der Humangenetik nun also eher daran gelegen, die Vererbung horizontal zu betrachten und zusätzlich die Seitenverwandtschaft mit einzubeziehen.[77] Hier waren die Mediziner also nicht auf die spezifischen Fähigkeiten der mit historischen Quellen arbeitenden Genealogen angewiesen. Eine Folge der Verschiebung hin zur Betrachtung der horizontalen Vererbung waren die von Arthur Czellitzer entwickelten *Sippschaftstafeln*, die innerhalb der Zeitschriften jedoch nur als Randphänomen behandelt wurden und sich bei der Mehrzahl der Vereinsgenealogen nicht durchsetzen konnten.[78]

Weiterhin erschwerten methodische und epistemologische Differenzen zwischen Medizin und Genealogie eine Zusammenarbeit der beiden Fachrichtungen. In der bürgerlichen Familiengeschichtsforschung waren vergangene Verwandtschaftsbeziehungen immer idealisiert worden. Aus diesem Grund wurden vielfach Informationen aus den Quellen übergangen oder in der weiteren Verarbeitung und visuellen oder textlichen Darstellung ausgelassen. Totgeburten, nichtehelich geborene oder früh verstorbene Kinder sowie andere „verdorrte Triebe" etwa wurden auf den genealogischen Tafeln nicht immer aufgeführt.[79] Zudem blieben viele Genealogen nach wie vor der traditionellen Stammtafel treu und verfolgten nur die patrilineare Abstammung.[80]

Trotz dieser Unterschiede wurden Forderungen nach einer verstärkten Zusammenarbeit zwischen Naturwissenschaft und Familiengeschichtsforschung von den Vertretern der Vereinsgenealogie immer wieder erhoben. „Der Historiker und der Naturforscher müssen hier Hand in Hand gehen", schrieb Kekule von

---

76 Vgl. Teicher, Amir: Social Mendelism. Genetics and the Politics of Race in Germany, 1900–1948. Cambridge 2020. S. 58.

77 Früh, Genealogie (wie Anm. 59), S. 145.

78 Czellitzer, Arthur: Methoden der Familienforschung. In: Zeitschrift für Ethnologie 41 (1909). S. 181–198. Die Sippschaftstafeln stellten als Kombination aus Aszendenz- und Deszendenztafeln auch die Blutsverwandtschaft jeder einheiratenden Person dar. Vgl. dazu auch den Beitrag von Bernd Gausemeier in diesem Band.

79 Vgl. Seyler, Gustav: Bericht über die 558. Sitzung vom 20. April 1897. In: DH 28 (1897). S. 85; Schacht, Franz: Die natürlichen Kinder und die Genealogie. In: MdZ 8 (1911). S. 21–28.

80 Beispielsweise erklärte Breymann 1912, er hätte „jüngst noch einem hochgebildeten Herrn gegenüber dafür zu kämpfen [...], daß die Töchter einer Familie überhaupt Erwähnung in einer Stammtafel finden sollen." Breymann, Hans: Über die Notwendigkeit eines Zusammengehens von Genealogen und Medizinern in der Familienforschung. Vortrag gehalten anläßlich der Hauptversammlung der internationalen und der deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene zu Dresden am 6. August 1911. In: Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie 9 (1912). S. 18–29.

Stradonitz 1907: „Der Genealoge vom Fach kann unmöglich alle notwendigen medizinischen, pathologischen, psychiatrischen usw. Kenntnisse besitzen und der Psychiater unmöglich die Methode der genealogischen Arbeit und Forschung ausreichend beherrschen."[81] In diesem Sinne forderte auch Breymann eine stärkere Unterstützung von Seiten der Naturwissenschaft. Eine Mitarbeit der Genealogen an Vererbungsfragen sei nur möglich, „wenn wir von Seiten der Ärzte und Naturwissenschaftler durch eine hinreichende tatsächliche, aber auch pekuniäre Unterstützung, wenn auch nur in Form der Mitgliedschaft, die entsprechende Hilfe finden."[82] Breymann bekräftigte seine Forderungen 1911 bei einem Vortrag vor der *Hauptversammlung der Internationalen und der Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene*. Auch dort bemängelte er, dass die Medizin nicht ausreichend auf die Genealogen zugehen würde. Vor allem ignoriere die Medizin konsequent längst etablierte genealogische Arbeitsmethoden, Darstellungsformen und sogar genealogische Grundregeln. Breymann forderte mehr Respekt gegenüber seiner Wissenschaft:

> [Die Genealogie hat,] als ein in sich abgerundetes und gerade durch die mangelnde Lehre an der Universität selbstständig gewordenes Wissensgebiet, Anspruch, daß das, was sie übt, respektiert wird und daß sie darüber maßgeblich zu entscheiden hat, wie ihre Gedanken äußerlich Form zu gewinnen haben. Wie würden Sie, meine verehrten Herren Mediziner, über eine neuaufkommende Beobachtungsweise medizinischer Begriffe urteilen [...]?[83]

Schon 1906 war in den *Mitteilungen der Zentralstelle* dazu aufgerufen worden „Fühlung mit der Naturwissenschaft zu unterhalten, damit dort nicht eine Entwicklung Platz greift, die den genealogischen Grundsätzen stracks zuwidergeht" und auch aus diesem Grund wurde ein Besuch des ersten Gießener Kurses empfohlen.[84] Kekule von Stradonitz kritisierte 1907, dass den Medizinern „selbst einschlägige von Genealogen herrührende Literatur [...] nur zum geringsten Teile bekannt" sei.[85] Zwar wurde die Aufnahme der Genealogie in die Gruppe „Rassenhygiene" auf der *Internationalen Hygiene-Ausstellung* 1911 als Erfolg gefeiert, bei seinem Rundgang bemerkte Kekule von Stradonitz dann allerdings, dass viele seiner für die Ausstellung angefertigten Tafeln nachträglich geändert worden waren und nun genealogische Fehler enthielten. Auch hätte sich beim Besuch der

81 Kekule von Stradonitz, Streifzüge (wie Anm. 17), S. 52.
82 Breymann, Hans: Geschäftsbericht des Vorsitzenden Dr. H. Breymann, erstattet in der Hauptversammlung am 20. November 1909. In: MdZ 6 (1910). S. 74–78, hier S. 76.
83 Breymann, Notwendigkeit (wie Anm. 80), S. 21.
84 Zentralstelle: Geschäftsbericht des Vorsitzenden erstattet in der Hauptversammlung am 6. März 1906. In: MdZ 3 (1908). S. 105–109, hier S. 105.
85 Kekule von Stradonitz, Streifzüge (wie Anm. 17), S. 52.

Ausstellung gezeigt, dass die Medizin häufig keine Kenntnis über die schon existierenden genealogischen Hilfsmittel habe und von Medizinern erstellte Tafeln sehr häufig genealogische Irrtümer aufwiesen.[86] Zudem wüssten die Genealogen oft nicht, welche Aspekte für die medizinische Seite von Relevanz seien: „Wenn also ein Genealoge zum Studium der Vererbungslehre Bausteine herbeischaffen will, muß man wissen, welche Eigenschaften wichtig sind und welche nicht."[87]

Bereits zur Gründung der *Zentralstelle* war das Ziel ausgegeben worden, dass ein staatliches Forschungsinstitut geschaffen werden solle, das sich der genealogischen Forschung widme.[88] Auch Friedrich von Klocke forderte 1920, „endlich eine Stelle auszubauen, die planmäßig zwischen den vielfach noch allzu fremd sich gegenüberstehenden Kreisen der geisteswissenschaftlichen Familienkunde oder Geschlechterforschung und der naturwissenschaftlichen Vererbungslehre die Wissenschaftsergebnisse vermittelt."[89] Zu Beratungen über die Gründung eines staatlichen Instituts wurden 1923 vier Sachverständige ins preußische Innenministerium eingeladen, darunter auch Hans Breymann und Stephan Kekule von Stradonitz. Während die beiden Genealogen die Bedeutung ihrer Disziplin betonten, sprach sich der anwesende Mediziner Heinrich Poll (1877–1939) gegen eine Mitarbeit der Genealogen aus: Wissen über Vererbung könne vor allem anhand von Experimenten, nicht durch das Studium von Stammbäumen erlangt werden.[90] 1927 wurde dann das *Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie,*

---

86 Kekule von Stradonitz, Stephan: Die Genealogie auf der internationalen Hygiene-Ausstellung zu Dresden. Schluss. In: FgB 10 (1912). S. 39 f. Vgl. Gruber, Max u. Rüdin, Ernst (Hrsg.): Fortpflanzung, Vererbung, Rassenhygiene. Katalog der Gruppe Rassenhygiene der Internationalen Hygiene-Ausstellung 1911 in Dresden. München 1911. Vgl. Zur Internationalen Hygiene-Ausstellung: Weinert, Sebastian: Der Körper im Blick. Gesundheitsausstellungen vom späten Kaiserreich bis zum Nationalsozialismus. Berlin 2017. S. 32–52 u. 325–328.

87 Kekule von Stadonitz, Stephan: Die Genealogie auf der Internationalen Hygiene-Ausstellung zu Dresden. Fortsetzung. In: FgB 10 (1912). S. 19–20, hier S. 19. Kekule von Stradonitz kritisierte auch, dass viele medizinische Abhandlungen so verfasst seien, dass sie ein Laie kaum verstehen könne: „Was Hasenscharte, Wolfsrachen, Spalthand [...], ist weiß jeder. Was Monodactylus, Polydactylus und Brachydactylus ist, wird wohl jeder der eine höhere Schule besucht hat, entweder wissen oder leicht herausbekommen. Was man sich aber unter Aplasie der Brustdrüse, Retinitis pigmentosa, Psoriasis usw. usw. denken soll, wird von den Gebildeten, derjenige, der nicht Arzt ist, wohl keiner wissen." Ebd., S. 20.

88 Ültzen-Barkhausen, Bericht (wie Anm. 14), S. 11.

89 Klocke, Friedrich von: Organisation der gesamten genealogischen Forschung! In: FgB 18 (1920). Sp. 65–74.

90 Teicher, Mendelism (wie Anm. 76), S. 62.

menschliche Erblehre und Eugenik in Berlin gegründet, und zwar ohne Beteiligung eines Genealogen, was im *Herold* scharf kritisiert wurde.[91]

In seinem eingangs zitierten Artikel in den *Familiengeschichtlichen Blättern* klagte Arthur Czellitzer, seit dem ersten Gießener Kurs seien „vierzehn Jahre verflossen, in denen die Mahnung zur Zusammenarbeit sehr oft erging, aber wie wenig ist in dieser langen Zeit erreicht worden!"[92] Auf der anderen Seite kritisierte aber auch die Medizin die Familiengeschichtsforscher. „Versuche, die lediglich von genealogischen Gesichtspunkten die Vererbung behandelten, haben stets zum Fiasko geführt", so der Stuttgarter Arzt Wilhelm Weinberg (1862–1937): „Im Allgemeinen ist die Vererbungsforschung keine angewandte Genealogie, diese stellt vielmehr nur eine Hilfswissenschaft dar und muß in biologischem Geiste verwertet werden; andernfalls sind schwere Missgriffe unvermeidlich".[93] Als Breymann dann 1926 so etwas wie ein Fazit über die bisherige Zusammenarbeit zwischen Naturwissenschaften und Genealogie zog, fiel dieses enttäuschend aus. Nachdem zuvor schon die „Inhaber von Geschichtslehrstühlen" der Familiengeschichtsforschung den Zugang an die Hochschulen versagt hätten, habe nun auch die Medizin die Genealogie im Stich gelassen:

> Immer wieder machte sie [die Genealogie] geltend, daß es zahlreiche wichtige Vererbungsbeobachtungen gebe, die schon auf dem Wege rein historischer Feststellung gesammelt werden könnten und weitaus mehr verfolgt werden müßten [...] und die dann, unterstützt von medizinisch sachverständigen Ratschlägen, allmählich wertvoller gestaltet und von Spezialforschern naturwissenschaftlich verwertet werden könnten. Diese Stimmen blieben vorerst ungehört.[94]

Zwar gelang 1926 die Etablierung einer Abteilung für Familienforschung auf der Tagung Deutscher Naturforscher und Ärzte,[95] aber auch von dieser Einrichtung ging kein weiterer Impuls aus. Die Hoffnungen der Genealogen auf eine wirksame Mitarbeit an Vererbungsfragen blieben unerfüllt.

91 Kekule von Stradonitz; Stephan: Etwas über das Schwedische Staatsinstitut für Rassenbiologie. In: DH 59 (1928). S. 14 f. So würde das Schwedische Staatsinstitut die Genealogie höher schätzen, was sich dadurch zeige, dass man sich die Mitarbeit eines Genealogen gesichert habe.
92 Czellitzer, Anleitung (wie Anm. 1), S. 33.
93 Sommer, Bericht (wie Anm. 69), S. 59.
94 Breymann, Stand (wie Anm. 3), S. 10.
95 Breymann, Stand (wie Anm. 3), S. 10.

3 Rassenhygienische Überlegungen in den genealogischen Publikationen

3.1 Konzepte bevölkerungs- und natalitätspolitischer Zwangsmaßnahmen

Während des gesamten untersuchten Zeitraums bestand die Mehrzahl der Beiträge in den Zeitschriften aus der Bekanntgabe von Quellenmaterial oder genealogischen Abhandlungen ausgehend von historischen Quellen.[96] Vererbungsbiologische und auch rassenhygienische Überlegungen wurden in den Publikationen der beiden Vereine, vor allem in den Buch- und Zeitschriftenbesprechungen, immer wieder in unterschiedlichen sozialen und rassistischen Differenzierungen diskutiert. Auffällig ist dabei der internationale Horizont der Genealogen.[97] So nahm etwa der Vorsitzende des *Herold*, Carl von Bardeleben (1840–1928), am *Internationalen Eugenik-Kongress* in London teil.[98] Auch in den Besprechungen hatten die Genealogen ein waches Auge auf die außerdeutsche Rassenhygiene und auch die vereinzelte Umsetzung einer eugenischen Natalitäts- und Bevölkerungspolitik in anderen Ländern wurde mit Interesse verfolgt.[99]

Die in den Vereinen diskutierten rassenhygienische Zwangsmaßnahmen sollten sich dabei vor allem gegen „Vagabunden", „Verbrecher", „Alkoholiker", „körperlich und geistig Minderwertige" oder „Geisteskranke" richten, also jene, die im Bevölkerungsdiskurs der Zeit als Problem aufgefasst wurden. Begründet wurde dies dadurch, dass individuelle Zwangsmaßnahmen erforderlich seien, um das Kollektiv positiv für die Zukunft zu beeinflussen. So rechtfertigte Carl von Bardeleben antinatalistisch gezielte Forderungen folgendermaßen:

96 So erschienen 1923 im Umfeld von Czellitzers „Anleitung zu biologischen Untersuchungen" in den FgB 21 (1923) beispielsweise Artikel über „Die genealogischen und biographischen Quellen Dänemarks", „Ein altes Handwerker Geschlecht (Lehrfeldt aus Perleberg)", „Die Seifertschen Stammtafeln Gelehrter Leute", „Hebbels Herkunft" oder „Adalbert Stifters ‚Nachkommenschaft' als genealogische Studie".

97 Vgl. zur Transnationalität des Bevölkerungsdiskurses im 20. Jahrhundert: Etzemüller, Untergang (wie Anm. 9).

98 Bardeleben, Carl von: Der Kongreß für Eugenik in London vom 24. bis 30. Juli 1912. In: DH 43 (1912). S. 193–196, hier S. 194.

99 Vgl. Czellitzer, Arthur: Über die Ausgestaltung der Familien-Stammbücher zu einem Hilfsmittel der Familienforschung. In: MdZ 9 (1911). S. 1–3, hier S. 11; Dannemann (wie Anm. 60), Kurs, S. 60.

> Die menschliche Rasse wird durch körperlich und geistig minderwertige Individuen Alkoholiker, Verbrecher usw. entartet, sie sind zeugungsfähig und erreichen oft ein hohes Alter, bilden somit eine nie versiegende Quelle der Ansteckung und Vererbung, der Keim der Übertragung wird von ihnen für ganze kommende Generationen gelegt.[100]

Schon 1907 unternahm Kekule von Stradonitz anlässlich der Hauptversammlung der *Zentralstelle* einen längeren „Streifzug“ durch die medizinisch-genealogische Literatur, um die Vereinsmitglieder mit den aktuellen Werken der medizinischen Erbbiologie und der Rassenhygiene vertraut zu machen.[101] Unter anderem ging er dabei auch auf die Untersuchungen zur *Familie Zero* des Psychiaters Josef Jörger (1860 – 1933) ein. Die „Degeneration“ der Familie fasste Kekule von Stradonitz vor allem als volkswirtschaftliches Problem auf: „Vom Jahre 1885 bis 1895 hat die aus etwa 800 Einwohnern bestehende Heimatgemeinde an Glieder dieser enorm fruchtbaren Familie Zero nicht weniger als 14.000 Franken an baren Unterstützungen zu leisten gehabt.“[102]

Ein anderes Beispiel für die Rezeption von rassenhygienischen Gedanken ist ein Artikel des schwedischen Psychiaters Herman Lundborg (1868 – 1943) in den *Familiengeschichtlichen Blättern*.[103] Lundborg stellte die Ergebnisse von familienbiologischen Untersuchungen vor, die er an einer Bauernfamilie auf der Halbinsel Listerland durchgeführt hatte und trat dabei für eine aktive Eugenik ein: „Trotz der augenscheinlichen Degeneration, welche das Geschlecht aufweist, ist die Sterblichkeit nicht besonders hoch“, man dürfe sich daher „nicht allzu sehr darauf verlassen, daß eine solche Minderwertigkeit allein ein Geschlecht dezimiert“.[104] Lundberg forderte, die Familiengeschichtsforschung müsse deshalb ganz in den Dienst der Rassenhygiene gestellt werden: „Der Staat besteht nicht nur aus Individuen, sondern aus Familien und Geschlechtern. […]; wir müssen familienbiologische Forschungen betreiben, nicht dilletantenmäßig zum Zeit-

100 Bardeleben, Kongreß (wie Anm. 98), S. 194.

101 Kekule von Stradonitz, Streifzüge (wie Anm. 17), S. 39.

102 Ebd. Nach dem Besuch der *1. Internationalen Hygiene-Ausstellung* berichtete Kekule von Stradonitz über „Kastration und Sterilisation von Geisteskranken“ in der Schweiz. Die „mit Zustimmung der betroffenen Personen und der Behörde vorgenommenen“ Eingriffe hätten zu dem Ergebnis geführt, „daß vor der Operation durchaus unsoziale Individuen nach der Operation zu sozial verhältnismäßig brauchbaren Personen wurden.“ Vgl. Kekule von Stradonitz, Genealogie, S. 19.

103 Zu Lundborg siehe Etzemüller, Untergang (wie Anm. 9).

104 Lundborg, Herman: Familienbiologische Untersuchungen in Schweden. Einige Forschungsresultate und Richtlinien für die Zukunft. In: MdZ 11 (1912). S. 161 – 180, hier S. 167 f.

vertreib während lediger Stunden, sondern mit größter Sorgfalt, um hygienische Bestrebungen zu unterstützen und dadurch die Kulturentwicklung zu fördern.“[105]

Zumeist beschränkten sich die Vereinspublikationen auf die Rezeption von rassenhygienischen Überlegungen, nur sehr selten wurden eigene Konzepte entwickelte. Wenn dies doch geschah, dann meist von den medizinisch geprägten Genealogen, die auch oft selbst als Ärzte tätig waren. Der Augenarzt Arthur Czellitzer beklagte 1911 die „nivellierenden Tendenzen des Stadtlebens“, welche zu einer Auflösung von Familienbeziehungen geführt hätten. Dies sei sowohl vom „medizinischen wie vom allgemeinen menschlichen Standpunkt“ aus bedauernswert. Er schlug daher vor, Familienstammbücher zu einem Hilfsmittel der Familienforschung zu machen, um damit den Familienzusammenhalt zu stärken und es dem Arzt zu ermöglichen, seine Patienten „als Glied einer ganzen Familie zu deuten“.[106] Künftig sollte in den Familienstammbüchern sowohl die Aszendenz des Bräutigams als auch die der Braut eingetragen werden, weiterhin Angaben der Todesursachen von verstorbenen Familienmitgliedern und medizinische Angaben zu allen Kindern, beispielswiese Impf- und Schularztvermerke oder Ergebnisse von militärärztlichen Untersuchungen. Nach dem Tod oder der Auflösung der Ehe sollten die Stammbücher zurückgefordert und zentral archiviert werden. Czellitzers Vision war die flächendeckende Einführung solcher „Gesundheitspässe“ und damit die erbbiologische Erfassung der gesamten Bevölkerung: „Es ist selbstverständlich, daß jedes Familienbuch eine laufende Ausgabenummer bekommt, eine bestimmte Familie, die 1905 in Berlin gegründet wurde, ist dann z. B. für immer charakterisiert durch die Bezeichnung ‚Familie 1905 Nr. 318 – Berlin‘.“[107] Bei Czellitzer verband sich die bürgerliche Sorge vor einem Zerfall der Familie mit rassenhygienischen Verbesserungsutopien. So sollten die Stammbücher nicht nur das Familienbewusstsein und die „Gesundheitspflege der einzelnen Familienmitglieder“[108] verbessern, sondern auch der „sozialen Hygiene“ dienen, indem die Bücher – und das darin massenhaft verzeichnete Material – der wissenschaftlichen Bearbeitung zugänglich gemacht werden sollten.[109]

In einem Nachtrag zu den Ausführungen Czellitzers erklärte sich der Vorstand der *Zentralstelle* bereit, Familienstammbücher zur Aufbewahrung entgegenzunehmen und bekräftigte, „die hier gegebenen Anregungen verdienen gewiß eifrige Untersützung seitens Aller, welche die Notwendigkeit zuverlässiger und

105 Ebd., S. 169.
106 Czellitzer: Familien-Stammbücher (wie Anm. 99), S. 1.
107 Ebd.
108 Ebd., S. 4.
109 Ebd., S. 12.

lückenloser Unterlagen für die Familien- und Erblichkeitsforschung erkannt haben.“[110]

Die Vorschläge Czellitzers wurden aber auch als problematischer Paradigmenwechsel empfunden. Die Forderung zur Abgabe der Bücher würde den traditionellen Zielen der Genealogie entgegenwirken, so eine Erwiderung in der darauffolgenden Ausgabe der *Mitteilungen*, da man den Familien dadurch einen „Kristallisationspunkt des Familiensinnes“ nehme. Der Autor, Rechtsanwalt August Kneer, wollte seine Kritik aber nicht als Tadel verstanden wissen: „Auch die angefochtene Abhandlung geht aus von dem Gedanken des Familiensinnes, sie endet freilich mit dem Gedanken der Menschheitsforschung. Der Mediziner hat dem Familienforscher den Rang abgelaufen, das Prinzip des Gemeinwohls hat bei dem menschenfreundlichen Arzt über das egoistische der Sippe gesiegt.“[111]

3.2 Nationalisierung und völkische Radikalisierung

Bei einer anderen politischen und kulturellen Orientierung der Akteure hätte die Genealogie durchaus das Potenzial gehabt, eine integrierende Verbundenheit über nationale Grenzen hinweg aufzuzeigen. Einige Ansätze sind dazu um die Jahrhundertwende in den genealogischen Diskursen zu sehen, beispielsweise der bereits erwähnte Aufruf Wertners zur Kosmopolitik. Auch Adolf von den Velden stellte 1904 fest, „daß Rassenreinheit in Bezug auf Nation, Volksstamm und Geburtsstand weit seltener ist, als gewöhnlich geglaubt wird“.[112] Das Studium der Ahnentafeln zeige, dass „der König von England nach seiner Blutsmischung nur zum allergeringsten Teil Engländer“ sei, „der deutsche Kaiser ist Nachkomme des Cid, der Maria Stuart, mehrerer französischer Damen, Peters des Großen [...].“[113] Auch Kekule von Stradonitz sah 1909 bei einer zunehmenden Internationalisierung von Familienbeziehungen die Möglichkeit, dass „die Ahnentafeln zukünftiger Menschen noch viel buntscheckiger gestaltet werden.“ Er schlug aus diesem

110 Zentralstelle: Nachschrift. In: MdZ 9 (1911). S. 13.

111 Kneer, August: Das Familienstammbuch I. In: MdZ 10 (1912). S. 1–4, hier S. 4.

112 Zu einem kurzen biographischen Abriss zu von den Velden und dem Schicksal seiner Frau, siehe: stolperstein-geschichten.de/geschichten/else-von-den-velden-und-esther-abel (23.01.2021).

113 Velden, Adolf von den: Wert und Pflege der Ahnentafel. Vortrag gehalten in der ersten Hauptversammlung am 21. November 1904. In: MdZ 1 (1905). S. 15–24, hier S. 20.

Grund das Esperanto als eine dieser Tendenz Rechnung tragenden Hilfssprache vor.[114]

Der Erste Weltkrieg bewirkte dann jedoch eine deutliche Nationalisierung innerhalb der genealogischen Bewegung, was sich beispielhaft an einer Debatte über Fremdwörter in der genealogischen Forschung ablesen lässt. Viele Familienforscher forderten, „undeutsche" (Fremd-)wörter wie Genealogie oder Heraldik durch Begriffe wie Geschlechterkunde oder Wappenwissenschaft zu ersetzen.[115] [G]erade jetzt [...] sind wir es als Geschlechterforscher vor allen andern Gebildeten unserer Muttersprache und damit dem deutschen Vaterlande [...] schuldig, auch im Gebrauch der Sprache echt deutsch zu sein", heißt es als Begründung in den *Familiengeschichtlichen Blättern.*[116] Kekule von Stradonitz schloss sich dem „allzu berechtigten Kampfe gegen die Fremdwörter" an und nahm hierzu Kontakt zum nationalistischen *Allgemeinen Deutschen Sprachverein* auf.[117] Auch bei Adolf von den Velden bewirkte der Weltkrieg einen Sinneswandel. 1920 kritisierte er die Tendenz, ausländische Ahnen „über Gebühr zu bewundern". Man könne nicht laut genug und oft betonen, „daß die Abkunft von ehrlichen Deutschen [...] mehr bedeutet als die von einem beliebigen ungekannten Fremdling oder welschen Windbeutel".[118]

Einhergehend mit der Nationalisierung verstärkten der verlorene Weltkrieg und die Turbulenzen der Weimarer Republik auch die in den Vereinen geäußerte Zeitkritik. „Jetzt hat der Sozialismus durch Dolchstoß und Pöbelherrschaft wirklich unser Volk verelendet", heißt es 1924 im *Herold.*[119] Mit Beginn der Republik fürchtete man sich in den Vereinen außerdem vor politischen Initiativen

---

114 Kekule von Stradonitz, Stephan: Über den Nutzen einer internationalen Hilfssprache für die genealogische Forschung. In: MdZ 6 (1910). S. 27–38, hier S. 37.

115 Einigkeit darüber, womit die Begriffe genau ersetzt werden sollten, bestand nicht. Stattdessen wurde eine Vielzahl von unterschiedlichen Ersetzungen mit teils divergierenden Bedeutungsschwerpunkten vorgeschlagen. Allein Pirras gab an, er habe für das Wort „heraldisch" bereits zwölf deutsche Ausdrücke zur Verfügung. Trotz der Debatte wurden auch Wörter wie „Genealogie" und „Heraldik" weiterhin genutzt. Vgl. Pirras: Fremdwörter in der Geschlechterforschung. In: FgB 14 (1916). Sp. 365–368; Koerner, Bernhard: Fremdwörter in der Geschlechterforschung. In: FgB 15 (1917). Sp. 107–108; Wecken, Friedrich: Fremdwörter in der Familienforschung. In: FgB 15 (1918). Sp. 181–186; Kekule von Stradonitz, Stephan: Fremdwörter oder nicht? In: DH 48 (1917). S. 91 f. Zum Kontext vgl. Göttert, Karl-Heinz: Die Sprachreiniger. Der Kampf gegen Fremdwörter und der deutsche Nationalismus. Berlin 2019.

116 Pirras, Fremdwörter (wie Anm. 115), Sp. 369.

117 Kekule von Stradonitz, Stephan: Nachwort. In: FgB 15 (1917). Sp. 185.

118 Velden, Adolf von den: Ausländerei in der Familienüberlieferung. In: FgB 18 (1920). Sp. 203–206, hier Sp. 206.

119 Strantz, Kurd von: Bücherschau. Elster: Soziologie Berlin 1923. In: DH 55 (1924). S. 49.

zur Gleichberechtigung der Frau und einer Aufhebung des Privateigentums.[120] „Würden solche sozialistischen Grundsätze [...] jetzt restlos verwirklicht, so wären die Folgen davon für die deutsche Familie [...] geradezu katastrophal“, urteilte der Amtsrichter Dr. Schlegel in den *Familiengeschichtlichen Blättern*.[121] Als Gegenmittel sah man zum einen eine Stärkung des Familiensinns. So schlug Schlegel die Bildung von Familienverbänden vor, die „in jeder Hinsicht auf eine Bekämpfung der zersetzenden, auflösenden und alles gleichmachenden Bestrebungen des Sozialismus gerichtet sein“ sollten.[122] Die andere Kur gegen den Niedergang sah man in der Rassenhygiene und so nahmen in den 1920er Jahren Beiträge, die sich mit eugenischen Konzepten befassten, einen wachsenden Raum in den genealogischen Publikationen ein.

Der Arzt Max Grünewald setzte sich beispielsweise in den *Familiengeschichtlichen Blättern* für eine dauerhafte Inhaftierung von „Berufsverbrechern“ ein: „sie schützt die kommende Generation in beträchtlichem Maße vor einer Anzahl sonst mit ihr heranwachsender Berufsverbrecher und moralisch Minderwertiger.“.[123] Auch die „Euthanasie“-Debatte der 1920er Jahre wurde in den *Familiengeschichtlichen Blättern* rezipiert.[124] Der Stadtmedizinrat Dr. Kurt Marloth empfahl *Das Problem der Abkürzung lebensunwerten Lebens* des Mediziners Ewald Meltzers (1869 – 1940) als eine „interessante Gegenüberstellung von Äußerungen zeitgenössischer Autoritäten zu dieser jedem Gebildeten interessierenden Frage“.[125] Marloth verweist schließlich auf das „charakteristische Resultat einer Anfrage an Eltern und Vormünder der 200 Anstaltsinsassen“, diese müsse man „in der Originalbroschüre“ lesen“.[126] Er bezieht sich damit auf eine Erhebung Meltzers, wonach 73 Prozent der Befragten der Tötung ihrer Schutzbefohlenen

120 Schlegel, O.: Die Bedeutung der Familienverbände in der sozialistischen Republik. In: FgB 17 (1919). Sp. 57 – 60, hier Sp. 57.

121 Schlegel: Familienverbände (wie Anm. 120).

122 Schlegel: Familienverbände (wie Anm. 120). Ein anderer Genealoge empfahl schon während des Krieges die Herausgabe von Familienzeitungen als Mittel, um die „Familienhaftigkeit“ zu stärken. Vgl. Haehling, Heinz von: Die Familienzeitung. Auch eine Kriegsaufgabe. In: FgB 14 (1916). Sp. 267 – 270.

123 Grünewald, Max: Moralische Minderwertigkeit, Berufsverbrechertum und Nachkommenschaft. In: FgB 17 (1929). Sp. 99 – 101, hier Sp. 101.

124 Vgl. Schwartz, Michael: „Euthanasie“-Debatten in Deutschland (1895 – 1945). In: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 46 (1998). S. 617 – 665.

125 Marloth, Kurt: Bücherschau. Das Problem der Abkürzung „lebensunwerten Lebens“. In: FgB 24 (1926). Sp. 25 f.

126 Ebd.

zugestimmt hätten. Diese Umfrage diente später auch zur Legitimation der nationalsozialistischen Behinderten- und Krankenmorde.[127]

Früh hatten auch vermeintliche Verquickungen von „Rasse“ und Kultur innerhalb der Genealogie eine Rolle gespielt. Schon Lorenz hatte bei seinen Ausführungen über *Ebenbürtigkeit* die „Kulturleistungen der Indogermanen“ als ein Produkt der Vermischung innerhalb der eigenen Rasse charakterisiert und daher vor Mischungen mit anderen Rassen gewarnt.[128] Nachdem Carl von Bardeleben 1912 am *Internationalen Kongreß für Eugenik* in London teilgenommen hatte, berichtete er anschließend von der „vorzüglichen Harmonie“, die zwischen den Vertretern aller Nationen „der weißen Rasse“ geherrscht habe und wies auf die Forderungen des US-amerikanischen Eugenikers Charles Davenport (1866–1944) hin, Heiraten „zwischen verschiedenen Menschenrassen“ zu beschränken.[129]

Nach dem Krieg erhielt auch der rassentheoretische Diskurs eine neue Schärfe, beispielsweise wurde in den *Familiengeschichtlichen Blättern* das „internationale Rassengemisch“ für die Kriegsniederlage verantwortlich gemacht.[130] In den nächsten Jahren wurden dann vor allem dort vermehrt rassentheoretische Arbeiten besprochen. Besondere Aufmerksamkeit erregten die Arbeiten von Hans F.K. Günther (1891–1968). Kekule von Stradonitz urteilte über Günthers *Rassenkunde des deutschen Volkes:* „Wem Rassenfragen und Rassenkunde überhaupt belangreich erscheinen, für den wird gerade dieses Werk unentbehrlich sein.“[131] Auch die Ethnologie beteiligte sich an der Debatte. Der Göttinger Völkerkundler Hans Plischke (1890–1972) widmete Günthers Rassentheorien und Vorgängerwerken von Wilhelm Ripley (1867–1941) und Joseph Deniker (1852–1918) eine längere Besprechung in den *Familiengeschichtlichen Blättern.*[132] Plischke sah zwar noch Forschungsbedarf, teilte aber die grundsätzlichen Überlegungen Günthers und sah in der „Rassenfrage“ eine Aufgabe für die Genealogie. Welche Rasseelemente an der Bildung einer Familie beteiligt sind, könne die Genealogie untersuchen: „Durch derartige Untersuchungen vermag die Familienforschung der

127 Vgl. Aly, Götz: Die Belasteten. „Euthanasie“ 1939–1945. Eine Gesellschaftsgeschichte. Frankfurt am Main 2012. S. 28 f.
128 Lorenz, Lehrbuch (wie Anm. 45), S. 467.
129 Bardeleben, Kongreß (wie Anm. 98), S. 195.
130 Wasmansdorff, Erich: Unsere Zentralstelle und die Zukunft. In: FgB 17 (1919). Sp. 1 f.
131 Kekule von Stradonitz, Stephan: Bücherschau. Hans. F.K. Günther, „Rassenkunde des deutschen Volkes. In: DH 57 (1926). S. 14.
132 Vgl. zu Plischke: Kulick-Aldag, Renate: Die Göttinger Völkerkunde und der Nationalsozialismus zwischen 1925 und 1950. Münster 2000.

Anthropologie überaus wertvolles Material zur Nachprüfung ihrer Theorien über die Rassen Europas und deren Art zu vermitteln.“[133]

3.3 Familien im Dienst der Rassenhygiene, Rassentheorie und Volksgemeinschaft. Bevölkerungs- und Natalitätspolitik auf der Ebene der Einzelfamilie.

Das rege Interesse für staatliche Zwangsmaßnamen stellte allerdings nur einen Aspekt der genealogischen Beschäftigung mit Rassenhygiene dar. Als weitere Aufgabe wurde es empfunden, das rassenhygienische – und auch das völkische und rassenkundliche – Bewusstsein zu stärken und in der Einzelfamilie zur Anwendung zu bringen. In der Rezension einer Arbeit des Eugenikers Stavros Zurukzoglu (1896–1966) heißt es dementsprechend:

> Mit Recht wird gefordert, daß die Grundsätze der Rassenhygiene immer tiefer ins Volk, in alle Völker eindringen sollen. Jeder einzelne und jede Staatsverfassung soll danach streben, diesen Grundsätzen gerecht zu werden. […] Nicht einer, sondern allen Volksschichten soll die neue Lehre zu gute kommen. Zu einem vollen Erfolge aber führt ‚nicht die Verwirklichung einzelner Teilvorschläge, sondern nur des Ganzen im Rahmen einer neuen Weltanschau-

133 Plischke, Hans: Rassen- und Familienkunde. In: FgB 22 (1924). Sp. 177–182. Als Beilage zum Artikel erschienen aus der *Rassenkunde des deutschen Volkes* entnommene Abbildungen der verschiedenen von Günther definierten Rassen und eine Karte Europas, auf der die Verbreitung der jeweiligen Rassen eingezeichnet war. Ähnlich wie Plischke äußerte sich auch der Genealoge Hans von der Gabelentz in seiner Besprechung des Nachfolgewerks *Rasse und Stil*. Günther komme das Verdienst zu, die Rassenkunde aus dem esoterischen Kreis herausgeführt und breiteren Schichten näher gebracht zu haben. Das Buch sei für „jeden geschrieben, der nicht teilnahmslos an unserer Zukunft vorbeisieht.“ Vgl. Gabelentz, Hans von der: Bücherschau. Hans F.K. Günther: Rasse und Stil. In: FgB 25 (1927). Sp. 92–93. Der Geschäftsführer der *Zentralstelle* Johannes Hohlfeld nahm eine eher ambivalente Haltung zu Günther ein. An der *Rassenkunde des deutschen Volkes* kritisierte er eine zu starke Betonung der positiven Werte der *nordischen Rasse*, attestierte dem Buch aber gleichzeitig eine „geistes-aufrüttelnde, geradezu revolutionierende Wirkung“ Vgl. Hohlfeld, Johannes: Neue Bücher zu Rassenkunde und Familienpolitik. In: FgB 26 (1928). Sp. 41. Zu Günthers 1930 erschienener *Rassenkunde des jüdischen Volkes* urteilte er dann aber: „Er [Günther] sieht das Bild, und seine Rassendiagnose ist fertig; das hat nichts mehr mit Wissenschaft zu tun, das ist einfach ein Lottospiel.“ Vgl. Hohlfeld, Johannes: Zur biologischen Familienforschung. In: FgB 28 (1930). Sp. 54–55. Nach der NS-Machtübernahme attestiert er Günther schließlich einen „‚Blick‘, rassische Elemente intuitiv zu erfassen.“ Vgl. Hohlfeld, Johannes: Bücherschau. Dr. Walther Rauschenberger, Erb- und Rassenpsychologie. In: FgB 40 (1942). Sp. 201. Vgl. zu der „keineswegs friktionsfreien Indienstnahme“ Hohlfelds: Pinwinkler, Bevölkerungsforschungen (wie Anm. 20), S. 160–166.

> ung'. An die Stelle der Seelenlosigkeit und Mechanisierung der europäischen Welt muß das ethische Bewußtsein wieder zur Herrschaft gelangen.[134]

Lag der Fokus der Beschäftigung mit Genealogie zunächst auf sozialer Sinnstiftung durch eine „Verwurzelung" in der eigenen Familiengeschichte, verfolgten viele Autoren in den Vereinszeitschriften nun auch bevölkerungsevolutionäre Absichten und äußerten die Hoffnung, mittels Genealogie die biologische Substanz der Einzelfamilie und letztlich der gesamten Bevölkerung steuern zu können.

Die Anfänge der Verknüpfung von vererbungswissenschaftlichen Fragen mit Natalitäts- und Bevölkerungspolitik liegen in der Beschäftigung mit herausragenden Persönlichkeiten in der Zeit nach Lorenz. Dynastien, prominente Staatsmänner oder „Genies" waren ein genereller Anknüpfungspunkt für vererbungswissenschaftliche Fragen innerhalb der Genealogie, da bei diesen Personen von vornherein ausreichend Informationen vorlagen, die man nun auch unter biologischen Gesichtspunkten interpretieren wollte, wohingegen bei weniger bekannten Familien oft schon die Ermittlung von Geburts- oder Todesdaten eine Herausforderung darstellte.

Während der Genius von Künstlern wie Goethe, Schiller, Wagner oder Bach im 19. Jahrhundert noch auf familiäre Werte und gute Erziehung zurückgeführt worden war, brachte die Verschiebung der genealogischen Konzeption zur Vererbungslehre mit sich, dass ihre Fähigkeiten nun als Produkt überwiegend erblicher Faktoren verstanden wurden.[135] „Wenn ein Mensch auf irgendeinen Gebiete Hervorragendes leistet, so sucht man in den Voreltern den Keim zu seinen guten Anlagen zu finden", urteilte Stephan Kekule von Stradonitz über die Ahnentafel Gottfried Wilhelm Leibniz'.[136] Das „Tonkünstlergeschlecht Bach" war für ihn das Ergebnis einer „künstlerischen Inzucht".[137] Insbesondere das Geschlecht der Habsburger wurde von den Genealogen früh als Beispiel für die Vererbung von pathologischen Merkmalen herangezogen. Kekule von Stradonitz beschäftigte sich in seinem *Ahnentafelatlas* mit den Habsburgern und ihrer „erblichen Be-

---

134 Krauß, Hans: Bücherschau, Stavros Zurukzoglu. Biologische Probleme der Rassenhygiene und die Kulturvölker. In: FgB 24 (1926). Sp. 60.

135 Vgl. Tebbe, Jason: From Memory to Research: German Popular Genealogy in the Early Twentieth Century. In: Central European History 41 (2008). S. 205 – 227.

136 Kekule von Stradonitz, Stephan: Die Ahnentafel des Philosophen Gottfried Wilhelm Leibniz. In: MdZ 7 (1910). S. 61 – 67, hier S. 61.

137 Kekule von Stradonitz, Festrede (wie Anm. 41), S. 7.

lastung mit Wahnsinn".[138] Im Sinne der Keimplasmatheorie suchte der Genealoge nach dem Eintritt des „verhängnisvollen Erbes" in die Blutlinie.[139]

Auch für rassentheoretische Überlegungen bot die Erforschung von „Genies" einen Ansatzpunkt. So schloss Robert Sommer anlässlich des zweiten Gießener Kurses aus der Familiengeschichte Schillers, hier habe sich „frühzeitig slavisches und germanisches Blut vermischt", woraus sich die „eigentümliche Divergenz in Schillers Charakter" erklären lasse.[140]

„Der Mensch ist das zusammengeschmolzene Ergebnis aller seiner Ahnen" heißt es 1917 zu einer Untersuchung von Moltkes Ahnentafel.[141] Das implizierte umgekehrt aber auch, dass man, bei ausreichendem Wissen über die Erbanlagen, künftige Eigenschaften beeinflussen und so aktiv an der Zukunft seiner Familie – und damit letztendlich an der Zukunft des gesamten Volkes oder der eigenen „Rasse" – mitarbeiten könne. Gefordert wurde unter diesen Eindrücken ein neues Bewusstsein für *Ebenbürtigkeit*. Wie bereits bei Lorenz wurde der Begriff nun jedoch semantisch verschoben und nicht mehr als soziologisches, sondern als biologisches Prinzip verstanden. Schon Robert Sommer hatte anlässlich des ersten Gießener Kurses gefordert, dass „es hauptsächlich darauf ankomme, daß der natürliche Adel in der Ahnenreihe der einzelnen Menschen möglichst zahlreich vertreten sei, d. h. daß die einzelnen Menschen bei der Auswahl ihrer Ehegatten sich von der Rücksicht auf körperliche und geistige Tüchtigkeit leiten lassen sollten."[142] Unabdingbar sei daher ein Erforschen der erbbiologischen Anlagen einer Familie, aber auch eine bewusste Partnerwahl, denn nur so könne sichergestellt werden, dass gute Einflüsse in die Familie fließen und schädliche ferngehalten werden.

138 Seyler, Gustav: Bericht über die 610. Sitzung vom 19. Dezember 1899. In: DH 31 (1900). S. 19 – 21.

139 Ebd. Auch in der Vereinssitzung der *Zentralstelle* wurde die „Habsburger Lippe" diskutiert. Der Genealoge und Historiker Erich Brandenburg (1868 – 1946) machte Verwandtenheiraten für die Geisteskrankheit Don Carlos' verantwortlich („In der siebten Generation weist er anstatt 128 nur 22 Ahnen auf."). Vgl. Ültzen-Barkhausen, Johann: Berichte über Versammlungen. In: MdZ 3 (1909). S. 1 – 13, hier S. 11.

140 So Macco über den Vortrag Sommers auf dem 1. Gießener Kurs: Macco, Bericht (wie Anm. 70), S. 130.

141 Wentscher, Erich: Aus Moltkes Ahnentafel. In: FgB 15 (1917). Sp. 13.

142 Kekule von Stradonitz, Bericht (wie Anm. 61), S. 92. Analog dazu heißt es 1924 in einer Rezension im *Herold:* „Die Familie ist die Grundlage jedes Volkstums und die aristokratische Weltanschauung die Voraussetzung jedes Fortschritts". Vgl. Strantz, Kurd von: Bücherschau. Elster: Soziobiologie Berlin 1923. In: DH 55 (1924). S. 49.

Laut dem Genealogen und Mediziner Gottfried Roesler (gest. 1961) bestätige sich der „Selbstbehauptungswille einer genealogischen Gruppe“[143] durch drei Aspekte. Zum einem dadurch, dass der Einzelne sich als Teil der genealogischen Gruppe fühle, dann aus der Fähigkeit, sich an veränderte soziale Verhältnisse anzupassen und letztlich aus einer aktiven „Heiratspolitik“:

> Sie hat eine negative Seite, [...] gerichtet auf die Vermeidung von Mißheiraten, und eine positive Seite, worin sie auf sich selbst gestellt ist, gerichtet auf „Züchtung“. Diese Politik hat ihre Auswahl zu treffen nicht nach biologischer oder wirtschaftlicher oder gesellschaftlicher Richtung, sondern nach allen zusammen, kurz: nach genealogischen Gesichtspunkten. Bei jeder Eheschließung treffen zwei genealogische Gruppen zusammen, die mehr oder minder zueinander passen. Heiratspolitik ist Auswahl der passenden Gruppe, d. h. derjenigen, die dort, wo sie ihren traditionellen und biologischen Werten, und eventuell ihrer wirtschaftlichen Kraft in das Geschlecht gibt, dessen Weiterentwicklung fördert.[144]

Sorge um die Erbgesundheit war jedoch nur ein Baustein einer Natalitätspolitik auf Ebene der Einzelfamilie. Für einen Teil der Genealogen beinhaltete diese auch rassentheoretische Überlegungen. Insgesamt zeigen sich dabei in der historisch forschenden Genealogie ähnlich unterschiedliche Positionen wie in der rassenhygienischen Bewegung der Zeit. Während ein Teil der Rassenhygieniker unter den Begriff „Rasse“ die gesamte Menschheit fassten, traten andere dafür ein, die rassenhygienischen Überlegungen bevorzugt auf eine „nordische“, „arische“

143 Roesler ist bei diesem Begriff von einer Art Gentilphilosophie geprägt, die eine Weiterentwicklung des früh propagierten „Familiensinns“ ist und einen Versuch darstellen sollte, die Genealogie ohne Anleihen an Biologie oder Soziologie als eigenständige Wissenschaft zu entwickeln. Grundüberlegung dieser Theorien war es, die einzelnen Glieder einer verwandtschaftlichen Beziehung als Teil eines lebendigen, überirdischen Organismus anzusehen. Für Roesler war jeder als genealogisch zusammengehörig identifizierten Gruppe ein Ziel gegeben, das, wenn auch unbestimmt, auf jedes Individuum einwirke („Entelechie ist im Einzelfalle so fest bestimmt und unabhängig von jedem ‚Zufall‘, daß man dem Ei mit Sicherheit ansehen kann, was für ein Vogel daraus wird.“). Vgl. Roesler, Gottfried: Zur Philosophie des Genealogischen. In: FgB 27 (1929). Sp. 257–262, hier Sp. 259. Ganz ähnlich sah Hermann Mitgau zwischen den einzelnen Gliedern einer Gruppe eine Hegelsche Dialektik am Werk („alle dem Einzelwesen für seinen sozialen Erfolg förderlichen Kräfte gewinnen eine geheimnisvolle ‚Aufgehobenheit‘“), vgl. Mitgau, Hermann: Familienschicksal und soziale Rangordnung. In: FgB 26 (1928). Sp. 1–8, hier Sp. 5. Als „In Form Sein“ bezeichnete Roesler das „zweckmäßige Gerichtetsein aller Kräfte einer Lebensgemeinschaft auf eine Aufgabe, auch wenn diese dem Einzelnen nicht unmittelbar bewußt wird.“ Vgl. Roesler, Gottfried: Geschlechter in Form. In: FgB 26 (1928). Sp. 193–200, hier Sp. 193. Nach meiner Kenntnis sind diese Konzeptionen der „Genealogie als Philosophie“ ideengeschichtlich noch nicht betrachtet worden und sicher einen genaueren Blick wert.
144 Roesler, Gottfried: Rassenhygiene und Familienpolitik. In: FgB 27 (1929). Sp. 333–340, hier Sp. 338 f.

oder „germanische Rasse“ zu konzentrieren.[145] Im Gegensatz zum völkisch ausgerichteten *Deutschen Roland*,[146] war „Rasse“ in den Publikationen des *Herold* und der *Zentralstelle* zwar ein untergeordneter Aspekt, aber dennoch wurde rassistischen Stimmen eine Bühne geboten. Beispielsweise wurde 1925 in den *Familiengeschichtlichen Blättern* ein Aufruf zur „Bildung eines Ringes völkischer Familienverbände“ veröffentlicht und auch hierbei auf den Begriff der *Ebenbürtigkeit* referiert.[147] 1929 veröffentlichte der Genealoge Koch in den *Familiengeschichtlichen Blättern* seine Erkenntnisse über die „Stammes- und Rassenzugehörigkeit der Bevölkerung des ehemaligen Großherzogtums Oldenburgs“. Seine von den Theorien Günthers beeinflusste Bestandsaufnahme verband er mit einer praktischen Aufgabe: „Aus diesen Erkenntnissen [...] entnehmen wir als völkische Pflicht, an der Reinhaltung unserer nordischen Rasse und Verbesserung der Blutmischung in unseren Familien durch verständige Heiraten und Ehen zu arbeiten“.[148]

Das letzte Element der in den Publikationen diskutierten bevölkerungspolitischen Maßnahmen, welche die Vereinsmitglieder beherzigen sollten, waren völkische Gemeinschaftskonstruktionen. In ihnen verband sich die soziologische mit der naturwissenschaftlichen Richtung der Genealogie. Das „deutsche Volk“ sollte hierbei nicht in der Begriffsbedeutung *demos* als Staatsnation, sondern ethnisch als Gemeinschaft mit gemeinsamer Abstammung definiert werden.[149] Auch die genealogische Idee einer Abstammungsgemeinschaft beruhte auf dem von Lorenz popularisierten Konzept des *Ahnenverlustes*. Im *Lehrbuch* hatte er

145 Vgl. Becker, Peter Emil: Zur Geschichte der Rassenhygiene. Wege ins Dritte Reich. Stuttgart 1988. S. 37–40; Breuer, Stefan: Ordnungen der Ungleichheit. Die deutsche Rechte im Widerstreit ihrer Ideen 1871–1945. Darmstadt 2001. S. 61–69; Etzemüller, Thomas: Auf der Suche nach dem Nordischen Menschen. Die deutsche Rassenanthropologie in der modernen Welt. Bielefeld 2015. S. 77–94; Essner, Cornelia: Im Irrgarten der Rassenlogik oder Nordische Rassenlehre und nationale Frage (1919–1935). In: Historische Mitteilungen 7 (1994). S. 81–101.

146 Im *Deutschen Roland* wurde die Sorge um die „ario-germanische“ Rasse sogar zur „Religion“ erklärt, vgl. Vetter, Carl Reinholt: Sippenforschung und Rassenkunde. In: Der Deutsche Roland 14 (1926). S. 685. Vgl. zum *Deutschen Roland* Gerstner, Alexandra: Genealogie und völkische Bewegung. Der „Sippenkundler“ Bernhard Koerner (1875–1952). In: Herold Jahrbuch N.F. 10 (2005). S. 85–108.

147 Berkhan, Carl: Aufruf zur Bildung eines Ringes völkischer Familienverbände. In: FgB 23 (1925). Sp. 47 f.

148 Koch, Ludwig: Stammes- und Rassenzugehörigkeit der Bevölkerung des ehemaligen Großherzogtums Oldenburg. In: FgB 27 (1929). Sp. 29 f., hier Sp. 30.

149 Vgl. grundlegend Wildt, Michael: Volksgemeinschaft. In: Docupedia Zeitgeschichte, online unter: http://docupedia.de/zg/Volksgemeinschaft (29.02.2021); Gschnitzer, Fritz [u.a.]: Volk, Nation, Nationalismus, Masse. In: Geschichtliche Grundbegriffe. Hrsg. von Otto Brunner [u.a.]. Band 7. Stuttgart 1978. S. 141–432, hier S. 325–380.

dazu das Beispiel einer Insel entwickelt, deren Bewohner, aufgrund des *Ahnenverlustes* innerhalb von wenigen hundert Jahren, einen Zustand „allerengster Blutverwandtschaft" erreichen würden.[150] Armin Tille, einer der Wegbereiter einer naturalisierenden, völkische denkenden, soziologischen Richtung der Genealogie, baute auf diesen Überlegungen auf, als er dazu aufrief, die verwandtschaftlichen Verbindungen außerhalb der Kernfamilie, „die Millionen aneinander fesselt", zu untersuchen. Der Aufbau der Gesellschaft sei wesentlich durch verwandtschaftliche Verbindungen bestimmt.[151] Eine Auswertung von genealogischen Massendaten würde es daher ermöglichen, den inneren Aufbau und die Genese der Gesellschaft zu erklären.[152] Gleichzeitig ließe sich daraus aber auch eine „bewußte Familienpolitik" als „besondere Art der Sozialpolitik" ableiten.[153] Solche Untersuchungen würden zugleich „sofort das Wahngebilde des Sozialismus zertrümmern, dessen Vertreter immer wieder behaupten, es gäbe feste Gesellschaftsklassen, deren Grenzen Einzelne nicht [zu] überschreiten vermögen.", so Tille an anderer Stelle.[154] Hier lag der Genealogie ein sozialharmonisch wirksamerer Aspekt zugrunde, ohne dass die Existenz unterschiedlicher Gesellschaftsklassen prinzipiell in Frage gestellt werden musste. Mit dem Ersten Weltkrieg tauchte dann der Begriff „Volksgemeinschaft" vermehrt in den genealogischen Publikationen auf: „Zwischen dem Vaterland, der großen Volksgemeinschaft und dem einzelnen steht, aber eine andere Gemeinschaft, die Familie" ist 1916 in einem Artikel über die „Familienzeitung als Kriegsaufgabe" zu lesen.[155] „Die Familie allein ist der tiefste Grundstein unseres Vaterlandes", heißt es im selben Jahr im Editorial der *Familiengeschichtlichen Blätter*.[156] Nach dem Welt-

150 Lorenz, Lehrbuch (wie Anm. 45), S. 251.

151 Tille, Armin: Die Sozialwissenschaftliche Bedeutung der Genealogie. In: MdZ 6 (1910). S. 1–19, hier S. 4.

152 Diese Überlegungen mündeten nach dem Ersten Weltkrieg in Versuchen einer „Volkskörperforschung" oder „Volksgenealogie", dessen Ziel es war, eine genealogische Bestandsaufnahme der breiten Masse der Bevölkerung zu erstellen. Vgl. Hohlfeld, Johannes: Von der Genealogie zur Sippenkunde. In: FgB 42 (1944), S. 1–8; Mitgau, Hermann: Genealogie als eine Sozialwissenschaft. Gesammelte Abhandlungen. Göttingen 1977; dazu auch Pinwinkler, Bevölkerungsforschungen (wie Anm. 20), S. 38 f.

153 Tille, Bedeutung (wie Anm. 151), S. 3.

154 Tille, Armin: Genealogie als Wissenschaft. In: MdZ 2 (1906). S. 32–42, hier S. 37. So gewonnene Erkenntnisse könnten den „niedrigen Ständen zur Ehre" gereichen, am Entstehen hervorragender Nachkommen beteiligt zu sein, so mit gleichem Tenor: Velden, Adolf von den: Ahnentafeln einst und jetzt. In: MdZ 3 (1908). S. 30 – 35, hier S. 35.

155 Haehling, Familienzeitung (wie Anm. 122), Sp. 267.

156 Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte: Zum neuen Jahre. In: FgB 14 (1916). Sp. 1 f.

krieg sah man dann in der Schaffung einer auf Abstammung beruhenden Gemeinschaft die Grundlage für einen inneren und äußeren Wiederaufstieg. So fasste Johannes Hohlfeld 1929 die Hoffnungen in die Genealogie folgendermaßen zusammen:

> Sie allein, [...] kann die innersten Zusammenhänge aufdecken, die uns allesamt zur Volkseinheit verbinden, sie kann in unserem durch Wirtschaftsklassen und politische Parteien fast hoffnungslos zerrissenen Volke das Bewußtsein enger Zusammengehörigkeit wirklich wieder so lebendig machen, daß es unser Volk wieder lernt, auch im Angehörigen der anderen Klasse oder Partei zuerst den Volksgenossen, den – wörtlich – Verwandten zu erkennen, der ihm noch immer weltennäher steht als der Klassen- und Parteigenosse in fremdem Lande – denn das ist es ja, was das Sehnen der Besten unserer Zeit ausmacht: unser Volk erst zum wahren Volke zu machen.[157]

„Der Durchschnittsmensch sieht heute über den engsten Rahmen seiner nächsten Angehörigen kaum hinaus", schrieb der Physikprofessor Wilhelm Westphal (1882–1978) 1924 in den Familiengeschichtlichen Blättern, „so wie sich noch allzu viele Volksgenossen kaum als Glieder des großen Volksganzen fühlen, ebenso wenig sind sie sich dessen bewußt, daß sie ein Glied einer vielfach verzweigten Kette, ihrer Familie im weiteren Sinne, bilden, mit der sie doch mit allen Fasern ihres Wesens verbunden sind."[158] Um diese Ideen durchzusetzen, forderte Westphal die Aufnahme der Familienkunde in den Lehrplan der Schulen. In einer nachgestellten Stellungnahme erklärte der Leiter der Heimatschule Bad Berka, Theodor Scheffer (1872–1945), er könne die Ausführungen Westphals nur unterstreichen und betonte abermals die vielfältigen Aufgaben, die sich aus einer Beschäftigung mit der Genealogie ergeben würden:

> Im Mittelpunkt der inneren Auseinandersetzung [...] steht die „Erbmasse". Was haben wir übernommen? Was wollen wir selber weitervererben, unseren Kindern als körperliches, geistiges und seelisches Gut hinterlassen, um durch sie [...] eine neue Welt aufzubauen. Das heißt dann: Zukunft gestalten, selber vorherbestimmen, ‚prädestinieren', und sich nicht unter eine mechanisch ablaufende göttliche Weltordnung stellen, sondern sich selbst in diese göttliche Verantwortung mit hineinstellen und mitgestalten.[159]

Unter „Mitgestalten" verstand Scheffer dabei die gezielte Steuerung künftiger Erbanlagen:

157 Hohlfeld, Johannes: Auslandsdeutschenforschung. In: FgB 27 (1929). Sp. 161–170, hier Sp. 162.
158 Westphal, Wilhelm: Familienforschung fürs Volk. In: FgB 22 (1924). Sp. 73–75.
159 Scheffer, Theodor: Familienforschung fürs Volk. In: FgB 22 (1924). Sp. 75 f.

> Sind diese gestaltenden Kräfte in jeglichem Familientum eines Volkes erst ganz lebendig, dann freilich nähern wir uns erst der eigentlichen Aufgabe familiengeschichtlicher Forschung, indem wir die Kräfte des Volkstums überall an seinen Wurzeln erforschen. Ungesundes (in der Lebensführung des Einzelnen wie des ganzen Volkes) durch die Gestaltung unseres eigenen Lebens absterben lassen, es aus dem Gesamtlebenslauf der Familien dadurch möglichst entfernen, und dadurch zur gesünderen Umgestaltung das Unsere verantwortlich beitragen.[160]

Der Genealogie kam nach Ausweis der Vereinspublikationen die Aufgabe zu, die Verbundenheit der einzelnen Individuen zu stärken, ein Bewusstsein für die Zusammengehörigkeit zu schaffen und als „ungesund" empfundene Elemente aufzuspüren und zu entfernen – und auch hier sah man erneut das Prinzip der *Ebenbürtigkeit* am Wirken. Die Pflege des Familienbewusstseins habe zumindest eine ähnliche Wirkung wie die Ahnentafel, mit der die „qualitative Befähigung" jedes Adeligen beweisen werden musste, schrieb der Schriftsteller Georg Harro Schaeff-Scheefen (1903–1984) 1927 in den *Familiengeschichtlichen Blättern*. Für die Zukunft forderte er: „Der Staat soll eine Vereinigung von Familien und Sippen sein und dadurch zur Volksgemeinschaft werden. In ihm soll sich, wie in der Familie, einer dem anderen gegenüber verantwortlich fühlen und positive Arbeit leisten, um aus dem gegenwärtigen Chaos einen gangbaren Weg zu finden."[161]

4 Fazit

In der Vereinsgenealogie und in den genealogischen Zeitschriften zeigen sich erste Berührungen mit der aufkommenden Vererbungslehre Mitte des 19. Jahrhunderts. Einzelne Forscher erblickten in der historisch arbeitenden Genealogie das Potenzial, zur Erforschung der menschlichen Erbanlagen beizutragen und in einem zweiten Schritt, bevölkerungspolitisch gestaltend aktiv zu werden. Obwohl die historisch forschende Genealogie an den Universitäten nicht institutionalisiert war, zeigte sie sich hier, entgegen der Wahrnehmung der Zeitgenossen, als inhaltlich vorausweisend. Auch wurden aus einer Erforschung der Erbanlagen bereits eugenische Schlussfolgerungen gezogen. Diese ersten, vereinzelten Mobilisierungen historisch-genealogischen Wissens für eine biologische Gesellschaftsgestaltung erfuhren allerdings zunächst keinen Widerhall innerhalb der genealogischen Vereine. Den entscheidenden Impuls lieferte dann Ottokar Lorenz

160 Ebd.

161 Schaeff-Scheefen, Georg Harro: Familienforschung als Weg zur Erneuerung unseres Volkstums. In: FgB 25 (1927). Sp. 241–246, hier Sp. 244.

mit seinem 1898 erschienenen *Lehrbuch der gesammten wissenschaftlichen Genealogie*. Lorenz war einer der sonst vielkritisierten „Zunfthistoriker“, der nun der Genealogie eine neue Bedeutung beimaß und die Brücke von der Geschichts- zur Naturwissenschaft schlug. Wesentlich beeinflusst von Lorenz hofften akademisch gebildete Forscher innerhalb der Vereine, die Genealogie durch eine Hinwendung zur medizinisch-biologischen Erblehre zu verwissenschaftlichen. Ihr Ziel war es, durch eine Mitarbeit an der Erforschung der menschlichen Erbgänge, den wissenschaftlichen Wert ihrer Tätigkeit unter Beweis zu stellen und die Genealogie vom Vorwurf eines bloßen Zeitvertreibs zu befreien.

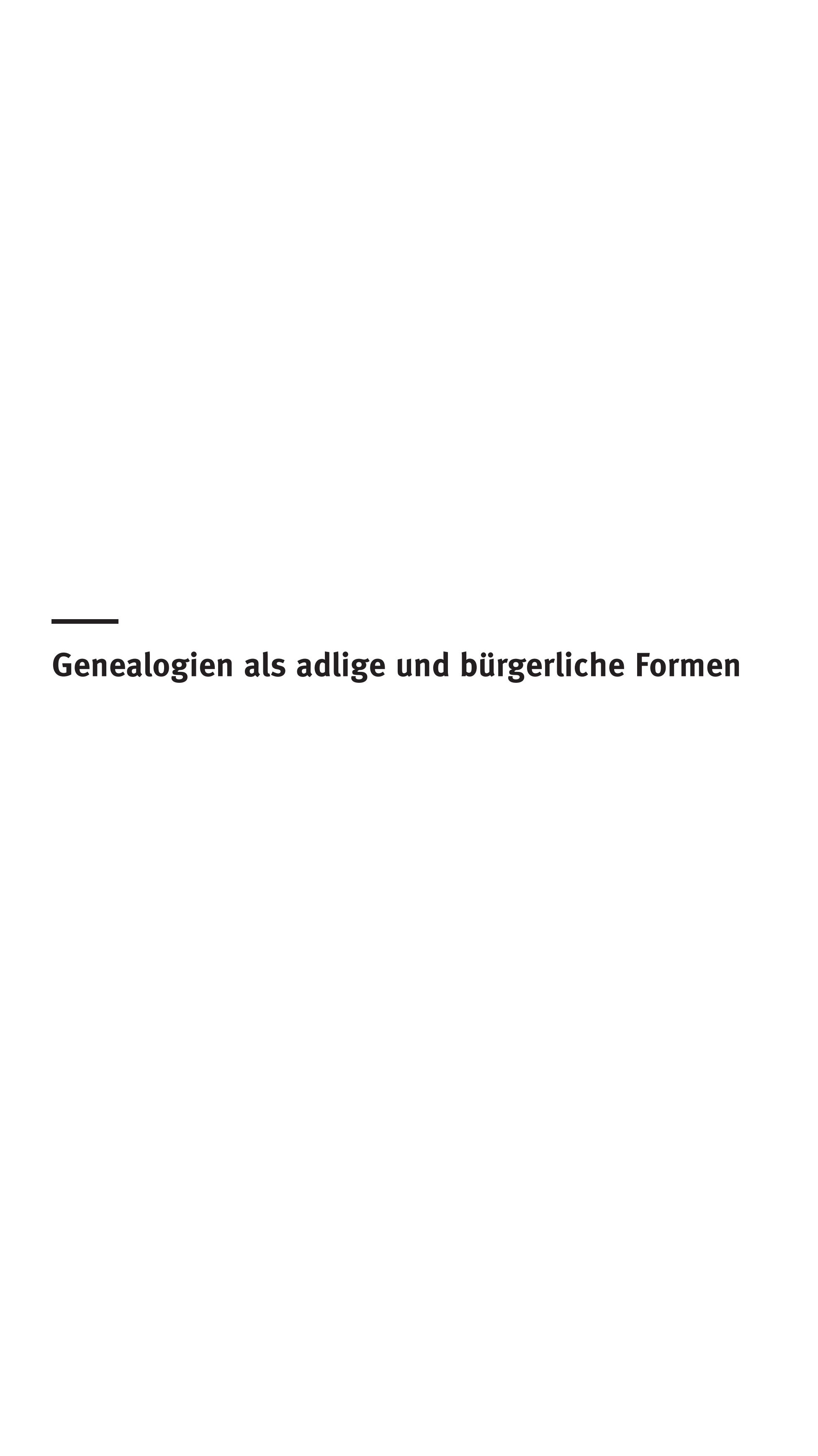
Zur Verbindung von historischer Genealogie und Vererbungslehre trugen insbesondere zwei vom Psychiater Robert Sommer initiierte Kurse über Vererbungslehre und Familienforschung bei, die 1908 und 1912 in Gießen stattfanden. Hier tauschten sich interessierte Genealogen mit Medizinern und Fachleuten unterschiedlicher Richtungen über den aktuellen Stand der Vererbungslehre, aber auch über rassenhygienische Konzepte und politische Schlussfolgerungen dazu aus. Schon bald zeichnete sich aber ab, dass sich die Hoffnungen einiger Genealogen auf eine engere Kooperation nicht erfüllen sollten. Der Nutzen der genealogischen Methode gründete sich vor allem auf der bei Erscheinen des *Lehrbuchs* von Ottokar Lorenz populären *Keimplasmatheorie* und verwandten Konzepten, die es nötig machten, die Familiengeschichten möglichst weit in die Vergangenheit zurückzuverfolgen. Hier stieß die Genealogie an eine Grenze, da die Zahl der beteiligten Personen schnell nicht mehr sinnvoll dargestellt werden konnte und die Quellen in der Regel keine sicheren Informationen über medizinisch relevante Merkmale boten, geschweige denn zu etwas wie „Erbanlagen“. Zudem war in der historisch forschenden Genealogie traditionell nur die Patrilinie betrachtet worden, und Verwandtschaftsbeziehungen waren häufig idealisiert und typisiert worden, was dazu geführt hatte, dass Informationen aus den Quellen in der Darstellung ignoriert wurden. Nach der Wiederentdeckung der Mendelschen Regeln und mit einem besseren Verständnis der humangenetischen Zusammenhänge zeigte sich aber, dass es oft schon ausreichte, nur wenige Generationen zu untersuchen und stattdessen die Vererbung horizontal unter Einbeziehung der Seitenverwandtschaft zu betrachten. Hier nun waren Mediziner und Psychiater nicht auf die Mitarbeit der historisch gebildeten Genealogen angewiesen. Das zeigte sich darin, dass von genealogischer Seite immer wieder kritisiert wurde, dass die Mediziner längst etablierte genealogische Grundregeln missachten würden. Weiterhin bemängelten die Familienforscher, dass die Vererbungslehre nicht ausreichend auf die historisch forschende Genealogie zugehen würde, die genealogische Methode vernachlässige und so eine wirksame Mitarbeit der interessierten Genealogen verhindere.

Mit der Hinwendung zu Fragestellungen der Vererbungslehre verbanden die Genealogen noch ein zweites Ziel, nämlich bevölkerungs- und natalitätspolitisch mitreden und gestalten zu können. Aus den Vereinszeitschriften spricht immer wieder eine Unzufriedenheit mit den herrschenden Zeitverhältnissen. Ende des 19. Jahrhunderts wurde in den Vereinen eine weitreichende Kultur- und Modernitätskritik geteilt. Individualismus und Materialismus wurden als wesentliche Folgen einer Auflösung von Familienbanden ausgemacht und immer wieder kritisiert, Sozialismus und Demokratie wurden als Bedrohungen empfunden. Als anti-individualistische Gegenbewegung sollte die Genealogie die Gesellschaft daher reintegrieren. Ziel war es, aus der Beschäftigung mit der eigenen Familie Vorbilder für die Gegenwart und Zukunft zu gewinnen, so den einzelnen Menschen innerhalb des historischen Familiengefüges zu verorten und dadurch für die Gefahren der Moderne zu immunisieren. Hinzu kamen aber auch utopische Ideen einer Menschenverbesserung durch Natalitäts- und Bevölkerungspolitik. In der Mobilisierung der historisch forschenden Genealogie für die Vererbungslehre sah man das Potenzial, die Zeitverhältnisse zu verbessern. So zeigten die Genealogen ein reges Interesse für rassenhygienische Überlegungen und staatliche Zwangsmaßnahmen. Bei den *Gießener Kursen* und in den Zeitschriften- und Buchbesprechungen wurden immer wieder Konzepte vorgestellt, mit denen „schädliche Einflüsse“ beseitigt und damit künftige Generation positiv beeinflusst werden könnten. Nach dem verlorenen Weltkrieg kam es zu einer weiteren Nationalisierung und völkischen Radikalisierung innerhalb der Vereinszeitschriften. Die Natalitäts- und Bevölkerungspolitik und rassenhygienische Zwangsmaßnahmen nahmen nun noch mehr Raum in den Publikationen ein. Auch rassenideologische Schriften wurden nun vermehrt besprochen, auch wenn das Thema „Rasse“ im Vergleich zum *Deutschen Roland* in den beiden untersuchten Vereinen eine untergeordnete Rolle spielte.

In der Hinwendung zur Vererbungslehre und Rassenhygiene sah man auch die Möglichkeit der bevölkerungsevolutionären Gesellschaftsgestaltung. So wurde gefordert, ein Bewusstsein für die in einer Familie schlummernden Erbanlagen zu entwickeln und diese bei der Partnerwahl mit zu berücksichtigten. Das umfasste vor allem die Sorge um die „Erbgesundheit“, aber auch rassistischen und völkischen Forderungen wurde immer wieder Raum gegeben. Referiert wurde dabei häufig auf das Prinzip der *Ebenbürtigkeit*, das nun als biologisches Konzept verstanden wurde.

Insgesamt zeigt sich die Vereinsgenealogie im untersuchten Zeitraum als vielfältiger und zum Teil widersprüchlicher Kosmos und als Tummelfeld unterschiedlicher Interessen. Viele Genealogen beteiligten sich nicht an einer Verwissenschaftlichung und beschäftigten sich weiter aus Distinktionsgründen oder zum Zeitvertreib mit der Genealogie. Die um eine Verwissenschaftlichung be-

mühten Vereinsmitglieder verorteten sich indessen durchaus unterschiedlich und zum Teil widersprechend im Koordinatensystem zwischen historischer Genealogie, Soziologie und naturwissenschaftlicher Erblehre sowie der Hinwendung zur Rassenhygiene, Rassentheorie und zu völkischen Gemeinschaftskonstruktionen. Das hatte aber Folgen: Alle, die zwischen 1900 und 1930 regelmäßig die Zeitschriften der *Zentralstelle* und des *Herolds* lasen, wurden mit aktuellen Forschungen zu diesen Wissensfeldern vertraut gemacht. Die Vereinsgenealogie trug somit dazu bei, rassenhygienische, rassentheoretische und völkische Konzepte lange vor 1933 zu popularisieren.



Genealogien als adlige und bürgerliche Formen

Daniel Menning und Jan Ruhkopf

Adel, Geschichtsschreibung und wissenschaftliche Genealogie 1860 – 1945

Chancen und Risiken

Als sich im Jahr 1900 die Mitglieder der Deutschen Adelsgenossenschaft (DAG) zum neunzehnten ordentlichen Adelstag in Berlin trafen, ging es nicht allein um Vereinsfragen, sondern auch um die drängenden Probleme der Zeit. Insbesondere sprachen die Teilnehmer über Fragen einer ständischen Weltordnungsbegründung.[1] Input für die Diskussionen lieferten wissenschaftliche Vorträge. Einen davon hielt der Jurist (Schwerpunkt Adelsrecht) und professionelle Familienforscher Stephan Kekule von Stradonitz (1863 – 1933). Sein Thema: „Ziele und Aufgaben der wissenschaftlichen Genealogie." Seinem Publikum stellte er die zugleich auffordernde Frage: „Inwiefern hat (sic!) der deutsche Adel und die Adelsgenossenschaft bei Erreichung dieser Ziele und Erfüllung dieser Aufgaben mitzuwirken?" Anhand einer Reihe von Beispielen aus den Bereichen der Physiologie, des Rechtswesens, auch der Geschichte stellte er sodann fest, dass „alle diese Probleme im Grunde entweder genealogische Probleme sind oder solche, zu deren Lösung die Genealogie sehr wesentlich beitragen kann. Dass es Probleme sind, die zu den allerinteressantesten und wichtigsten gehören, springt doch in die Augen. Welches Feld bietet sich hier der wissenschaftlichen Tätigkeit für fruchtbringende Einzeluntersuchungen, für Einzelarbeiten, die eine ganz andere Wichtigkeit haben würden, als manche dicke Monographie".[2]

Die Frage und wohl auch die Ausführungen Kekule von Stradonitz' werden bei den Mitgliedern der Adelsgenossenschaft nicht auf taube Ohren gestoßen sein. Drei Argumente sprechen dafür: Erstens spielte die bestehende, historisch gewachsene Verbindung zwischen Genealogie und Adel eine zentrale Rolle. Viele

1 Vgl. allgemein zu den Debatten in der DAG um 1900 Seelig, Michael: Der Kampf gegen die Moderne. Krisenwahrnehmung und -bewältigung im „Deutschen Adelsblatt" um 1900. In: Krisenwahrnehmung in Deutschland um 1900. Zeitschriften als Foren der Umbruchszeit im wilhelminischen Reich/Perception de la crise en Allemagne au début du XXe siècle. Hrsg. von Michel Grunewald u. Uwe Puschner. Bern 2010. S. 451 – 476.

2 Kekule von Stradonitz, Stephan: Ziele und Aufgaben der wissenschaftlichen Genealogie. Inwiefern hat der deutsche Adel und die Adelsgenossenschaft bei Erreichung dieser Ziele und Erfüllung dieser Aufgaben mitzuwirken? Vortrag gehalten auf dem 19. ordentlichen Adelstage der deutschen Adelsgenossenschaft zu Berlin. Berlin 1900. Zitat S. 28. Biographische Angaben liefert Neubecker, Otto: Kekulé von Stradonitz, Stephan. In: Neue Deutsche Biographie. Bd. 11: Kafka–Kleinfercher. Berlin 1977. S. 426.

 https://doi.org/10.1515/9783110718034-007

Adlige besaßen eine besondere Verbindung zum Feld der Familien- und Ahnenforschung, gewannen sie ihren Status doch auch aus dem Verweis auf lange Reihen möglichst ruhmreicher Ahnen. Sie hatten bereits in der Frühen Neuzeit Wissen über Familienzusammenhänge herangezogen, um über die mütterliche wie väterliche Abstammung einen geforderten Adelsnachweis zu erbringen oder beispielsweise Streitigkeiten über Landbesitz und Erbschaftsfolgen zu regeln.[3] Zweitens jedoch befanden sich Adlige um 1900 in einer anderen, nämlich entsicherteren, Position als noch 150 Jahre zuvor. Mit den politischen Wendemarken um 1800 war der Stand als gottgegebene Selbstverständlichkeit in die Defensive geraten.[4] Er war „nicht mehr ein notwendiger und unabänderlicher, sondern nur noch ein möglicher und umstrittener Bestandteil der politisch-sozialen Ordnungen“[5]. In den Funktionseliten des Deutschen Kaiserreichs stellte der Adel, unbeschadet einer kleinen „glänzenden Spitze“, nur noch eine Minderheit dar und lässt sich sozial in guten Teilen in der unteren Mittelschicht verorten.[6] Dementsprechend hatten sich Adlige drittens nach neuen Legitimationsstrategien umzusehen, um ihren Führungsanspruch als Stand in der zunehmend funktionaldifferenzierten und damit immer weniger auf universelle ‚Qualitäten' der Ab-

3 Vgl. etwa Jacobs, Silvio: Familie, Stand und Vaterland. Der niedere Adel im frühneuzeitlichen Mecklenburg. Rostock 2014; Harding, Elizabeth u. Hecht, Michael (Hrsg.), Die Ahnenprobe in der Vormoderne. Selektion – Initiation – Repräsentation. Münster 2011; Godsey, William D.: Vom Stiftsadel zum Uradel. Die Legitimationskrise des Adels und die Entstehung eines neuen Adelsbegriffs im Übergang zur Moderne. In: Eliten um 1800. Erfahrungshorizonte, Verhaltensweisen, Handlungsmöglichkeiten. Hrsg. von Anja V. Hartmann [u.a.]. Mainz 2000. S. 371–391.

4 Die Literatur zu den politischen und gesellschaftlichen Auswirkungen der Französischen Revolution auf das 19. Jahrhundert und ihre Bedeutung für den Adel ist immens, weswegen hier nur eine Auswahl getroffen wird, vgl. etwa Gall, Lothar: Von der ständischen zur bürgerlichen Gesellschaft. 2. Aufl.: München 2012. S. 17–22, 71–80; Reif, Heinz: Adel im 19. und 20. Jahrhundert. 2. Aufl. München 2012. S. 29–30, 128; Fehrenbach, Elisabeth: Vom Ancien Régime zum Wiener Kongress. München 2008. S. 71–125. Mit direkterem Blick auf den Adel u.a. Demel, Walter u. Schraut, Sylvia: Der deutsche Adel. Lebensformen und Geschichte. München 2014. S. 94f.; Frie, Ewald: 1806 – Das Unglück des Adels in Preussen. In: Zwischen Schande und Ehre. Erinnerungsbrüche und die Kontinuität des Hauses. Legitimationsmuster und Traditionsverständnis des frühneuzeitlichen Adels in Umbruch und Krise. Hrsg. von Martin Wrede u. Horst Carl. Mainz 2007. S. 335–349, hier S. 335f.; Wienfort, Monika: Der Adel in der Moderne. Göttingen 2006. S. 7, 32–34; Frie, Ewald: Adel um 1800. Oben bleiben? In: zeitenblicke 4, 3 (2005), http://www.zeitenblicke.de/2005/3/Frie/index_html (2.7.2021), S. 1–24.

5 Conze, Werner u. Meier, Christian: Art. „Adel, Aristokratie“. In: Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. Hrsg. von Otto Brunner [u.a.]. Bd. 1. Stuttgart 1972. S. 1–48, hier S. 35.

6 Vgl. für dieses Urteil etwa Singer, Johanna Mirjam: Arme Adlige Frauen im Kaiserreich. Tübingen 2016. S. 395; Malinowski, Stephan: Vom König zum Führer. Sozialer Niedergang und politische Radikalisierung im deutschen Adel zwischen Kaiserreich und NS-Staat. Berlin 2003.

stammung rekurrierenden Gesellschaft zu rechtfertigen. Hier gewann die neue wissenschaftsförmige Genealogie um 1900 den Wert einer solchen Strategie, den Kekule von Stradonitz vor der Adelsgenossenschaft betonte.

Die Berufung auf die Genealogie durch Kekule von Stradonitz stand im Hinblick auf die Herangehensweise an die Familiengeschichte in einer gewissen Kontinuität, namentlich der Rezeption neuester aus Sicht der Zeitgenossen wissenschaftlicher Erkenntnisse bei der Erforschung der Vergangenheit des Geschlechts. Diese Rezeptionsprozesse haben bislang nicht hinreichend Beachtung gefunden. So stützten sich, wie im Detail zu zeigen sein wird, Adlige seit der Mitte des 19. Jahrhunderts insbesondere auf die sich entwickelnde kritische Geschichtswissenschaft. An der Wende zum 20. Jahrhundert löste dann die Genealogie die Historiographie als argumentative Leitwissenschaft ab – und sie ermöglichte den adligen Familien ein Sprungbrett, sich nach 1918 in die zunehmend lautstärker geforderten völkischen Gesellschaftsordnungen einzuschreiben. Diese Formen der „Selbstversicherung", aber auch den von hieraus nach außen gewendeten Statusanspruch zu analysieren, ist Aufgabe des ersten Teils der folgenden Ausführungen, wobei die ab etwa 1860 zahlreich publizierten adligen Familiengeschichten als Quellengrundlage herangezogen werden.[7] Diese dienten als vorzeigbarer „Wissensspeicher", der den Wert der Familie zwischen zwei Buchdeckeln dauerhaft verfügbar machte.[8]

Die Dichte der Überlieferung von Familiengeschichten des Adels lässt sich nur schwer ermitteln. Genaue Zahlen sind schon deshalb schwierig, weil viele Werke nur für Geschlechtsangehörige gedruckt wurden und in solchen Fällen allenfalls Einzelexemplare in Bibliotheken kamen. Eine Konjunktur ist für Sachsen und Preußen östlich der Elbe in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aber deutlich zu erkennen. Die zeitgleich in größerer Zahl entstehenden Familienverbände des Adels begriffen die Ausarbeitung einer Familiengeschichte auch als eine wesentliche Aufgabe. Das Deutsche Adelsarchiv in Marburg verfügt heute über 4.500 Exemplare, deren genauer Erscheinungsverlauf zwar unklar ist, aufgrund der Entstehungsgeschichte dieser Institution aber ebenfalls die Zeit nach 1870 dicht dokumentieren dürfte. Trotz aller Unwägbarkeiten können adlige Familiengeschichten daher aufgrund ihres im Untersuchungszeitraums kontinu-

7 Vgl. dazu Ruhkopf, Jan: Selbstversicherung durch Wissen. Adelige Familiengeschichten im 19. und 20. Jahrhundert. In: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 65 (2017). S. 1028 – 1048. Teile der hier gemachten Ausführungen sind dort mit anderer Fragestellung bereits angeführt.

8 Vgl. zum Konzept des „Wissensspeichers" Grunert, Frank u. Syndikus, Anette: Einleitung. In: Wissensspeicher der Frühen Neuzeit. Formen und Funktionen. Hrsg. von Anette Syndikus u. Frank Grunert. Berlin, Boston 2015. S. VII – XIX, hier insb. S. VII – IX.

ierlichen Erscheinens und ihrer großen Stückzahl als serielle Quellen genutzt werden, um die beschriebenen Transformationsprozesse zu analysieren.[9]

Doch die Suche nach den familiären Zusammenhängen in geschichtswissenschaftlich argumentierenden Familiengeschichten nach 1850 barg ebenso wie die Genealogisierung des Denkens ab 1900 für den deutschen Adel nicht nur die Chance, auf Grundlage scheinbar wissenschaftlich belegter Erkenntnisse eine herausgehobene gesellschaftliche Rolle einzufordern. Mit ihnen verbanden sich auch Risiken. Denn der Adel war an seinen Namenspartikeln und Titeln zu erkennen. Wenn sich Adlige nicht standesgemäß verhielten, waren sie aufgrund ihres „von", „Freiherrn" oder ähnlichem als Mitglieder des Standes identifizierbar, die Handlungen fielen auf den Stand zurück, untergruben seine Legitimität – das galt mitunter gar für jene, die gar nicht adlig waren, sondern in deren Namen das „von" eine regionale Herkunft markierte. Dies galt noch einmal verschärft für einzelne Adelsfamilien. Weil es adlige Nachnamen in der Regel nur einmal gab, war offensichtlich, dass alle Träger desselben durch Adelspartikel hervorgehobenen Nachnamens verwandt sein mussten. Das Erforschen historischer bzw. genealogischer Zusammenhänge beförderte die Assoziation der Personen zusätzlich. Öffentliches Fehlverhalten oder ein eklatant unadliger Beruf eines Familienmitglieds stellte daher zunehmend ein Problem dar, das die gesamte Familie betraf, da sich die Verwandtschaft mit dem Missetäter anhand des gleichen Namens kaum leugnen ließ[10] und dem Ansehen und der Ehre der Familie insgesamt schadete.[11] Dies ist die negative Seite der Akkumulierungsmöglichkeit von

---

9 Scheffler, Mandy: Adel und Medienöffentlichkeit. Die Publikationstätigkeit des sächsischen Adels. In: Der Schritt in die Moderne. Sächsischer Adel 1763–1918. Hrsg. v. Silke Marburg [u. a.]. Köln 2001. S. 243–258, Menning, Daniel: Standesgemäße Ordnung in der Moderne. Adlige Familienstrategien und Gesellschaftsentwürfe in Deutschland 1840–1945. München 2014. 194–196; Frie, Ewald: Adelsgeschichte des 19. Jahrhunderts? Eine Skizze. In: Geschichte und Gesellschaft 33 (2007). S. 398–415, hier 408 f.

10 Wienfort, Monika: Wirtschaftsschulen, Waldbesitz, Wohltätigkeit. Neue Handlungsspielräume des Adels um 1900. In: Adel und Adelskultur in Bayern. Hrsg. von Walter Demel. München 2008. S. 395–414, hier S. 399, dürfte zu Recht auf die hohe Bekanntheit von Adelsfamilien in ihrer jeweiligen Heimatregion hingewiesen haben.

11 Dinges, Martin: Ehre als Thema der historischen Anthropologie. Bemerkungen zur Wissenschaftsgeschichte und zur Konzeptualisierung. In: Verletzte Ehre. Ehrkonflikte in Gesellschaften des Mittelalters und der Frühen Neuzeit. Hrsg. von Klaus Schreiner u. Gerd Schwerhoff. Köln 1995. S. 29–62, hier S. 53, hat mit Bezug auf das Individuum davon gesprochen, dass „man die eigene Ehrenhaftigkeit auch ständig öffentlich darstellen [muss]. Öffentlichkeit heißt aber dauernde Gefährdung. Durch die ständige Neubewertung des Ehrvermögens einer Person entsteht eine zusätzliche Zerbrechlichkeit der Ehre." Für den Adel der Frühen Neuzeit sehen dies Wrede, Martin u. Carl, Horst: Einleitung. In: Zwischen Schande und Ehre (wie Anm. 4), S. 1–24, hier S. 23. Saint Martin, Monique de: Die Konstruktion der adligen Identität. In: Berliner Journal für Soziologie 1

Ehre durch Geschichte und Genealogie, die es dem Individuum erlaubte, an den Heldentaten der Verwandten und Vorfahren zu partizipieren, sich auf diese zu beziehen und die Verwandtschaft als symbolisches Kapital zu nutzen. Und was für die Familie galt, war dann wiederum auf den Adel insgesamt übertragbar. Weil die sich ebenfalls auf genealogisches Material stützenden Vorwürfe einer „Verjudung“ des Adels im Zusammenhang mit der Verbreitung des rassistischen Antisemitismus gut untersucht sind,[12] geht der zweite Teil dieses Aufsatzes daher anderen Risiken von Historisierung und Genealogisierung nach. Namentlich untersucht er den Umgang mit öffentlich sichtbarem Fehlverhalten und sozialer Deklassierung, wobei sich in den beiden Feldern im Untersuchungszeitraum Verschiebungen zeigen, die nicht in einer eindeutigen Entwicklungslinie aufgehen.

Von der Geschichtswissenschaft zur Genealogie: Chancen

Was ist eine adlige Familiengeschichte? Geht man nach Inhalt und Struktur handelt es sich zunächst einmal um die als Buch zusammengefassten Aufzeichnungen und Überlieferungen einer adligen Familie. Sie enthalten Stammbäume, Informationen über den Grundbesitz, die Herkunft des Familiennamens sowie oft eine Verortung einzelner Familienmitglieder und ihrer Wirkungsgeschichte. Häufig stammen sie aus der Feder eines Familienmitglieds, freiwillig oder von der Verwandtschaft als Aufgabe zugedacht, oder entstanden mithilfe beauftragter, professioneller Experten wie Historikern, Lehrern oder Archivaren.[13] Ihr struktureller Aufbau ist dabei bemerkenswert stabil, es dominiert ein vierfach

(1991). S. 527 – 539, hier S. 531, hat für den französischen Adel der Gegenwart darauf hingewiesen: „Wenn die Mitglieder des Adels meinen, ihre Ehre werde angetastet, [...] durch eine nach außen verbreitet Darstellung des Namens oder der Familie, die mit der für richtig und wünschenswert gehaltenen Darstellung nicht recht zu vereinbaren ist, dann reagieren sie oft weniger wie Individuen oder Mitglieder einer Familie als wie Mitglieder eines Korps oder einer Gemeinschaft, die ihre eigenen Funktions- und Spielregeln und ihre eigenen Werte hat“. Dies trifft auch für den Adel an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert zu, wenn man auch die Spezifik der adligen Reaktion vermutlich nicht überbetonen sollte.

12 Vgl. Malinowski, Vom König zum Führer (wie Anm. 6).

13 Umfangreichere quantitative wie qualitative Auswertungen adliger Familiengeschichten sind in der Forschung für das 19. und 20. Jahrhundert bisher größtenteils ausgeblieben. Tiefere Untersuchungen, denen die hier gemachten Ausführungen folgen, bei Menning, Standesgemäße Ordnung (wie in Anm. 9), S. 187 – 197, 258 – 267, 303 – 320.

gegliedertes Schema: Vorwort, allgemeiner Teil, systematischer Teil, Anhänge. Das Vorwort erläutert zunächst die Motivation für die Erstellung der Familiengeschichte und ihre Hauptgesichtspunkte, außerdem finden hier eine Reflexion über den Zweck der Familiengeschichte, sowie Quellenangaben und Danksagungen ihren Platz. Der allgemeine Teil bietet Informationen zum Ursprung, der Herkunft des Namens und der Wappenbedeutung. Der systematische Teil stellt den Kern jeder Familiengeschichte dar. Er gibt die Angehörigen, nach Häusern oder Linien getrennt und der chronologischen Ordnung folgend, wieder. Der Anhang enthält zumeist Abstammungstafeln, Listen, vereinzelt Quellenverzeichnisse und in manchen Fällen auch Fotos, die sich auf Informationen des allgemeinen und systematischen Teils beziehen.[14] Eben weil die Gesamtstruktur stabil bleibt, hat sie wenig Aussagekraft, wenn es um historischen Wandel geht. Veränderung lässt sich eher anhand der einzelnen Abschnitte nachweisen. Man findet sie erstens in den Reflexionen über den Sinn von Familiengeschichten, zweitens in den davon geprägten Inhalten, die das vorzeigbare Wissen über die Familie bereitstellen und drittens in der Anordnung dieses Wissens in der praktischen Umsetzung.

Zunächst die Reflexionen: Autoren von Familiengeschichten mit Publikationsdatum in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts betonen in aller Regel die geschichtswissenschaftliche Herangehensweise – also die Ablehnung von Sagen und Mythen als Beweise –, verbunden mit einer strengen Quellenkritik. Zugleich enthalten die Bände das Verzeichnis der Archive und Fundorte der Quellen oder man veröffentlichte sogar ganze Quelleneditionen.[15] Als Höhepunkt und Spätblüte mag hier die Veröffentlichung der Familiengeschichte der von Amelunxen aus dem Jahr 1912 gelten. Sie präsentierte ihr ganzes Werk als eine Sammlung von „Studien", die die Lage der Quellen diskutierte. Sie informierte über „Geschichtliche Anfänge" – mit dem ironischen Zusatz „Poesie u. Prosa" versehen – und fügte weitere als Studien organisierte Kapitel an. Diese zeugen mit durchgehend wissenschaftlichem Duktus von der aufwändigen Quellenarbeit und ihrer präzisen Auslegung. Insgesamt formulierte die Familiengeschichte der von Amelunxen das Ziel, als „ein annehmbarer Beitrag zur Lösung geschichtswissenschaftlicher Probleme vor dem Richterstuhle der Geschichtsforscher Anerkennung [zu] finden."[16]

---

14 Dieses Schema ergibt sich als Durchschnitt aus der Hälfte aller Familiengeschichten, die den Quellenkorpus bei Ruhkopf, Jan: Im Wandel der Zeiten. Adelige Familiengeschichten 1860 – 1960. Unveröffentlichte Masterarbeit, Tübingen 2016 bilden.

15 Vgl. dazu Ruhkopf, Selbstversicherung (wie in Anm. 7), S. 1028 – 1038.

16 Vgl. das Inhaltverzeichnis von Amelunxen, Conrad Hubert Julius Maria von: Das Corveyische Adelsgeschlecht von Amelunxen. Studien über den Ursprung, das Alter und die Vergangenheit

Mit der Jahrhundertwende zeichnet sich in den Familiengeschichten des Adels eine Verschiebung der Begründungsmuster ab, parallel zur „Wiederentdeckung“ der Mendelschen Regeln zwischen 1900 und 1901 und ihrer Bedeutung für die Genetik sowie die Vererbungslehre.[17] Es erfolgte eine (Re-)Genealogisierung des historischen Familienverständnisses. Freilich handelte es sich um einen langsamen, mehrere Jahrzehnte andauernden und aller Wahrscheinlichkeit nach generationell beeinflussten Prozess. So lässt sich dieser Paradigmenwechsel in der Reflexion der 1920 erschienenen Geschichte der Familie von Finckenstein nur eher dezent beobachten. Man habe für die Anfertigung des Werks „an eine sogenannte pragmatische Geschichtsschreibung denken“[18] können, die besonders verdienstvolle Persönlichkeiten hervorhob. Diese lehnte man jedoch mit dem Argument ab, dass „die Einzelschicksale der anderen Familienmitglieder, über die weniger zu sagen ist, schlecht weggekommen“[19] wären – und eben dies „sollte nach Ansicht des Familien-Geschichts-Komitees vermieden werden! Ihm erschien es richtiger, dem Werke mehr eine genealogisch-biographische Form zu geben, wobei jedes Familienmitglied seinen Platz finden sollte.“[20] Vor dem Verständnis einer bilinearen Genealogie, die die Kenntnis über die Abstammung sowohl des Mannes als auch der Frau für notwendig erachtete, waren somit alle Familienmitglieder zu erfassen. Deutlicher argumentierte bereits die Familiengeschichte der von Alvensleben von 1930. Ihr Zweck lag darin, so ihr Autor, „das genealogische Daten- und Tatsachenmaterial eines Jahrhunderts verläßlich und übersichtlich zusammenzustellen und dabei Hinweise auf persönliche Leistungen, individuelle Charaktere und geschichtlich bedeutende Beziehungen zu bieten“, statt sich auf „ausführliche Darlegungen“, z. B. Erinnerungen an Kriegserlebnisse zu konzentrieren, die deswegen „unterbleiben“ müssten.[21] In Anlehnung an die Genealogie konzentrierten sich die Familiengeschichten somit nun stärker auf die verwandtschaftlichen Abstammungsverhältnisse, um „das Band blutmäßiger

des Adelsgeschlechts von Amelunxen und der gleichnamigen Ortschaft im Gebiete der ehemaligen Fürstabtei Corvey. Münster 1912. S. VIII (Inhalt) mit entsprechenden Zitaten, außerdem Zitat S. VI.

17 Für eine ähnliche Beobachtung vgl. Hoßfeld, Uwe; Mielewczik, Michael; Simunek, Michal V.: Die „Wiederentdeckung“ der Mendelschen Gesetze im Kontext neuer Forschungen. In: Nova Acta Leopoldina 413 (2017). S. 135 – 153; Stubbe, W.: Mendels Wiederentdeckung. In: Berichte der Deutschen Botanischen Gesellschaft 100 (1987). S. 53 – 57.

18 Joachim, Erich u. Klinkenborg, Melle: Familiengeschichte des Gräflich Finck von Finckensteinschen Geschlechts. Berlin 1920. S. VI.

19 Joachim u. Klinkenborg, Familiengeschichte Finckenstein (wie Anm. 18), S. VI.

20 Joachim u. Klinkenborg, Familiengeschichte Finckenstein (wie Anm. 18), S. VI.

21 Vgl. Kretzschmar, Hellmut: Geschichtliche Nachrichten von dem Geschlechte von Alvensleben seit 1800. o. O. 1930. S. XIIf., Zitate ebd.

Verbundenheit zum sichtbaren Ausdruck zu bringen" wie es der Autor der Familiengeschichte der von Schuckmann 1932 ausdrückte – erst dadurch sei „die Familie eine historische Einheit" geworden.[22] Hier deuteten Adlige – oder von diesen beauftragte Experten, z. B. der NS-Sippenforscher Erich Wasmansdorff für die von Zepelin oder der thüringische Archivar und Unterstützer der Genealogie Ernst Devrient für die von Helldorf[23] – ihr eigenes Familienverständnis nun in einem genealogischen Interpretationsrahmen. Die Familie(ngeschichte) war gegenüber der Zeit vor 1900 neu zu denken, mit neuen Prioritäten in der Beschreibung und neuen Argumentationen für die Begründung.

Warum übernahmen Adlige das genealogische Deutungsangebot? Die Bedeutung lag darin, die eigene Position nun naturwissenschaftlich untermauern zu können. Die Schriften des Historikers Ottokar Lorenz oder des Psychiaters Robert Sommer, die beide die Weiterentwicklung der Genealogie zu einer vermeintlich exakten Naturwissenschaft betonten,[24] waren den Autoren adliger Familiengeschichten nicht unbekannt – so findet sich in ihnen etwa der Verweis auf Lorenz *Lehrbuch der gesammten wissenschaftlichen Genealogie.*[25] Außerdem hat Eric Ehrenreich festgestellt, dass Adlige genealogische Zeitschriften gründeten und – das ist wichtiger – auch lasen.[26] Schließlich bildeten Adlige keine unmaßgebliche Gruppe in den bereits früh entstehenden genealogischen Vereinigungen. Hier und über damit verbundene Publikationen kamen sie mit neuem Wissen in Berührung.[27] Auch wenn es sich zunächst um Referenzen handelte und an Systematik gemangelt haben mag: Adlige kannten die Forderungen der Genealogen

---

22 Vgl. Schuckmann, Hans-Hugo von: Das Geschlecht der Herrn und Freiherren von Schuckmann und seine Vorfahren von 1154 bis 1932. Berlin 1932. S. 5.

23 Wasmansdorff, Erich: Geschichte des Geschlechts von Zepelin (Zeppelin). Görlitz 1938; Devrient, Ernst: Das Geschlecht von Helldorff. Hrsg. von Karl-Roderich von Helldorff. Berlin 1931.

24 Lorenz, Ottokar: Lehrbuch der gesammten wissenschaftlichen Genealogie. Stammbaum und Ahnentafel in ihrer geschichtlichen, sociologischen und naturwissenschaftlichen Bedeutung. Berlin 1898. S. 337 erkannte eine Verbindung von Vererbungslehre und Genealogie, wenn er schrieb, dass „der hohe, durch seine Methoden zu ungeahnten Ergebnissen gelangte Stand der heutigen Naturwissenschaft auch für die genealogische Forschung einen ganz anderen Grad der Sicherheit und des Verständnisses möglich macht, als dies in einer früheren Zeit menschlicher Beobachtung möglich gewesen wäre". Sommer, Robert: Familienforschung und Vererbungslehre. Leipzig 1907. S. VI betonte, der Zweck seines Buches sei es, die bisher oftmals privat erfolgende Familienforschung für die Kulturgeschichte nutzbar zu machen und sie nun „in naturwissenschaftlicher Weise" weiterzuführen.

25 Vgl. etwa Deahna, August: Stammtafeln und Geschichte der Familie de Ahna Deahna. Stuttgart 1900. S. VI.

26 Vgl. Ehrenreich, Eric: The Nazi Ancestral Proof. Genealogy, Racial Science, and the Final Solution. Bloomington 2007. S. 19 – 21.

27 Vgl. dazu den Beitrag von Jan Ripke in diesem Band.

und wussten gleichzeitig über die Möglichkeiten der vermeintlichen Wissenschaft und ihr Potenzial als Legitimationsstrategie Bescheid. Statt die Familie im historischen Zusammenhang und mit Konzentration auf ihre einzelnen prominenten Mitglieder zu sehen, war es nun der biologische Gesamtzusammenhang der Individuen innerhalb einer Familie, der im Zentrum stand.

Dieses Verständnis prägte auch die Inhalte: Die Geschichten adliger Familien, die sich der Historiographie als Leitwissenschaft unterwarfen, waren ausgeprägt *männliche*. Weil sie militärische wie politische Leistungen tradierten, blieben Frauen weitgehend unberücksichtigt. Als Paradebeispiel des militärisch-politisch-männlichen Komplexes mag ein Beispiel aus dem Jahr 1878 dienen. In der Geschichte der von Massow heißt es: „Die Treue zu König und Vaterland besiegelten 10 Massows mit ihrem Herzblut durch den Heldentod auf Preußens Schlachtfeldern. 137 Massows hatten die Ehre, der preußischen Armee anzugehören, darunter 7 Generäle, und 6 Minister v. Massow durften an den Stufen des Hohenzollern-Thrones stehen.“[28] Mit der Übernahme genealogischen Wissens wandelten sich diese Inhalte. Weiblichen Familienangehörigen kam etwa als Erzieherinnen bereits das Wächteramt familiärer Erinnerungsarbeit zu.[29] Nun wurden sie als Beiträgerinnen von Erbgut identifiziert, dessen Kenntnis wichtig war, wollte man den vollständigen ‚Wert' der Familie ermessen und präsentieren können. Eben dies erforderte die möglichst präzise Kenntnis der von Martin Zwilling treffend beschriebenen „Mutterstämme“ und ihrer Verästelungen, auf die wiederum die Genealogie aufmerksam machte.[30]

Entsprechend verzichtete die noch eher genealogisch vage formulierende Familiengeschichte der von Finckenstein zwar auf die „Lebensgänge der Frauen und Töchter des Geschlechts [...] wegen der Knappheit der Nachrichten über sie“.[31] Doch solche individuellen Nachrichten besaßen im bilinearen Genealogieverständnis ohnehin kaum Bedeutung, denn es kam vorrangig auf die Position der weiblichen Familienangehörigen als Ehefrauen und damit Mütter an, wenn es weiter hieß: „[E]rwähnt sind sie jedoch alle, insbesondere mit ihren ehelichen

28 Massow, Paul Herrmann Adolf von: Nachrichten über das Geschlecht derer von Massow. Berlin 1878. S. V.

29 Vgl. Tebbe, Jason: From Memory to Research: German Popular Genealogy in the Early Twentieth Century. In: Central European History 41 (2008). S. 205 – 227.

30 Vgl. Zwilling, Martin: Mutterstämme. Die Biologisierung des genealogischen Denkens und die Stellung der Frau in Familie und Gesellschaft von 1900 bis zur NS-Zeit. In: Mütterliche Macht und väterliche Autorität. Elternbilder im deutschen Diskurs. Hrsg. von José Brunner. Göttingen 2008. S. 29 – 47, hier insb. S. 29 – 37.

31 Joachim u. Klinkenborg, Familiengeschichte Finckenstein 1920 (wie Anm. 18), S. VI.

Verbindungen".[32] Dieses Element hob die Geschichte der von Schuckmann aus dem Jahr 1932 wiederum weitaus stärker hervor: Würde die weibliche Seite nicht thematisiert, gleiche eine „Stammesgeschichte [...] einem Baum ohne Säfte"; darum könne „an der unendlich wichtigen biologischen Teilhaberschaft der Frauen an dem Aufbau des Blutstromes, der durch eine Familie kreist und ihr sein Gepräge gibt, [...] keine Chronik vorübergehen".[33] Nach dieser Logik mischten Frauen mit vielen Söhnen ihr Blut stärker der Familie bei, wobei aber entscheidender sei, „welcher Art die Blutströme sind, welche eine Mutter selbst in sich als Ergebnis ihrer Vorfahren vereinigt und weitergiebt". Deswegen bemesse sich der „innere Rang eines Geschlechtes darnach, wieviel Rasse seine Frauen haben".[34] Frauen, so machen diese Beispiele deutlich, nahmen ab dem Ende des 19. Jahrhunderts nicht *eo ipso* einen Platz in der adligen Familiengeschichte ein. Erst in einem genealogischen Denkrahmen, für den, in der Sprache Robert Sommers, die „weiblichen Komponenten" doch „von größter Bedeutung für die Generationsreihen" seien,[35] erfüllten sie die Funktion eines informationstragenden Bausteins im Charakter einer adligen Familie. Erst mit ihnen waren exakte Ergebnisse in einer genealogisch fundierten Familiengeschichte möglich.

Schließlich die praktische Umsetzung: Der Übergang von der Geschichtswissenschaft zur Genealogie als Leitwissenschaft hatte auch Auswirkungen auf die Anordnung des Wissens in den Familiengeschichten selbst. Besaßen die sogenannten Ahnentafeln noch im 18. Jahrhundert unmittelbare Beweiskraft insbesondere im katholischen Adel für den Zugang zu Domstiften und anderen Präbenden,[36] verschwanden sie infolge der historiographischen Ausrichtung der adligen Familiengeschichten und ihrer Konzentration auf die patrilineare Historie im 19. Jahrhundert weitgehend. Man nahm sie nun als Überrest vergangener Jahrhunderte, als unbrauchbares Quellenmaterial und damit als überflüssigen Ballast wahr. Wo sie dennoch abgedruckt wurden, sahen sich Autoren zur Rechtfertigung gezwungen, wie Karl von Maydell, der 1868 schrieb: „Die Führung von Ahnentafeln, die in früheren Zeiten üblich und zum Beweise rein adliger Abstammung von Wichtigkeit war, ist seit einiger Zeit bei uns außer Gebrauch gekommen". Nur „um ihres Interesses willen und da ihre Bewahrung zur Familiengeschichte gehört", seien einige Tafeln „am Schlusse des Werkes aufgenom-

32 Joachim u. Klinkenborg, Familiengeschichte Finckenstein 1920 (wie Anm. 18), S. VI.
33 Vgl. Schuckmann, Familiengeschichte Schuckmann 1932 (wie Anm. 22), S. 56, Zitate ebd.
34 Vgl. Schuckmann, Familiengeschichte Schuckmann 1932 (wie Anm. 22), S. 57, Zitate ebd.
35 Sommer, Vererbungslehre (wie Anm. 24), S. 12.
36 Vgl. Friedrich, Markus: Die Geburt des Archivs. Eine Wissensgeschichte. München 2013. S. 216–266; auch Godsey, Vom Stiftsadel zum Uradel (wie Anm. 3), S. 370–375.

men".[37] Ahnentafeln erscheinen hier als eine Dreingabe, die eher aus nostalgischen denn aus argumentativen Gründen erfolgte.

Mit dem Bedeutungsgewinn der Genealogie und der damit einhergehenden Neubewertung der Rolle von Frauen kehrte die Ahnentafel als wissenschaftsförmige Darstellungsweise zurück. So heißt es in der Familiengeschichte von Bismarck 1908, sie enthalte „eine Reihe von Ahnentafeln", um „Kenntnis der mütterlichen Vorfahren" zu besitzen, auf die „in neuester Zeit wegen der Theorie der Vererbung" Wert gelegt werde.[38] Arbeiten, die nach dem Ersten Weltkrieg entstanden, etwa der Familie von der Marwitz oder von Zepelin nutzten Ahnentafeln in ganz selbstverständlicher Weise.[39] Der dritte Band der Familiengeschichte derer von der Lippe schließlich bestand nur noch aus Genealogie und Ahnentafeln.[40] Nach wie vor waren diese entstehenden Werke als Familien*geschichten* zu verstehen. Geschichte entstand nun aus dem genealogischen Wissen um die familiären Abstammungsverhältnisse – es verband „historische, kulturhistorische und biologische Momente", wie es Werner von Kieckebusch in der Darstellung über seine Familie beschrieb, „zu einem erkenntnisreichen Ganzen".[41]

Insgesamt änderte sich so die Organisation und die quantitative Gewichtung innerhalb der Familiengeschichten erheblich. Präsentierten sie sich vor 1900 noch als Textzusammenhang, der Familie und Mitglieder in den näheren und weiteren Kontext der Nationalgeschichte einschrieb, sah das nach 1900 zunehmend anders aus: So ist die Familiengeschichte der von Wedel aus dem Jahr 1905 als ‚Gesamtmatrikel' konzipiert und organisiert die einzelnen Linien der Familie ausschließlich in Tabellen, die nüchtern die Lebensdetails der einzelnen Mitglieder der jeweiligen Linie angeben, wie etwa Name, Beruf, Großeltern, Eltern, Geschwister, Kinder, kurz: die genauen Verwandtschafts- und damit Abstam-

37 Vgl. Maydell, Karl Baron von: Das freiherrliche Geschlecht von Maydell. Helsingfors 1868. S. XI, Zitate ebd.

38 Vgl. Schmidt, Georg: Das Geschlecht von Bismarck. Berlin 1908. S. VI, Zitate ebd. Die Bedeutung der Ahnentafel zeigt sich zugleich darin, dass adlige Familien die eigene Ahnentafel als repräsentativen Druck anfertigen ließen. Vgl. Hecht, Michael: Repräsentationen von Verwandtschaft. Stammbäume und Ahnentafeln von Mittelalter bis zum 21. Jahrhundert. In: Familie? Blutsverwandtschaft, Hausgemeinschaft und Genealogie. Beiträge zum 8. Detmolder Sommergespräch. Hrsg. von Thomas Brakmann u. Bettina Joergens. Essen 2014. S. 41–82, hier S. 76.

39 Vgl. die Inhaltsverzeichnisse bei Diest, Walter von: Geschichte der Familie von der Marwitz. Kolberg 1929. S. III; sowie Wasmansdorff, Familiengeschichte Zepelin (Zeppelin) 1938 (wie Anm. 23). S. V.

40 Vgl. Lippe, Viktor von der: Die Herren und Freiherren von der Lippe. Urkundliche Familiengeschichte. III. Teil: Genealogie, Ahnentafeln, namensverwandte Familien. Görlitz 1923.

41 Vgl. Kieckebusch, Werner von: Nachrichten zur Geschichte der Familie von Kieckebusch. Leipzig 1926. S. 3.

mungsverhältnisse. Nummern und Querverweise laden zudem zur Nachverfolgung ein. Den einzigen ‚geschichtlichen' Verweis stellen Erläuterungen des Wappens am Anfang des Buches dar.[42] Auch die Familiengeschichte der von Bismarck von 1908 fasste auf knapp 20 Seiten Ausführungen zum Ursprung, Namen und Wappen der Familie zusammen, bevor sie dann auf über 200 Seiten die „Genealogie des Geschlechtes" ausführt. Diese umfasst nicht eine klassische Darstellung der einzelnen Linien – diese sind dahinter als Anhang wiedergegeben –, sondern eine Darstellung der einzelnen Individuen, ihrer Charakteristika und ihrer Abstammungsverhältnisse.[43] Ähnlich organisierten sich die Familiengeschichten der von Finckenstein mit 20 zu 180 Seiten oder der von Schuckmann mit 40 zu 350 Seiten.[44] Hier kam nicht nur rein quantitativ die Bedeutung der Genealogie zum Ausdruck, sondern auch die gewandelten Prioritäten gegenüber den früheren, historiographisch orientierten Familiengeschichten, die die Erinnerung an die Verdienste des Familienmitglieds in der Geschichte ins Zentrum gestellt hatten.

Angesichts solcher Transformationen seit 1900 lässt sich fragen, welche Wirkung die Machtübergabe an die NSDAP und die sich stabilisierende Herrschaft des Nationalsozialismus nach 1933 besaßen.[45] Man wird eher von einer Weiterentwicklung, denn von einem Paradigmenwechsel sprechen müssen. Spätestens in den 1920er Jahren lässt sich beobachten, dass Adlige ihre Selbstdefinition mit Rassentheoremen erweiterten.[46] Die Familiengeschichten hielten an der genealogischen Logik fest. Sie erklärten nun aber die Vererbung von Merkmalen von Vorfahren zum maßgeblichen Faktor, was mit einer Übernahme völkischer Semantiken einherging.[47] Einzig „Blut oder Verwandtschaft" kennzeichneten die Zugehörigkeit zur Familie von Caron, und durch die von Besserer aus Ulm fließe

---

42 Vgl. Wedel, Max von: Gesamtmatrikel des Schloßgesessenen Geschlechtes der Grafen und Herren von Wedel. Berlin 1905.

43 Vgl. Schmidt, Familiengeschichte Bismarck 1908 (wie Anm. 38), für eine gute Übersicht über die Mengenverhältnisse vor allem das Inhaltsverzeichnis, S. IX.

44 Vgl. das Inhaltsverzeichnis bei Joachim u. Klinkenborg, Familiengeschichte Finckenstein 1920 (wie Anm. 18), S. II und bei Schuckmann, Familiengeschichte Schuckmann 1932 (wie Anm. 22), S. 7 f.

45 Vgl. zum Verhältnis des Adels zum Nationalsozialismus Malinowski, Vom König zum Führer (wie Anm. 6).

46 Vgl. Menning, Standesgemäße Ordnung (wie Anm. 9), S. 408.

47 Vgl. Ruhkopf, Selbstversicherung (wie Anm. 7), S. 1045 – 1047. Für die Veränderung des konservativen Familienverständnisses ab der Mitte des 19. Jahrhunderts sowie seine Auswirkungen auf die adlige Familie Menning, Standesgemäße Ordnung (wie Anm. 9), S. 113 – 117.

„alemannisches Blut“, was sie als Beweis ihrer „arischen“ Herkunft ansahen.[48] Die einzige Form der Zusammengehörigkeit, so beschreibt es die Familiengeschichte der von Massow schon 1931, erfahre man im „Bewusstsein der Blutsgemeinschaft durch Namen und Abstammung“ und diese „Erkenntnis des Wertes der Blutsgemeinschaft“ müsse weitergegeben werden.[49] Da aus der Familie der von Stülpnagel „tapfere Soldaten, vorbildliche Gutsherren und glühende Patrioten hervorgegangen“ seien, sei sie „stolz auf ihr Bluterbe“.[50] Damit hob man direkt auf die Leistungsfähigkeit des Geschlechts ab, die sprichwörtlich ‚im Blut liege‘. Auf den Punkt bringt die Familiengeschichte der von Kayser aus dem Jahr 1930 diese Transformation und Verbindung von wissenschaftlicher Genealogie und Rassenkunde:

> Die Frage nach dem ‚Woher‘ [der Familie] dagegen führt in abstrakter Form zur Biologie und Rassenkunde, in konkreter zur Familienforschung – womit erwiesen ist, dass es sich bei einer systematischen Arbeit auf diesem Gebiet nicht um eine müssige Spielerei […] handelt[.] Die heute ja schon weit entwickelte Lehre von der Vererbungswissenschaft hat ja längst mit dem Vorurteil aufgeräumt, dass der Mensch im Wesentlichen ein Produkt seiner Umgebung, seiner Erziehung sei! Im Gegenteil, die wichtigsten unserer Eigenschaften sind uns von unseren Ahnen überkommen, wenn auch oft in geänderter oder abgeschwächter Form. So können wir zum Verstehen des eigenen Charakters und eigenen Wesens mit seinen oft unerklärlichen Rätseln nur gelangen, wenn wir die Komponenten, aus denen wir uns zusammensetzen, kennen, das heisst, um unsere Ahnen wissen.[51]

Die zunächst versatzstückartige Referenz auf die aufkommende Vererbungslehre und Genetik wie schon die geschichtswissenschaftliche Referenzierung von Familiengeschichten mit Quellen zuvor ließ die neuesten wissenschaftlichen Erkenntnisse nicht als Revolution, sondern als plausible Weiterentwicklung erscheinen. So trafen die Rassenwissenschaften und das Rassenparadigma des NS-Staates in adligen Familiengeschichten auf fruchtbaren Boden.[52] Der Genealoge Oswald Spohr schrieb 1935 in seiner Broschüre *Familienkunde* mit dem pro-

48 Vgl. Caron, Walther von: Familiengeschichte in Lebensbildern nach Urkunden und Überlieferungen. Leipzig 1919. S. VI und Besser, Hans-Eberhard: Von den Besserers bis zu den Bessers. Ein vorgeschichtlicher Überblick zum Herkommen derer von Besser. Görlitz 1923. S. 9 f., Zitate ebd.
49 Vgl. Massow, Familiengeschichte Massow 1931 (wie Anm. 28), S. V, VIII, Zitate ebd.
50 Vgl. Kieckebusch, Werner von: Geschichte des Geschlechts v. Stülpnagel. Berlin 1938. S. VII, Zitate ebd.
51 Kayser, Edwin von: Versuch einer Familien-Chronik der Häuser Kayser und von Kayser. Bad Homburg 1930. S. 3.
52 Herbert, Ulrich: Arbeit, Volkstum, Weltanschauung. Über Fremde und Deutsche im 20. Jahrhundert. Frankfurt/Main 1995. S. 13.

grammatischen Nachsatz *Eine der Voraussetzungen des neuen Staates:* sich mit der Familienkunde zu beschäftigen bedeute, „unserer Wissenschaft und dem neuen Deutschland“ zu dienen, denn die „Familien-, Rassen- und Volksverbundenheit der neuen Staatsbürger, die sich organisch aus der Familie entwickelte, ist eine Staatsgrundlage, wie sie nicht besser und fester alle Volksgenossen zur Gemeinsamkeit verbinden kann“[53].

Auf der Grundlage von Geschichtswissenschaft und Genealogie leisteten die adligen Familiengeschichten erneut eine Reinterpretation des gemeinschaftlichen Zusammenhangs. Statt der geteilten Leistungen und der Geschichte der Ahnen verband nun ein biologisch und rassisch akzentuiertes Bluterbe die Geschlechtsgemeinschaft. In beiden Fällen diente aus Sicht der Zeitgenossen wissenschaftlich fundierte Forschung dazu, den Rang der Familie und seine Bedeutung für die Gesellschaft unter Beweis zu stellen. Beide Argumentationen liefen darauf hinaus, den Zusammenhang von Vorfahren und Lebenden eines Geschlechts zu betonen und damit den Glanz der Geschichte auf die Gegenwart zu lenken. Darin lag die Chance der Historisierung und später Genealogisierung der Familiengeschichte: Adligen Führungsansprüchen in der Gesellschaft verliehen die opulenten Bände aus Sicht der Familien ein auf aktuellem zeitgenössischen Wissenstand basiertes Fundament.

Vom Individuum zum Clan: Risiken

Der betonte Zusammenhang aller Angehöriger eines Adelsgeschlechts hatte jedoch nicht nur Vorteile im Sinne einer Akkumulierung von Ehre und Leistung bzw. „Blutswerten“ aus vergangenen in gegenwärtigen Generationen. Denn wenn ein Mitglied in der Öffentlichkeit negativ auffiel oder das falsche „Blut“ in das Geschlecht eintrug, konnte dies das Ansehen der Familie in der Gesellschaft insgesamt beeinträchtigen. Einen für die um öffentliches Ansehen besorgten Angehörigen von Adelsgeschlechtern wenig schmeichelhaften Eindruck erzeugten im Untersuchungszeitraum vor allem zwei Phänomene: Öffentliches strafrechtlich relevantes Fehlverhalten und soziale Deklassierung.

---

53 Spohr, Oswald: Familienkunde, eine der Voraussetzungen des neuen Staates. Mit umfangreichen Literaturnachweisen und Winken aus der Praxis der Familiengeschichtsforschung. 3. Aufl.: Leipzig 1935. S. 2f.

Zunächst das Problem des ökonomischen Abstiegs:[54] Im Jahr 1864 veröffentlichte das Geschlecht von Bonin eine Familiengeschichte. Diese bildete gleichzeitig den Ausgangspunkt für die Gründung eines Familienverbandes, der die verstreut lebenden Namensvettern wieder in engere Verbindung zueinander bringen sollte. Aus der Familiengeschichte und den Verbandsprotokollen lassen sich die Biographien von Otto und seinem Sohn Franz von Bonin rekonstruieren, die sich vor dem Hintergrund der Historisierung des Familienverständnisses und der daraus resultierenden Betonung der Zusammengehörigkeit zum Problem entwickelten. Beide kamen ohne Zweifel als Angehörige des namhaften pommerschen Adelsgeschlechts auf die Welt. Otto von Bonin hatte in der Schule, so vermerkte die Familiengeschichte von 1864, wenig Erfolg, zum Teil wohl wegen Schwerhörigkeit. Nach einigen Bemühungen um eine standesgemäße Existenz ging er 1853 „nach Königsberg, um eine Anstellung zu suchen, erwarb sich hier seinen Unterhalt durch Arbeit [wohl im Unterschied zum adligen Dienstideal gedacht] und ist endlich seit 1855 bei der Gasanstalt daselbst beschäftigt."[55] Hier arbeitete der verheiratete Adlige als Gaslaternenanzünder und wurde Vater mehrerer Kinder. Sein Lebensweg war sicher nicht typisch für den Adel östlich der Elbe in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, aber auch nicht vollkommen ungewöhnlich. Wie neuere Forschungen zum „armen Adel" gezeigt haben, stellte eine solche Absteigerexistenz innerhalb preußischer Adelsfamilien auch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zumeist keinen größeren gesellschaftlichen Skandal dar. Sie war zu normal.[56]

Otto von Bonins Sohn Franz kam 1853 auf die Welt. Seine Biographie und das Verhalten und Bemühen des Familienverbandes entbehren nicht einer gewissen Tragikomik:[57] Als Franz elf Jahre alt war übernahm der gerade gegründete Familienverband die Kosten für seine Erziehung und Unterbringung im königlichen Waisenhaus in Königsberg. Aufgrund mangelnder geistiger Begabung, ursprünglich hatte der Familienverband ihn mindestens bis zum 18. Lebensjahr in der Schule belassen wollen, verließ er nach der Konfirmation die Lehranstalt und begann eine von Verbandsmitgliedern arrangierte Ausbildung im niederen Forstfach. Damit setzte man sich über die Wünsche des Vaters hinweg, der Franz

54 Den Umgang mit Absteigern in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts behandelt narrativ auch Jandausch, Kathleen: Ein Name, Schild und Geburt. Niederadlige Familienverbände der Neuzeit im südlichen Ostseeraum, Bremen 2011. S. 157 – 174, 239 – 249.

55 Bonin, Udo von: Geschichte des Hinterpommerschen Geschlechts von Bonin bis zum Jahre 1863. Berlin 1864. S. 227.

56 Vgl. Begass, Chelion: Armer Adel in Preußen 1770 – 1830. Berlin 2020.

57 Vgl. zum Folgenden die Aufzeichnungen zu Franz von Bonin in den Protokollen des Familienverbands 1865 – 1884. In: Landesarchiv Greifswald – Rep. 38d Bahrenbusch, Nr. 71.

von vornherein nach der Konfirmation von der Schule hatte nehmen wollen, um ihn als Schreiber eines Notars ausbilden zu lassen – offenbar agierte der Familienverband hier in Unkenntnis von Franz geistigen Fähigkeiten. Doch auch für den niederen Forstdienst reichte Franz geistige Reife (noch?) nicht aus und so verpflichtete die Familie ihn als Gemeinen für die Militärlaufbahn. Nach guten Fortschritten und der Beförderung zum Gefreiten scheint sein Diensteifer jedoch merklich abgenommen zu haben. Das Protokoll des Familientags vermerkte 1874 über den inzwischen 21-jährigen:

> Im Frühjahr 1873 hatte Franz nach Erklärung seines Kommandeurs Aussicht, bald Unteroffizier zu werden, als sein Eifer allmählig nachließ und diese Aussicht wieder in die Ferne rückte. Sein Vater wandte sich nun im Herbst vorigen Jahres an den Oberst Udo von Bonin mit dem Antrage, den Franz nach dem Ablauf seiner Kapitulation von dem Grenadier-Regiment Kronprinz fortzunehmen, um ihn eine Anstellung an der Eisenbahn suchen zu lassen. Von der Ansicht ausgehend, daß ein junger Mensch, der auf einem zunächst mit Vorliebe ergriffenen Thätigkeitsgebiete nichts leistet, auch auf anderen Gebieten nicht die nöthige Berufstreue finden wird, und daß die Gewährung des Antrages und des damit verbundenen Ausscheidens aus der ernsten militairischen Zucht wahrscheinlich der erste Schritt zu einer regellosen Existenz und zu einem ganz verfehlten Leben sein würde, hat der Oberst Udo von Bonin den Antrag abgelehnt, und den Vater dafür mitverantwortlich gemacht, daß Franz von Bonin bei dem Regimente bleibe und sich einer besseren Führung befleißige, um Unteroffizier zu werden und als solcher Versorgungsansprüche zu erwerben.[58]

Weil sich der erhoffte Karrieresprung zunächst nicht einstellte, reagierte die Familie darauf, indem sie eine Versetzung von Franz in ein anderes Regiment organisierte, wo er unter strengerer Kontrolle stehen sollte. Allerdings erkrankte er dort kurze Zeit später und wurde in der Folge aus der Armee entlassen. Nun schloss sich eine Ausbildung zum Frisör an, welche die Familie ebenso finanziell unterstützte wie den Aufbau eines eigenen Geschäfts in Zerbst. Dieses florierte jedoch, zum Teil wohl durch eine unglückliche Heirat bedingt, nicht und schloss einige Jahre später. Die Familie brachte den immer noch kränklichen Franz von Bonin im Anschluss in verschiedenen weiteren Stellungen als Frisörgehilfe unter, bevor er schließlich 1884 verstarb. Der Familie verblieb nunmehr nur noch der Kauf eines Grabsteins für den verstorbenen „Pflegling der Familie“[59], wie das Protokoll festhielt.

Franz von Bonin und sein Vater fanden beide Aufnahme in die Familiengeschichte und gehörten somit zum Geschlecht. Gleichzeitig sind sie nie auf einem

58 Protocoll der Sitzung des von Bonin’schen Familientages. Berlin 16. Februar 1874. In: Landesarchiv Greifswald Rep. 38d – Bonin-Bahrenbusch, Akte 71, S. 44.
59 Protokoll der 15. Familien-Versammlung am 16. März 1883. In: Landesarchiv Greifswald Rep. 38d – Bonin-Bahrenbusch, Akte 71, S. 85.

Familientag gewesen. Die Ursachen dafür, dass sie sich fernhielten, wird man einerseits in den Kosten des Familientagsbesuchs vermuten können und andererseits darin, dass man Personen, die Unterstützung erhielten, nicht zum Beitritt aufforderte. Aber umgekehrt betonte man, die Zuwendungen an Franz von Bonin habe einen integrierenden Wert für die teilnehmenden Familienmitglieder gehabt. Dass Franz auf 12 der ersten 16 Familientage einen Verhandlungsgegenstand bildete, unterstreicht dies eindrücklich. Wenn der „Pflegling" somit langfristig auch nicht selber integriert werden konnte, so wollte man die Fürsorge für ihn doch wenigstens als Integrationsmoment für den Rest der Familie interpretieren. Und insofern erfolgte die Unterstützung wohl auch nur zum Teil, wenn überhaupt, im Interesse der Empfänger. Neben der ursprünglichen Hoffnung, Franz von Bonin trotz seiner ungünstigen Familienumstände und zu seinem eigenen Vorteil in eine standesgemäße Laufbahn lenken zu können, ihm die Erwerbung von Versorgungsansprüchen zu ermöglichen, spielten vor allem die Interessen des Familienverbandes eine Rolle. Sein Familienverständnis diktierte den unterstützenden Zugriff, nicht umgekehrt. Der Verband ergriff nach seiner Gründung die Initiative, um das Absinken eines Namensvetters in eine dem Ansehen der gesamten Familie schadende Stellung zu vermeiden.

Besonders deutlich wurde dies, als Franz von Bonin sein eigenes Frisörgeschäft eröffnete. Denn die Familie machte ihre Unterstützung dabei von der Niederlegung des Adelsprädikats im Geschäfts- und Privatleben abhängig und überprüfte auch die Befolgung dieser Forderung. Durch diese Maßnahme löste man zumindest den für die Öffentlichkeit sichtbaren Zusammenhang mit dem sozial abgesunkenen Vetter auf. Adlige Distinktion bedeutete also zugleich auch, dem Zweck der Distinktion widersprechende Lebensläufe nicht offensichtlich werden zu lassen. Die durch historisch argumentierende Familiengeschichten stärker ins Bewusstsein des Adels, aber auch der Öffentlichkeit gehobenen Zusammengehörigkeit hatte insofern zwei Seiten: Einerseits stellte sie eine Chance im Kampf um gesellschaftliche Führungsansprüche dar, andererseits bedeutete sie ob der sozialen Realität in nicht wenigen Adelsfamilien ein Risiko. Auch wenn man bei Franz nicht die ursprünglich intendierten Ziele erreichte, sah sich die Familie von Bonin übrigens insgesamt auf der Erfolgspur. So betonte Udo von Bonin anlässlich des 20. Familientages: Der zahlenmäßige Rückgang unehrenhafter Mitglieder in der Familie sei „zum nicht geringen Theil dem Bewußtsein der Solidarität zuzuschreiben ..., welches durch unsern Verband erzeugt und genährt ist."[60]

60 Protokoll der 20. Familien-Versammlung am 18. März 1889. In: Landesarchiv Greifswald Rep. 38d – Bonin-Bahrenbusch Akte 71, S. 104.

Spätestens mit dem Ende des Ersten Weltkriegs, der Massenentlassung von Offizieren und der Hyperinflation des Jahres 1923 verschärften sich die wirtschaftlichen Probleme zahlreicher Mitglieder des Adels wiederum bzw. weiter. Zugleich waren die Vermögen vieler Familienstiftungen entwertet, so dass sich Unterstützungen wie im Fall Franz von Bonins nicht länger finanzieren ließen. Stellten adlige Verarmung und wenig repräsentative Karrieren erneut ein massives Problem dar, so musste dies nun jedoch nicht länger dem Individuum angelastet werden, sondern ließ sich auf die „Novemberverbrecher", den Versailler Frieden und die Weimarer Republik zurückführen.[61] Gleichzeitig betraf der soziale Niedergang nicht nur Adlige, sondern auch wesentliche Teile des Bürgertums. All dies hatte zur Folge, dass der öffentlich sichtbare soziale Abstieg im Sinne des inzwischen genealogisierten Familienverständnisses zweifellos bedauerlich und dem Ansehen der Familie nicht förderlich war, gleichzeitig jedoch kein zwangsläufig negatives Zeugnis über die Führungsfähigkeiten der Familie darstellte. Der Niedergang war den schlechten Zeiten geschuldet.

Während sozialer Abstieg seinen für die genealogisch konstruierte Gesamtfamilie stigmatisierenden Bezug so zumindest teilweise einbüßte, lässt sich dies für das Feld strafrechtlich relevanten Verhaltens nicht behaupten. Hier kam es eher zu einer Verschärfung, weil im Zuge der Genealogisierung des Familienverständnisses nach der Jahrhundertwende nicht nur die adlige Ahnentafel eine erneute Karriere machte, sondern sich nach demselben Prinzip auch sozial und gesellschaftlich deviantes Verhalten als Folge von Vererbung visualisieren ließ. Der durch den Namen und Titel offensichtliche Familienzusammenhang konnte so leicht dazu führen, dass man in der Öffentlichkeit Adlige mit strafbar gewordenen Verwandten assoziierte und danach fragte, ob nicht dasselbe Blut am Ende gleiches Verhalten erwarten ließe.

Das Problem, dass einzelne Familienmitglieder aufgrund strafrechtlich relevanten Verhaltens Schande über den Namen des Geschlechts brachten, existierte natürlich schon vor der verstärkten Popularisierung des Zusammenhangs von Verwandtschaft und Kriminalität nach 1900. Bis zum Ende des zweiten Drittels des 19. Jahrhunderts hatten jedoch gesetzliche Maßnahmen dazu geführt, den familiären Zusammenhang zwischen adligen Straftätern und ihren Verwandten zu verschleiern, indem insbesondere das preußische Strafgesetzbuch, aber auch jene einiger anderer Länder im Deutschen Bund, ab einem gewissen Ausmaß der

61 Insbesondere Malinowski, Vom König zum Führer (wie Anm. 6), S. 198–292. Zu den Familienstiftungen auch Menning, Standesgemäße Ordnung (wie Anm. 9), S. 367–374.

Haftstrafe den gleichzeitigen Adelsverlust vorsahen.[62] Auch das geplante Strafgesetzbuch des Norddeutschen Bundes enthielt die Aberkennung des Adelstitels als Teil der Ehrstrafen. Der Jurist und Professor Hugo Meyer konnte darin auch nichts Negatives entdecken, da es sich hierbei um eine dem Orden ähnliche Auszeichnung handle, die vom Staatsoberhaupt verliehen und im Straffall entzogen werden sollte.[63] Ein zweiter Entwurf des Strafgesetzbuches sah dann nur noch den zeitweisen Verlust des Adels vor, und zwar für jene Zeit, für die Gerichte auch andere Ehrenrechte aberkannten. Dies schien allerdings widersinnig, und schließlich fand sich weder für den dauerhaften noch den temporären Adelsverlust eine Majorität in der Bundeskommission für das Strafgesetzbuch, obwohl laut dem Schriftführer Ernst Gottlob Rubo „sich eine große Mehrheit dagegen erklärt[e], daß der Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte auf die Führung des Adels durchaus einflußlos sein solle."[64] Der dem Reichstag vorgelegte Gesetzentwurf enthielt schließlich den Adelsverlust als Ehrstrafe jedenfalls nicht mehr, „würde auch", wie Julius Hermann von Kirchmann in seinem Kommentar schrieb, „in keinem Falle die Zustimmung des R[eichs]t[a]g[es] erhalten haben."[65]

Welcher der widersprüchlichen Kommentatoren den Diskussionsverlauf auch richtig wiedergegeben haben mag: Durch die Reform verschwand ein aus Sicht adliger Familien zweifelsohne effektives rechtliches Instituts, das dabei geholfen hatte, die familiär fundierte Zusammengehörigkeit mit Straftätern zu verschleiern. Um das Ansehen der Familie besorgt, begannen in der Folge adlige Familien verstärkt, das Verhalten von Geschlechtsmitgliedern zu prüfen und über Sanktionsmöglichkeiten für öffentliches Fehlverhalten nachzudenken. Manche schufen gar Ehrenräte, denen die Überwachung des Ansehens der Familie oblag. Diese bedeuteten keine grundsätzlich neue Erfindung, sondern sie schlossen an ähn-

62 Neben Preußen besaßen noch Braunschweig, Waldeck und Lippe Gesetze über den Adelsentzug. In den beiden Mecklenburg, Sachsen, Hessen, Sachsen-Weimar, -Meiningen, -Altenburg, -Coburg-Gotha, Oldenburg, Anhalt, Schwarzburg-Rudolstadt und Sonderhausen, beiden Linien Reuß, Schaumburg-Lippe, Lübeck, Hamburg und Bremen gab es keine Gesetze über den Adelsentzug (mehr). Vgl. Weber, Judith: Das sächsische Strafrecht im 19. Jahrhundert bis zum Reichsstrafgesetzbuch. Berlin 2009. S. 192.

63 Meyer, Hugo: Das Norddeutsche Strafrecht. Eine Beurtheilung des Entwurfs eines Strafgesetzbuchs für den Norddeutschen Bund. Halle 1869. S. 22.

64 Rubo, Ernst Traugott: Kommentar über das Strafgesetzbuch für das deutsche Reich und Einführungsgesetz vom 31. Mai 1870 sowie die Ergänzungsgesetze vom 10. Dezember 1871 und 26. Februar 1876. Berlin 1879. S. 360.

65 Kirchmann, Julius Hermann von: Strafgesetzbuch für den Norddeutschen Bund mit sachlichen, hauptsächlich aus der geschichtlichen Entstehung desselben geschöpften Erläuterungen. Elberfeld 1870. S. 40.

liche Gremien der preußischen Armee an.[66] Einen solchen Ehrenrat gründete zum Beispiel die Familie von Alvensleben 1879. Denn im Geschlechtsverband stellte man fest, „dass einige Mitglieder der Familie … rechtskräftig verurtheilt" seien und dies im Hinblick auf das Ansehen des Namens in der Öffentlichkeit „nicht gleichgültig" sein könne.[67] Der Ehrenrat hatte statutengemäß „dahin zu wirken, daß die Ehre und der gute Ruf sowohl des Familien-Verbandes im Allgemeinen, als auch der einzelnen Mitglieder desselben im Besonderen gewahrt und erhalten werde."[68] Allein, er erwies sich nur als begrenzt nützlich. Denn straffällige familiäre Außenseiter ließen sich durch Verwarnungen des Verbandes nicht zur Raison bringen. Sie hatten sich ohnehin meist schon von den anderen Geschlechtsmitgliedern sozial und mental weit entfernt. Wohlhabende Familienmitglieder, die dem Familiennamen durch ihr Verhalten zu schaden schienen, konnten Ermahnungen ebenso ignorieren. Hingegen machte die öffentliche Bekanntmachung der Distanzierung der Familie von Geschlechtsgenossen den Schaden für das Ansehen im Zweifelsfall nur noch größer als er ohnehin schon war, denn es entstand zusätzliche öffentliche Aufmerksamkeit durch die Publizierung von Ehrenratserkenntnissen. Die einzige wirkliche Sanktionsmöglichkeit, die den Familienverbänden am Ende blieb, war Unterstützungsleistung aus Stiftungen zu entziehen und Verbandsmitglieder auszuschließen.[69] „Damit war", wie Monika Wienfort mit Blick auf die 1920er Jahre geschrieben hat, „ständisches Ehrenrecht endgültig in ein ‚bürgerliches' Vereinsrecht überführt."[70] Auch im Hinblick auf straffällige Familienmitglieder bedeutete insofern das unter anderem durch historiographisch argumentierende Geschlechtsgeschichten forcierte Denken an die Zusammengehörigkeit von Namensvettern eher ein Risiko für das Ansehen von Familien.

Stellte das öffentliche Fehlverhalten Verwandter schon im Kaiserreich ein Problem dar, um das sich Geschlechtsverbände kümmerten, so verschärfte sich die Situation durch die Verkleinerung der deutschen Armee weiter. Denn mit dem radikal verkleinerten Weimarer 100.000-Mann-Heer fiel für zahllose Adlige die

66 Aber auch an den Johanniterorden. Vgl. dazu die Ehrengerichtsordnung der Familie von Bose. o.O. 1930. In: LHASA-WR – Rep. H Frankleben, Nr. 1272, S. 40–51.
67 Die Gründungsmotive im Protokoll des Familientags der v. Alvensleben. Berlin 12.3.1879. In: LHASA-WR – Rep. H Neugattersleben, Nr. 240, S. 50. Der Zusammenhang mit dem Fehlen eines Gesetzes über Adelsverlust wird deutlich aus dem Schreiben v. Alvensleben-Erxlebens an General v. Alvensleben. Erxleben 17.12.1878. In: Ebd., Erxleben II, Nr. 18, S. 21. Zur Gründung und den Umständen vgl.: Schreiben v. Alvensleben-Erxlebens an General v. Alvensleben, S. 1–105.
68 Satzung für den Ehrenrath der Familie von Alvensleben. Berlin 12.3.1880. In: Ebd., S. 204.
69 Vgl. dazu auch ausführlich Menning, Standesgemäße Ordnung (wie Anm. 9), S. 289–303.
70 Wienfort, Der Adel in der Moderne (wie Anm. 4), S. 145.

Überwachung durch Offiziersehrenräte weg. Diese hatten im Kaiserreich noch für den Einzelnen spürbare Sanktionen aussprechen können. Zwar existierten auch Überwachungsgremien im privatrechtlichen Bereich des Deutschen Offiziersbundes fort, besaßen damit aber, wie die Familienehrenräte seit Anbeginn kein erhebliches Sanktionspotenzial mehr. Ähnlich verhielt es sich in der DAG, die sich zwar nach dem Ersten Weltkrieg mit anderen Adelsverbänden im „Ehrenschutzbund des Deutschen Adels" zusammenschloss, wodurch man ein adelseinheitliches Gremium für Ehrenangelegenheiten schuf.[71] Letzteres konnte jedoch als schwerste Strafe wiederum nur den Ausschluss des Einzelmitglieds aus dem Verband aussprechen. Diese Machtlosigkeit fiel mit der Genealogisierung des Familienverständnisses zusammen, in der das Fehlverhalten Einzelner jetzt als noch viel deutlichere Evidenz für die Verkommenheit der Gesamtfamilie bzw. des Adels insgesamt gelesen werden konnte.

Fazit

Was verraten diese Beispiele der Historisierung und Genealogisierung des adligen Familienverständnisses über die Geschichte der Genealogie im späten 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts? Für den Adel stellte die Verwendung genealogischer Praktiken als Legitimationsinstrumente einerseits eine Chance dar. Er bediente sich ihrer als einer Strategie, um sich selbst und seinen Anspruch auf eine herausgehobene Stellung zu legitimieren, so wie es schon die Historisierung seit der Mitte des 19. Jahrhunderts tat. Er betrieb beide nicht nur um ihrer selbst oder um des generierten Wissens willen, sondern sie stellten eine Grundlage für das eigene Selbstverständnis als gesellschaftlicher Führungsstand und im öffentlichen Kampf um diesen Status dar. Reflexionen, Inhalte und Praktiken der Umsetzung in den adligen Familiengeschichten dienten als Instrumente dieses Erhalts. Dass in den angefertigten Sammlungen auch weniger verdienstvolle Mitglieder der Familie mit dem gleichen Nachnamen Aufnahme fanden, hatte einen ambivalenten Effekt: Das Sichtbarmachen offensichtlicher Devianz trennte die damit markierten Individuen von der Familie ab und betonte gleichzeitig doch die Zusammengehörigkeit. Auch wenn intensivere Studien den Wahrheitsgehalt mancher Kurzbiographie in Familiengeschichten in zweifelhaftem Licht erscheinen lassen würden – man frage nur nach dem Ursprung des Lebensunterhalts bei zahlreichen Männern, die zuletzt Oberleutnants waren – historiographisches und genealogisches Wissen erscheinen aus adelshistorischer Perspektive als Stabili-

---

71 Wienfort, Der Adel in der Moderne (wie Anm. 4), S. 145.

sierungsanker im Angesicht unsicher werdender gesellschaftlicher Verhältnisse der Hochmoderne. Über den hier dargestellten empirischen Fall des Adels hinaus wird in den Ausführungen deutlich, wie adlige familiengeschichtliche Praktiken an neue Sinn- und Bezugssysteme anschlossen. Sie ergänzten und führten eine geschichtswissenschaftliche Methodik innerhalb der Familiengeschichten weiter. Die Bezugnahme auf die sich herausbildende Vererbungslehre nach 1900 erklärte und rechtfertigte jedoch zunehmend die gesellschaftliche Positionierung adliger Individuen und Familien und setzte zugleich Einschließungs- und Ausschließungsprozesse in Gang. Familiengeschichtliche Praktiken und Wissensformen erwiesen sich als flexible Strategien ständischer Selbstbehauptung und ständischer Einschreibung in neue gesellschaftliche Ordnungen, insbesondere der völkischen Varianten des 20. Jahrhunderts.

Sie riefen jedoch zugleich verwandtschaftliche Zusammenhänge ins Bewusstsein und betonten deren Bedeutung auch für die Außenwelt. Insbesondere dieser Mechanismus barg aber, wie am Adel ersichtlich, zugleich Risiken – eben weil der familiäre Zusammenhang über die geteilte Geschichte, über die gemeinsamen Ahnen und schließlich das gemeinschaftliche ‚Blut' alle Namensvetter unmittelbar miteinander in Beziehung setzte. So konnten bzw. mussten auch Menschen als Teil der Gemeinschaft in den Blick rücken, deren soziales und strafrechtliches Verhalten oder aber nach dem Ersten Weltkrieg auch deren als „jüdisch" klassifizierte Abstammung, einem Statusstreben insgesamt zuwiderzulaufen schien. Freilich die Effekte waren je nach Zeit unterschiedlich: Die auf der Historiographie aufbauende Geschlechtsgemeinschaft der Zeit bis 1900 war gegenüber ‚jüdischem Blut' elastischer, kannte es als (zentrale) Kategorie nicht einmal. Hingegen stellten strafrechtliches Verhalten und sozialer Niedergang deutliche Herausforderungen für den eigenen Statusanspruch dar, wobei letzterer sein Stigma nach 1918 verlor. Insgesamt gilt jedoch: Deviantes Verhalten und vermeintlich ‚falsche' Abstammung gerieten eben deshalb vermehrt zum Problem, weil man überhaupt begonnen hatte, familiäre Zugehörigkeit zu unterstreichen und den eigenen Status durch Familiengeschichte zu erklären. Die Genealogisierung des Familienverständnisses im Adel besaß insofern vielfältige, je spezifische Auswirkungen mit für das Individuum aber auch das Geschlecht sehr unterschiedlich gelagerten Auswirkungen. Der Aufstieg der Geschichtswissenschaften wie der Erblehre waren für den Adel jeweils Chance und Risiko zugleich.

Fiona Vicent

Abstammung zelebrieren

Das „Erinnerungsfest“ zum 400-jährigen Geburtstag des Stammvaters der Familie Burckhardt am 14. September 1890

Einleitung

Rund 260 Menschen versammelten sich am 14. September 1890 im Stadtcasino Basel. Zusammen wollten sie den 400-jährigen Geburtstag von Christoph Burckhardt feiern. Denn „[a]ls Glieder eines Stammes“ seien sie an diesem Tag versammelt „zu gemeinsamer Festfeier in dem einigen Bewusstsein: zu einander zu gehören“[1], so die Worte des Pfarrers Wilhelm Burckhardt. Diese Zusammengehörigkeit der anwesenden Gäste basiere auf ihrer gemeinsamen Abstammung, welche auf den Stammvater der Familie, Christoph Burckhardt, zurückgeführt wurde – so die an diesem „Erinnerungsfest“[2] vermittelte Vorstellung. Dieses Familienfest sowie eine geplante Stiftung sollten bezwecken, dass „das Band zwischen den einzelnen Familienmitgliedern enger geknüpft und das Gefühl der Zusammengehörigkeit aller Burckhardte wesentlich gefördert werde.“[3] Die hier formulierten Ziele ähneln denjenigen, die in der Forschungsliteratur auch für familiäre Zusammenkünfte des Niederadels beobachtet wurden: Bei Familientagen adeliger Familien – die im Kontext institutionalisierter ‚Familien-‘, oder ‚Geschlechtsverbände‘ regelmäßig durchgeführt wurden – ging es Menning zufolge um die Förderung des Familienzusammenhalts durch persönlichen Kontakt

Anmerkung: Die Forschung, die diesem Beitrag zu Grunde liegt, wird vom Schweizerischen Nationalfonds im Rahmen des Projekts CRSII5_183567 finanziert. Der Beitrag folgt den Regeln der Schweizer Rechtschreibung.

1 Burckhardt, Wilhelm: Ansprache. In: Reden und Trinksprüche gehalten bei dem Burckhardt’schen Familienfeste zu Basel am 14. September 1890. Basel 1890, überliefert in: Staatsarchiv Basel-Stadt, Basel (StaBS), PA 962c A1, S. 3–7, hier S. 3.

2 StaBS, PA 594a X D 12, Zirkulare betreffend den Burckhardtschen Familientag 1890, 2. Mitteilung vom Juni 1890.

3 StaBS, PA 594a X D 12, Zirkulare betreffend den Burckhardtschen Familientag 1890, 1. Mitteilung vom Juni 1890.

https://doi.org/10.1515/9783110718034-008

der anwesenden Familienmitglieder.[4] Ähnlich äußert sich Jandausch dazu, denn diese Familientage „sollten die Plattform bilden, um das Gemeinschaftsgefühl trotz der Entfernungen und unterschiedlichen Lebensläufe unter den Verwandten beständig zu bewahren und zu erneuern".[5] Bürgerliche Familienfeste, an denen sich die gesamte Familie treffen sollte, wurden auch in den USA gegen Ende des 19. Jahrhunderts populär, zuerst vor allem in den nordöstlichen Staaten. Ähnlich wie bei den Adelsfamilien, wurden „family associations" gegründet, welche die „family reunions" organisierten.[6]

Jedoch soll es in diesem Artikel weniger um diese angeblich gefühlte Zusammengehörigkeit des „Burckhardt'schen-Geschlechtes"[7] gehen, sondern vielmehr um die unterschiedlichen Formen und Formate von Genealogie bei diesem Fest, darunter ephemere, die nur am Tag des Festes eine Rolle spielten (wie etwa das Festspiel und die Ausstellung), als auch solche, die auf ein längerfristiges Bestehen angelegt waren oder archiviert werden konnten (wie etwa die Familienstiftung und ein geplantes Familienalbum).[8] Denn wie aus dem Einladungsschreiben hervorgeht, wollte sich das Organisationskomitee nicht bloss auf ein „schnell verrauschende[s] Festvergnügen" beschränken.[9]

Diese unterschiedlichen Formate werden hier als konstitutive Elemente einer genealogischen Wissenskultur verstanden. Die folgende Analyse konzentriert sich dabei vor allem auf den Umgang mit genealogischen Wissensinhalten. Diese umfassen in den hier diskutierten Quellen Abstammungsverhältnisse, familiengeschichtliche Inhalte, prominente Mitglieder aus der Ahnenreihe, und insbesondere den Ursprung des Geschlechts, nämlich die Geschichte des Stammvaters Christoph Burckhard (1490 – 1578) und seine Heirat mit Gertrud Brand (1516 – 1600). Dabei wird sich zeigen, dass genealogische Wissensbestände anlässlich des Festes flexibel gedeutet und eingesetzt wurden, um Strategien zum Erhalt des Geschlechts zu präsentieren. Abstammung wurde an diesem Fest zugleich zelebriert, aber auch relativiert.

Die Burckhardt gehörten, neben anderen Familien wie etwa den Sarasin, zur „vom Rest der Bürger und der Einwohner unterscheidbare[n] Gruppe der alten,

---

4 Menning, Daniel: Standesgemäße Ordnung in der Moderne. Adlige Familienstrategien und Gesellschaftsentwürfe in Deutschland 1840 – 1945. München 2014. S. 184 – 185.

5 Jandausch, Kathleen: Ein Name, Schild und Geburt. Niederadlige Familienverbände der Neuzeit im südlichen Ostseeraum. Bremen 2011. S. 194.

6 Taylor, Robert M.: Summoning the Wandering Tribes: Genealogy and Family Reunions in American History. In: Journal of Social History 16 (1982). S. 21 – 38, hier S. 25.

7 Burckhardt-Finsler, Albert: Festrede. In: Reden und Trinksprüche (wie Anm. 1). S. 8 – 32, S. 8.

8 StaBS, PA 594a X D 12, Zirkulare, 2. Mitteilung vom Juni 1890 (wie Anm. 2).

9 StaBS, PA 594a X D 12, Zirkulare, 2. Mitteilung vom Juni 1890 (wie Anm. 2).

einflussreichen und wohlhabenden Familien“[10] Basels. Diese grossbürgerlichen Familien zeichneten sich dadurch aus, dass sie reicher waren als die Neu- und Nichtbürger, und dass sie vor allem Partner:innen heirateten, die selbst auch aus den altbürgerlichen Familien stammten, wodurch sie ein „dichtes Netz von Verwandten in der selben sozialen Schicht“ generierten.[11] Daneben waren die Mitglieder dieser Familien auch noch gegen Ende des 19. Jahrhunderts in der städtischen Regierung verhältnismässig öfter vertreten als andere Bürger.[12]

Der groß angelegte Familientag 1890 war das erste Fest dieser Art für die Familie Burckhardt. Im Gegensatz zu den von Menning und Jandausch beschriebenen Familienzusammenkünften unterschieden sich diejenigen der Familie Burckhardt dadurch, dass sie nur sporadisch (unter anderem in den Jahren 1964 und 1990) durchgeführt wurden und sie nicht auf der Basis eines privatrechtlich gegründeten Familienverbands stattfanden.[13]

Das Familienfest der Burckhardt war unter der Leitung des Präsidenten der Festkommission, Albert Burckhardt-Finsler (1854–1911) organisiert worden.[14] Dieser engagierte sich in vielen Bereichen; er war Geschichtsprofessor an der Universität Basel, Konservator der *mittelalterlichen Sammlung* (die Vorgängerin des *Historischen Museums Basel*), Politiker[15] und ab 1905 Präsident der neu gegründeten Schweizer Vereinigung für Heimatschutz.[16] Zudem war er interessiert an der Genealogie und der Familiengeschichte der Burckhardt, wie seine handschriftliche „Erläuterung des Stammbaums des im Januar 1523 in Basel einge-

10 Sarasin, Philipp: Stadt der Bürger. Bürgerliche Macht und städtische Gesellschaft Basel 1846–1914. 2. Aufl. Göttingen 1997. S. 102.

11 Sarasin, Stadt (wie Anm. 10), S. 102–117, Zitat S. 117.

12 Sarasin, Stadt (wie Anm. 10), S. 118.

13 Siehe zu institutionalisierten Verbänden auch Sabean, David W.: Constructing Lineages in Imperial Germany: eingetragene Familienvereine. In: Alltag als Politik – Politik im Alltag. Dimensionen des Politischen in Vergangenheit und Gegenwart. Ein Lesebuch für Carola Lipp. Hrsg. von Michaela Fenske. Münster 2010. S. 143–157.

14 StaBS, PA 305 1.2, 400 Jahre Familie Burckhardt / Familienfest im Casino zu Basel, Auslagen für das Burckhardtsche Familienfest, Ausstellung und Album, 1892.

15 Ab 1902 amtete Albert Burckhardt-Finsler als Regierungsrat und 1905 wurde er zum Regierungsratspräsidenten gewählt. Ein ausführlicher Lebenslauf wurde nach seinem Tod von Hans Barth geschrieben und im Basler Jahrbuch veröffentlicht. Siehe Barth, Hans: Albert Burckhardt-Finsler 18. November 1854 – 2. August 1911. In: Basler Jahrbuch (1912). S 1–39.

16 Diese Vereinigung hatte sich laut Albert Burckhardt-Finsler zum Ziel gesetzt, „in jedem einzelnen Falle, wo die landschaftliche Schönheit auf dem Spiele steht, soviel als möglich zu retten suchen“. Ihre Mitglieder wehrten sich nicht „prinzipiell gegen jede Bergbahn“ oder den Bau von Wasserkraftwerken, aber sie bemühten sich darum, „unvernünftigen Projekten und notorischen Scheusslichkeiten entgegenzutreten“. Burckhardt-Finsler, Albert: Was wir wollen. In: Zeitschrift der Schweizer Vereinigung für Heimatschutz 1 (1905–1906). S. 1.

bürgerten Geschlechtes Burckhardt"[17] und seine Beiträge für das Familienfest verdeutlichen.[18] Am Fest selbst nahm er eine zentrale Position ein, denn er hielt eine ausführliche Festrede und es wurde ein von ihm verfasstes Festspiel aufgeführt. Er habe sich, so hieß es posthum im Jahre 1912, stets für den Zusammenhalt der Familie eingesetzt und „keine Gelegenheit, den Gliedern seines engern und weitern Familienkreises eine Freundlichkeit zu erweisen, unbenützt" gelassen.[19] Von seinen vier Kindern trug eine Tochter, Gertrud, den Namen der am Fest allgegenwärtigen Stammmutter der Burckhardt.[20]

Für die Teilnahme am Familienfest mussten die Gäste für vier Franken eine Festkarte erwerben, um so den finanziellen Aufwand für das Mittag- und Abendessen zu decken.[21] Die Kosten für den aufwändigen Anlass, für die damit einhergehende Portraitausstellung und für die Produktion des Familienalbums beliefen sich auf über 8.000 Franken.[22] Allerdings konnten durch den Erlös der Festkarten, durch die Eintritte für die Ausstellung und den Verkauf des Albums (von den produzierten 300 Stück wurden 188 verkauft) über 4.000 Franken wieder einge-

---

17 StaBS, PA 305 1.1, Erläuterung des Stammbaums des im Januar 1523 in Basel eingebürgerten Geschlechtes Burckhardt. Zum ersten Mal durch den Druck bekannt gemacht durch Z. Hemminger im Mai 1715, nunmehr in einer neuen veränderten Auflage bis zum [Angaben fehlen] fortgesetzt.

18 Das Basler Grossbürgertum war äusserst interessiert an der Genealogie. Bereits im 18. Jahrhundert beschäftigte sich Lucas Sarasin ausführlich mit der Erstellung eines Stammbaumes für die Familie Sarasin und eines dazugehörigen Familienbuches. Im 19. Jahrhundert forschte Johann Rudolf Burckhardt intensiv zur Genealogie der Familie Burckhardt. Allerdings legt die Quellenlage nahe, dass Albert Burckhardt-Finsler sich nicht in dem Ausmass mit der Genealogie beschäftigte, wie Lucas Sarasin und Johann Rudolf Burckhardt dies taten. Diese genealogischen Projekte wurden unabhängig von genealogischen Vereinen durchgeführt. Genealogische Gesellschaften wurden in der Schweiz erst um 1900 gegründet; 1891 die Schweizerische Gesellschaft für Heraldik, 1925 die Freie Vereinigung zürcherischer Heraldiker und Genealogen, 1933 die Schweizerische Gesellschaft für Familienforschung und 1937 die Sektion Basel der Schweizerischen Gesellschaft für Familienforschung. Siehe dazu die jeweiligen Internetauftritte: http://www.schweiz-heraldik.ch/; http://www.ghgz.ch/ghgz/geschichte.htm, https://www.sgffweb.ch/die-sgff/, https://www.ghgrb.ch/index.php/de/gesellschaft/geschichte-ghgrb, 11.03.2021.

19 Barth, Albert Burckhardt-Finsler (wie Anm. 15), S. 26.

20 Vgl. Säuberlin, Ludwig (nach den Aufzeichnungen von Fiskal Dr. Johann Rudolf Burckhardt): Stammbaum der Familie Burckhardt in Basel. Nachkommen von Christoph Burckhardt und Gertrud Brand 1490–1893. Basel 1893.

21 StaBS, PA 594a X D 12, Zirkulare betreffend den Burckhardtschen Familientag 1890, Mitteilung vom 28. August 1890. Vergleiche dazu die Kosten für die Teilnahme am Familientag der adligen Familie von Bülow, der im selben Jahr in Heiligendamm stattfand, bei Menning, Standesgemäße Ordnung (wie Anm. 4), S. 232–233. Gemäss Menning konnten hohe Kosten dazu führen, dass Familienmitglieder gar nicht erst am Familientag teilnahmen.

22 StaBS, PA 305 1.2, Auslagen (wie Anm. 14).

nommen werden.[23] Zwar sollte die Familienfeier „die Grenzen bürgerlicher Einfachheit nicht überschreiten",[24] dennoch verdeutlichen diese Auslagen, dass die Familie Burckhardt finanzielle Ausgaben für das Fest nicht scheute.

Eingeladen waren „[a]lle Familienmitglieder des Namens Burckhardt vom 14. Altersjahre an" sowie „[a]lle in andere Familien verheirateten Burckhardt'schen Frauen sammt ihren Männern und unverheiratethen Kindern", für welche „als Altersgrenze ebenfalls das 14. Jahr" galt.[25] Teilnehmen durften folglich die Anhänger der Patrilinie mit ihren Ehefrauen, einschliesslich der Frauen mit dem Geburtsnamen Burckhardt und deren Ehemänner.

Die Genealogie der Burckhardt von Zacharias Hemminger

Das Interesse an der Genealogie der Burckhardt manifestierte sich bereits zu Beginn des 18. Jahrhunderts explizit. 1715 erschien der „Historisch[e] Entwurf des Burckhardtischen Stammbaums", die gedruckte Familiengeschichte von Zacharias Hemminger auf über 130 Seiten.[26] Darin schilderte der Verfasser die Ahnenreihe, die mit den Stammeltern Christoph Burckhardt und Gertrud Brand ein- und sich in den sechs ‚Hauptästen' der Söhne fortsetzte. Das Werk folgt einer komplizierten Gliederung, welche die Nachkommen der jeweiligen Hauptäste nachverfolgt, ihre Lebensläufe schildert, sowie die einheiratenden Partner:innen und deren Abstammung einbezieht. Christoph Burckhardts Kinder aus erster Ehe mit Ottilia Mechler werden ebenfalls erwähnt, da von diesen neun Nachkommen allerdings die meisten im Kinder- oder Jugendalter verstorben sind und die Nachkommen der übrigen Kinder des Ehepaars „in dem dritten Glied wieder abgestorben" seien, wurden die Kinder aus der Ehe mit Ottilia Mechler nicht in den Burckhardtischen Stammbaum integriert, so Hemminger.[27] Seine ausführliche Genealogie zeugt davon, dass das genealogische Wissen über die Burckhardt

23 StaBS, PA 305 1.2, Auslagen (wie Anm. 14).
24 StaBS, PA 594a X D 12, Zirkulare, 1. Mitteilung vom Juni 1890 (wie Anm. 3).
25 StaBS, PA 594a X D 12, Zirkulare, Mitteilung vom 28. August 1890.
26 Hemminger, Zacharia: Historischer Entwurf des Burckhardischen Stammbaums / Oder ausführliche Beschreibung wie das hohe und ansehnliche Geschlecht der Burckharden erstlich zu unserer Statt Basel und daraufhin in so grosses Aufnehmen / Ehr und Ansehen / darinnen es heut zu Tag steht, erwachsen und aufgestiegen seye. Alles aus guten Documenten und schriftlichen Nachrichten zusammen gezogen. Basel 1715.
27 Hemminger, Entwurf (wie Anm. 26), S. 3.

bereits damals äusserst umfangreich und detailliert war und dass das Interesse daran relativ früh einsetzte.

Hemminger verstand die Genealogie als integralen Bestandteil der Geschichte, für ihn stand fest, dass die „*Genealogica* ein merkliches bey die Historien beytrage / ja dass ohne diese die History selbsten nicht bestehen möge.“[28] Ein weiterer Anstoss, sich mit der Genealogie zu befassen, sah Hemminger darin, dass sie einen „Antrieb zur Tugend“ gebe, „in dem gemeiniglich die Kinder auf ihre Vor-Elteren angehabt Art und Lebens-Gattung acht haben / und die ihre darnach anzustellen trachten“.[29] Genealogische Erzählungen konnten seiner Ansicht nach also eine Vorbildfunktion der Vorfahren ausdrücken.

Für die Genealogie der Burckhardt habe Hemminger „von unterschiedlichen Hohansehnlichen Ehren-Leuten (...) Documentis und Anlaitungen“ erhalten.[30] Wie der Titel des Werkes andeutet, hatte Hemminger nicht nur die Mitglieder des Geschlechts Burckhardt, sondern auch die genealogischen Informationen aus verschiedenen Quellen *zusammengezogen*.

Hemmingers genealogische Erzählung beginnt mit der Gründung der Familie. Ihren Ursprung verortet er klar bei Christoph Burckhardt: Eingeführt wird dieser als „der erste gesegnete Stamm-Vatter des ganzen ansehenlichen Geschlechts der Burckhardten / Herr Christoph Burckhard / Burger und Handelsmann allhier zu Basel / gebuertig von Britznach / einem ansehenlichen Flecken in St. Ruprechts-Thal / auf dem Schwarzwald gelegen. / Dessen Eltern waren Christoffel Burckhard / und Barbara Goettenscheirin / von welchen er ehelich an das Liecht dieser Welt erbohren worden in dem Jahr des Herren 1490.“[31] Der Text fährt fort, dass Christoph Burckhardt „durch Gottes gnaedige Fuersehung und Leitung“[32] sowie „getreuer Fuersorg und Auferziehung“[33] seiner Eltern sich dem Handel zuwandte und sich nach Basel begab, wo er sich niederliess und im Jahr 1516 Ottilia Mechler heiratete. Mit ihr zeugte er „durch Gottes Segen neun Kinder“ und schliesslich erlangte er 1523 das Bürgerrecht der Stadt.[34]

Nach dem Tod seiner ersten Ehefrau, so Hemminger weiter, sei der Stammvater für ungefähr ein Jahr lang Witwer gewesen, bevor er seine zweite Ehefrau Gertrud Brand, die Tochter des Bürgermeisters Theodor Brand, im Jahre 1539 heiratete. Ihr

28 Hemminger, Entwurf (wie Anm. 26), Zuneigungsschrift, unpaginiert.
29 Hemminger, Entwurf (wie Anm. 26), Zuneigungsschrift, unpaginiert.
30 Hemminger, Entwurf (wie Anm. 26), Zuneigungsschrift, unpaginiert.
31 Hemminger, Entwurf (wie Anm. 26), S. 3.
32 Hemminger, Entwurf (wie Anm. 26), S. 3.
33 Hemminger, Entwurf (wie Anm. 26), S. 3.
34 Hemminger, Entwurf (wie Anm. 26), S. 3–4, Zitat S. 3.

Vater hätte „kein Bedenken getragen / ihm seine Tochter zu vermaehlen".[35] Gründe, weshalb es zu dieser Heirat zwischen dem aus dem Schwarzwald stammenden Christoph Burckhardt und der Tochter des Basler Bürgermeisters gekommen war, wurden in diesem Text nicht näher thematisiert – im Gegensatz zu den 1890 gehaltenen Reden und dem Festspiel.

Die von Hemminger als historische Quelle[36] angeführte Grabinschrift bezeugte, dass aus der Ehe von Christoph Burckhardt und Gertrud Brand 134 Kinder, Enkel und Urenkel hervorgegangen seien.[37] Die sechs Söhne Bernhard, Hieronymus, Theodor, Hans Rudolf, Samuel und Daniel, so Hemminger weiter, hätten „den Stammen und Namen des Burckhardischen Geschlechts fortgepflanzet / und biss auf diesen Tag ihre Nachkommenden (...) hinterlassen".[38]

Die Erzählung vom Stammvater und dessen Söhnen, den direkten männlichen Nachkommen Christophs, diente in Hemmingers Werk als das fundierende Element für die genealogische Darstellung der Familie Burckhardt. Mit Christoph und seinen Söhnen nahm hier die Familiengeschichte ihren Anfang. Entlang von Ästen und Stämmen wurde darin das Wachsen der Familie dargestellt, in Kombination mit einer detaillierten generationellen Strukturierung, mit welcher die aus den jeweiligen Ehen hervorgegangenen Kinder aufgezählt wurden. Der Aufbau dieses Werkes war somit ein prospektiver, weil die Darstellung vom Ahnen hin zu den Nachkommen verlief. Da diese Genealogie nur auf Texten basiert und dem Typus einer ‚Stammliste' entspricht, ist es schwierig, im Gegensatz zu genealogischen Diagrammen wie Stammbäumen und Ahnentafeln, mit ihr mehrere Ahnenlinien gleichzeitig übersichtlich darzustellen.[39]

Es fällt auf, dass Hemminger immer wieder die Hilfe Gottes betonte, und den Stammvater somit als von Gott Auserwählten darstellte, der in Basel eine grosse Familie gründete – eine Interpretation, die sich auch in den Festreden 1890 spiegelte. In der Ansprache von Pfarrer Wilhelm Burckhardt etwa wurde Christoph Burckhardt in Analogie gesetzt mit dem biblischen Jakob, einem der

35 Hemminger, Entwurf (wie Anm. 26), S. 6.

36 Hemminger konnte zudem eine weitere Quelle vorweisen, die Christoph Burckhardt betraf, nämlich einen „Abscheidsbrief", eine Art Heimatschein, ausgestellt vom Abt des Klosters St. Ruprecht im Schwarzwald aus dem Jahre 1547. Diese Urkunde bestätigte, dass die Eltern Stoffel Burckhardt und Barbara Goettenscheir aus Birtznach in der Kirche St. Ruprecht geheiratet und ihren Sohn danach „ehelich erbohren" hatten. Dieser Sohn sei „eines zuechtigen / ehrlichen Wandels und Wesen gewesen" und ein freier Mann. Hemminger, Entwurf (wie Anm. 26), S. 5.

37 Hemminger, Entwurf (wie Anm. 26), S. 10.

38 Hemminger, Entwurf (wie Anm. 26), S. 13.

39 Bauer, Volker: Baum und Zeit. Datenorganisation, Zeitstrukturen und Darstellungsmodi in frühneuzeitlichen Universalgenealogien. In: Frühe Neue Zeiten. Zeitwissen zwischen Reformation und Revolution. Hrsg. von Achim Landwehr. Bielefeld 2012. S. 41–82, hier S. 43 und 53.

Stammväter der Israeliten. Denn so wie Jakob über den Fluss Jordan ging und „ein gesegneter Vater eines kleinen Volkes“ wurde, so sei auch der Stammvater der Burckhardt von Gott geführt, „von den Thälern drüben über den Rhein“ nach Basel gekommen, wo er „zwei Heere geworden“ sei, was wohl auf seine beiden Familien anspielten sollte, nämlich diejenige mit Ottilia Mechler und jene mit Gertrud Brand.[40] Hemminger hatte eine solche Parallelisierung ebenfalls angedeutet, allerdings ein wenig subtiler. Dass Gott die „Frommen und Gerechten“ segne, zeige die Geschichte von Jakob, „de[m] heilige[n] Erzvatter“. Es sei aber nicht nötig, weitere Beispiele von Gottes Güte und Segen zu nennen, denn „der schoene fruchtbare Stammbaum des gesegneten Burckhardischen Ehrenhauses kann uns dessen mit Grund überzeugen“.[41] Der Topos des gesegneten Stammvaters wurde somit sowohl Anfang des 18. Jahrhunderts als auch gegen Ende des 19. Jahrhunderts innerhalb der genealogischen Wissenskultur der Familie Burckhardt geäussert.

Die Familie ausstellen und portraitieren

Ein wichtiger Programmpunkt des Festes bildete eine „Ausstellung von Familiengegenständen“.[42] Die für dieses Format zu sammelnden Objekte konnten „Gegenstände aller Art umfassen, die sich in irgendwelcher Weise mit der Erinnerung an Angehörige des Burckhardt’schen Geschlechts verknüpfen und die geeignet sind, öffentliches und Privatleben vergangener Zeit (etwa bis 1830) zur Veranschaulichung zu bringen.“[43] Ziel war es also, möglichst weit in die Vergangenheit zurückzublicken. Unter möglichen „ausstellungswerth[en] Erinnerungsstücke[n]“ stellten sich die Organisatoren so diverse Gegenstände wie „Portraits, Costüme, Schmuck, Stammbücher, Wappenscheiben, Haushaltsgegenstände, von Burckhardten angefertigte Kunst- und kunstgewerbliche Arbeiten etc. etc.“ vor, denn „[b]ei der Auswahl des Auszustellenden sind die Grenzen soweit wie möglich zu ziehen“.[44] Neben Stammbüchern und Wappenscheiben

40 Burckhardt, Ansprache (wie Anm. 1), S. 4.

41 Hemminger, Entwurf (wie Anm. 26), S. 2.

42 StaBS, PA 594a X D 12, Zirkulare, 1. Mitteilung vom Juni 1890 (wie Anm. 3).

43 StaBS, PA 594a X D 12, Zirkulare, 2. Mitteilung vom Juni 1890 (wie Anm. 2).

44 StaBS, PA 594a X D 12, Zirkulare, 2. Mitteilung vom Juni 1890. Während in diesem Einladungsschreiben von „Erinnerungsstücken“ die Rede ist, wurde in einer früheren Einladung von „Familiengegenständen“ gesprochen, siehe 1. Mitteilung vom Juni 1890. Diese unterschiedlichen Bezeichnungen deuten möglicherweise darauf hin, dass die Organisatoren sowohl Gegenstände ausstellen wollten, die mit persönlichen Erinnerungen der Besitzer:innen an bestimmte Personen

konnte demzufolge prinzipiell alles zum genealogischen – und somit Abstammungsverhältnisse implizierenden – Zeugnis erkoren werden, indem es entweder Erinnerungen an die Nachkommen der Stammeltern evozierte, diese Nachkommen abbildete, von ihnen benutzt oder produziert worden war. Verantwortlich für die Ausstellung war der Kunsthistoriker und Konservator der öffentlichen Kunstsammlung Basels, Daniel Burckhardt, gewesen.[45] Objekte spenden konnten Laien, die Durchführung der Ausstellung hingegen unterlag einem Experten.

Im Gegensatz zur Ausstellung mit unterschiedlichen Familienstücken sollte sich das geplante Familienalbum auf „Portraits berühmter Burckhardte"[46] beschränken. Man hätte sich bereits auf „eine stattliche Reihe nahmhafter Staatsmänner und Gelehrter geeinigt", darunter etwa der Bürgermeister Johann Balthasar Burckhardt oder der Oberst-Zunftmeister Christoph Burckhardt, allerdings war man der Meinung, „dass man der Publikation einen höheren künstlerischen Werth verleihen könnte, wenn der etwas einförmige Pomp der Roben und Talare von Zeit zu Zeit unterbrochen würde, sei es durch ein gutes männliches Portrait – der Portraitierte brauchte ganz und gar nicht in Staat oder Kirche geglänzt zu haben – sei es durch ein hübsches Damen- oder Kinderbildniss."[47] Die Portraits wurden in chronologischer Reihenfolge angeordnet, so dass eine Art Ahnengalerie entstand, die von den Stammeltern bis zum 1890 verstorbenen Regierungsrat Johann Jakob Burckhardt-Burckhardt reichte, bevor das Buch mit einer Fotografie des gemeinsamen Essens am Familienfest endete.

Ein solches „Ahnenbild"[48] sollte nun anlässlich des Festes von den Familienmitgliedern gestiftet werden, um es für das Familienalbum reproduzieren zu können. Die genealogische Praxis der Burckhardt schloss demnach Medienwechsel ein, indem Gemälde und eine Grabinschrift (denn eine solche findet sich ebenfalls im Familienalbum) fotografisch festgehalten und als Lichtdrucke in den Bildband integriert wurden.

Das Familienalbum war nicht nur an die Mitglieder der Familie Burckhardt adressiert, sondern sollte auch für eine breitere Öffentlichkeit verfügbar gemacht

---

oder Ereignisse verbunden waren, als auch solche Objekte, die sich schon länger im Familienbesitz befanden, ohne dass jemand konkrete Erinnerungen damit assoziierte. Welche Rolle die persönliche Erinnerung bei der Ausstellung spielte, bleibt aufgrund (noch) nicht vorhandener Quellen ungewiss.

45 Anonym: Einleitung. In: Reden und Trinksprüche (wie Anm. 1). S. III – VI, hier S. IV. Vgl. Burckhardt-Sarasin, Carl: Daniel Burckhardt-Werthemann als Persönlichkeit. In: Basler Jahrbuch (1951), S. 68 – 74 zum Lebenslauf von Daniel Burckhardt.

46 StaBS, PA 594a X D 12, Zirkulare, 2. Mitteilung vom Juni 1890 (wie Anm. 2).

47 StaBS, PA 594a X D 12, Zirkulare, 2. Mitteilung vom Juni 1890 (wie Anm. 2).

48 StaBS, PA 594a X D 12, Zirkulare, 2. Mitteilung vom Juni 1890 (wie Anm. 2).

werden. Denn es würde „neben seiner historischen noch eine gewisse kunst- und culturgeschichtliche Bedeutung erlangen und als solches von hohem localem Interesse sein“, waren sich die Organisatoren sicher.[49] Die genealogische Wissenskultur der Burckhardt wirkte nicht nur nach innen, sondern auch nach aussen: Personen, die (noch) nicht zur Gruppe der Familie Burckhardt gehörten, sollten sich über die Burckhardt informieren können – wie das auch schon bei Hemmingers gedrucktem Werk der Fall gewesen war.

Das fertiggestellte Familienalbum begann mit zwei Fotografien. Die erste zeigte die „Ansicht von St. Trudpert“, darauf zu erkennen ein Kloster, umgeben von den Hügeln des Schwarzwaldes und ein paar wenigen Häusern. Die zweite Fotografie war als „Ansicht von Britznach, Heimat des Stammvaters“ betitelt. Darauf lassen sich zwei Häuser erkennen, wahrscheinlich Bauernhäuser, sowie eine Strasse, an deren Rand zwei Männer sitzen, der eine hält einen Stab in der Hand, möglicherweise einen Hirtenstab. Das Familienalbum beginnt mit einer Verortung der Familie im ländlichen Raum. Somit deutet diese Fotografie mit den abgebildeten Bauernhäusern und der Bildlegende auf die bäuerliche Abstammung des Stammvaters hin. (Abb. 1)

Das Familienalbum basierte auf einem chronologischen Narrativ, angefangen mit den Stammeltern, hin zur letzten Abbildung, einer Fotografie, welche die „Familie Burckhardt am 14. September 1890“ an der Festtafel im Musiksaal zeigte (Abb. 2): Die zahlreichen Gäste sitzen an sechs Tischen. Im Hintergrund ist die Dekoration sichtbar, bestehend aus dem Familienwappen, beidseits umgeben vom Stadtwappen, dem Baslerstab. Die beiden Jahreszahlen 1490 und 1890 sind ebenfalls angebracht. Unter dem Wappen ist ein Blumenkranz erkennbar, der einen Text umfasst, welcher aufgrund der schlechten Bildqualität nicht lesbar ist. Auch wenn eine Fotografie der Stadt Basel im Bildband fehlt, wird der Bezug der Familie zur Stadt durch diese Dekoration sichtbar gemacht.

Neben diesen Abbildungen besteht das Familienalbum hauptsächlich aus Portraits männlicher Burckhardt.[50] Unter ihnen sticht Johann Ludwig Burckhardt (1784 – 1817), der ‚Scheich Ibrahim‘, aufgrund seiner Kleidung hervor: Portraitiert wurde der bärtige Orientforscher mit Turban (Abb. 3). Die Bildlegende fasste seine Reisetätigkeit zusammen, nannte die Stationen seiner Reise – Malta, Syrien, Damaskus, Palmyra, Libanon, Aleppo, Kairo, Nubien, Mekka, Medina –, seinen Aufenthalt „unter den Arabern auf der Insel Sinai“ und schliesslich seinen Tod in Kairo.[51]

49 StaBS, PA 594a X D 12, Zirkulare, 2. Mitteilung vom Juni 1890 (wie Anm. 2).
50 Dabei werden in der entsprechenden Bildlegende oft genealogische Angaben zu den abgebildeten Männern gemacht, etwa indem ihre Eltern, Ehen oder Kinder genannt werden.
51 StaBS, PA 962a E 1.20, Bildmappe „400 Jahre Burckhardt 1890“. 31 Bildtafeln mit Porträts u. a.



Abb. 1: Lichtdruck nach einer Fotografie: Ansicht von Britznach, Heimat des Stammvaters. In: Bildmappe „400 Jahre Burckhardt 1890", Staatsarchiv Basel-Stadt (StaBS), PA 962a E 1.20.

Mit diesem Portrait zeigt der Bildband, dass sich die Tätigkeiten einzelner Ahnen bis in weit entfernte Regionen erstreckten. Der Raum, der mit der Familie assoziiert wird, erweitert sich durch eine Mischung aus Landschaftsfotografien, dem aktuellen Foto vom Fest, sowie dem Portrait von Scheich Ibrahim, vom Schwarzwald über Basel bis in den Nahen Osten. Auf ihrem Weg durch die Vergangenheit zeichnet diese Genealogie somit nicht nur eine zeitliche, sondern auch eine räumliche Spur der Ahnen nach.

Der Portraitband enthielt einige Abbildungen, auf denen mehrere Personen zusammen dargestellt waren. Interessanterweise sind die Gruppen jeweils als „Linie" oder „Familie" bezeichnet: als „Linie Burckhardt-Merian v. Segerhof", „Familie Burckhardt-Bachofen" und „Familie Burckhardt-Mieg-von Schwengsfeld".[52] Die Unterscheidung in „Linie" und „Familie" rührt möglicherweise daher,

52 Nur ein Gruppenbild ist bloss mit dem Namen des Vaters betitelt, als „Joh. Rud. Burckhardt-Socin", doch die Bildlegende gibt Auskunft darüber, dass es sich bei den weiteren abgebildeten Personen um seine Ehefrau Esther Socin und den gemeinsamen Sohn handelt.



Abb. 2: Lichtdruck der Gebrüder Bossert nach einer Fotografie: Familie Burckhardt am 14. September 1890. In: Bildmappe „400 Jahre Burckhardt 1890“, StaBS, PA 962a E 1.20, Blatt 31.

dass bei der mit „Linie“ betitelten Abbildung drei Generationen dargestellt werden und so die „Linie“ von den Grosseltern zu den Enkeln führt, während bei den Familien-Abbildungen nur zwei Generationen illustriert werden, nämlich die Eltern und deren Kinder. Die Abbildungen sind äußerst unterschiedlich gestaltet. Das Bildnis der Linie Burckhardt-Merian besteht aus sechs Einzelportraits (Miniaturen genannt), die in spezieller Formation angeordnet sind, so dass fünf davon einen Kreis bilden, in dessen Mitte ein weiteres Portrait platziert ist (Abb. 4). Dank einer Nummer, die jedem Einzelportrait zugeordnet ist, lassen sich die Personen mit Hilfe der Bildlegende identifizieren. So stellt sich heraus, dass die erste Abbildung den „Vater“ zeigt, darunter, in der Mitte des Kreises, ist seine Ehefrau platziert, rechts von ihr der „Sohn der vorigen“, links von ihr die „[e]rste Frau des vorigen“. Unter diesen dreien folgen der „Sohn der vorigen“ und der „Bruder des vorigen“. Gezeigt wird also das Ehepaar der ersten Generation, in der zweiten Generation deren Sohn und dessen erste Ehefrau, sowie schließlich in der dritten Generation deren beiden Söhne, oder anders ausgedrückt: die Großeltern, die Eltern, sowie deren Kinder. Dieses Blatt erinnert folglich an ein Diagramm, bei

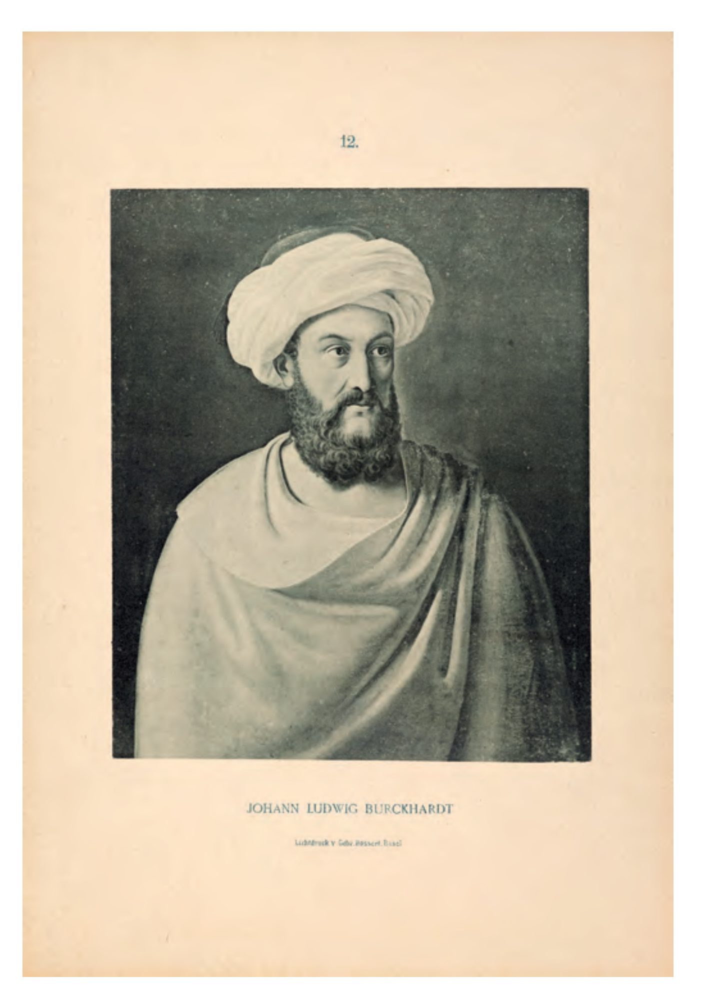


Abb. 3: Lichtdruck der Gebrüder Bossert nach einem Ölgemälde von Sebastian Gutzwiller: Johann Ludwig Burckhardt. In: Bildmappe „400 Jahre Burckhardt 1890“, StaBS, PA 962a E 1.20, Blatt 12.

dem die verschiedenen Elemente miteinander korrelieren.[53] Wie der Titel andeutet, muss hier in Linien gedacht werden, um die einzelnen Portraits entlang der Generationenkette miteinander in Beziehung zu setzen. Auffällig ist aber, dass die beiden Großeltern nicht nebeneinander, sondern untereinander platziert wurden. In dieser Anordnung befindet sich die Großmutter neben ihrer Schwie-

53 Bender, John und Michael Marrinan: Kultur des Diagramms. Berlin 2014, S. 11.



Abb. 4: Lichtdruck der Gebrüder Bossert: Linie Burckhardt-Merian vom Segerhof. In: Bildmappe „400 Jahre Burckhardt 1890“, StaBS, PA 962a E 1.20, Blatt 15.

gertochter, die übrigens auch ihre Nichte war[54] – ein Umstand, auf den die Bildlegende nicht hinweist.

Die anderen Gruppenbilder fassen die Mitglieder der jeweiligen Familie auf demselben Portrait zusammen. Das Bildnis der „Familie Burckhardt-Bachofen“ zeigt die beiden Eltern, das jüngste Kind auf dem Schoss der Mutter sitzend, und

54 Stroux, Ulrich: Ältere Linie Merian, aus Hauptast Johann Rudolf Merian, Ast Daniel Merian 1677–1728 verheiratet mit Dorothea Ryhiner. https://www.stroux.org/patriz_f/stMe_f/MeK_f.pdf (21.01.2021). Siehe dort Dorothea Merian (1744–1821) und Sibylla Merian (1780–1808).

daneben die sechs weiteren Kinder. Die älteste Tochter, ebenfalls sitzend, hält das zweitjüngste Kind in den Armen. Die angefügte Bildunterschrift gibt die jeweiligen Geburts- und Todesjahrangaben wieder.[55]

Die Familie Burckhardt-Mieg-von Schwengsfeld ist sogar doppelt abgebildet, einmal in Form der originalen Bleistiftzeichnung des Vaters, einmal als ein darauf basierendes Gemälde. Dieses besitzt ebenfalls eine Bildunterschrift, sie gibt die Namen der dargestellten Personen sowie eine Konkretisierung der familiären Verhältnisse an: „Familie Burckhardt (I. Ehe: Mieg; II. Ehe: Von Schwengsfeld)".[56] Zu sehen sind der Vater Leonhard Burckhardt (1729 – 1817) und seine zweite Ehefrau Caroline Christiane von Schwengseld (1728 – 1820)[57], zusammen Tee trinkend am Tisch sitzend; musizierend, schreibend, tanzend sind sowohl die sechs Kinder aus erster Ehe als auch die vier Kinder aus zweiter Ehe zusammen dargestellt, wie die vorne im Buch platzierte Bildlegende konkretisiert (Abb. 5).

Diese gesammelten Einzelportraits und Gruppenbilder machen die nicht mehr lebenden Ahnen nicht nur beschreib- sondern auch sichtbar, wobei die Familiengemälde unter den vielen portraitierten Männern aus Politik und Wissenschaft deutlich herausstechen. Der Bildband deutet an, dass sich ‚die Familie Burckhardt' aus kleineren Elementen zusammensetzt, aus einzelnen Personen aber auch aus intergenerationellen Familieneinheiten.

Die Geschichte der Stammeltern aufführen

Im Gegensatz zur Ausstellung und dem Bildband, konzentrierte sich das von Albert Burckhardt-Finsler verfasste Theaterstück ausschliesslich darauf, die Geschichte der Stammeltern in Szene zu setzen. Dieses „Festspiel", bestand aus zwei Akten, in welchem neben dem Stammvater Christoph ‚Stoffel' Burckhardt auch Theodor Brand; dessen Tochter Gertrud; Oswald Myconius, der Antistes[58] von Basel; Michel, der Hüter am Bläsitor sowie ein Herold auftraten. Historische Festspiele, die an ein geschichtliches Ereignis (etwa Schlachten) erinnern sollten, waren gegen Ende des 19. Jahrhunderts in der Schweiz äusserst beliebt.[59] Festspiele hatten meistens den Charakter eines Laientheaters und behandelten ein

55 StaBS, PA 962a E 1.20, Bildmappe, Abbildung 17 (wie Anm. 51).
56 StaBS, PA 962a E 1.20, Bildmappe, Abbildung 18 (wie Anm. 51).
57 Leonhard Burckhardts erste Ehefrau Anna Catharina Mieg war 1762 verstorben. Siehe StaBS Sterberegister, JD-REG 6e 3 6, Bestattungen, 1701 – 1869, L-M, 1876, http://dokumente.stabs.ch/view/2010/JD-REG_6e_3_06/#484 (S. 484) (03.03.2021).
58 Der Antistes war in Basel der Vorsitzende der Pfarrersynode.
59 Sarasin, Stadt (wie Anm. 10), S. 313 – 314.



Abb. 5: Lichtdruck der Gebrüder Bossert nach einem Ölgemälde von Emil Beurmann: Familie Burckhardt (I. Ehe: Mieg; II. Ehe: Von Schwengsfeld). In: Bildmappe „400 Jahre Burckhardt 1890“, StaBS, PA 962a E 1.20, Blatt 18.

Thema, mit dem die ZuschauerInnen vertraut waren, so Naef: „Es spielen die von ihrer Sache Betroffenen. Und sie spielen für ihresgleichen, für ein Publikum, das sich in dieser Sache, die da abgehandelt wird, auskennt.“[60]

Im Stück von Albert Burckhardt-Finsler sollte es um Folgendes gehen:

Wie unser fromb Urahn ist gelangt
In die Stadt Basel. Gott sy’s gedankt!
Christoffel Burckhardt ist er genennet;
Und wie dann sin Herz in Lieb erbrennet
Zu unsrer Urahn Gertrud Branden,
Und wie die beiden zusammen sich fanden.[61]

60 Naef, Louis: Festspiel als Theater der Laien: Dramaturgische Anmerkungen zu einer möglichen Praxis. In: Das Festspiel: Formen, Funktionen, Perspektiven. Hrsg. von Balz Engler und Georg Kreis. Willisau 1988. S. 40 – 49, hier S. 42.

61 Burckhardt-Finsler, Albert: Festspiel. In: Reden und Trinksprüche (wie Anm. 1). S. 50 – 72, hier S. 50.

In diesen ersten Zeilen deutete das Festspiel an, dass es sich bei der Vermählung der Stammeltern um eine Liebesheirat handelte – ein Ideal des 19. Jahrhunderts.[62] Die Geschichte des Stammvaters wird somit anhand bürgerlicher Wertevorstellungen um 1890 gedeutet. Denn in Hemmingers Text fehlte eine solche Interpretation der Liebesheirat.

Daneben wollte das Stück moralisch belehren:

> Es will sagen, wie klein und gering
> unser alt Sippschaft in Basel anfieng,
> Wie man deshalb nit stolz soll sin'
> Wenn man ist ein Burckhardt oder Burckhardtin.[63]

Der erste Akt handelte davon, wie 1523 Christoph Burckhardt bei seiner Ankunft in Basel am Stadttor vom Hüter Michel am Einlass gehindert wird, was zu einem Streit zwischen den beiden führt. Denn der Hüter betont, er würde nur „freie Lüt“[64] und „gut Eidgenossen“[65] reinlassen und keinen „Wälder“,[66] was wohl eine Anspielung war auf diejenigen, die im Schwarzwaldgebiet ansässig waren. Dann aber tritt Theodor Brand mit seiner Tochter Gertrud auf, der den Streit zu schlichten versucht. Seine Tochter möchte lieber wieder gehen und sich mit dem reformierten Glauben beschäftigen, statt den Streitigkeiten beizuwohnen, aber ihr Vater rät ihr zu bleiben. Theodor Brand will von Stoffel Burckhardt wissen, weshalb er in die Stadt Basel hineingelassen werden möchte. Dieser antwortet ihm, er stamme aus dem Dorf Britznach im Münstertal und seine Eltern und er seien freie Bauern. Seine sechs Brüder wären als Bauern weiterhin tätig, aber er habe sich der Kaufmannschaft zugewandt, er handle mit Holz, Kohle, Tuchwaren, Geschirr und Spezereiwaren. Auf dem Markt in Staufen sei ihm geraten worden, seine Ware in Basel zu verkaufen. Der Wächter sieht darin einen Beweis für die zunehmende Niederlassung von Auswärtigen mit negativen Konsequenzen für die eidgenössischen Stadtbewohner:

62 Vgl. zur bürgerlichen Liebe und Heirat Trepp, Anne-Charlott: Emotion und bürgerliche Sinnstiftung oder die Metaphysik des Gefühls: Liebe am Beginn des bürgerlichen Zeitalters. In: Der bürgerliche Wertehimmel. Innenansichten des 19. Jahrhunderts. Hrsg. von Manfred Hettling und Stefan-Ludwig Hoffmann. Göttingen 2000. S. 23 – 55.
63 Burckhardt-Finsler, Festspiel (wie Anm. 61), S. 51.
64 Burckhardt-Finsler, Festspiel (wie Anm. 61), S. 53.
65 Burckhardt-Finsler, Festspiel (wie Anm. 61), S. 53.
66 Burckhardt-Finsler, Festspiel (wie Anm. 61), S. 52.

> Ein Schwab zieht halt den anderen nach!
> Die nehmen den alten Eidgenossen
> Das Brot vorm Mul weg.[67]

Der Bürgermeister aber erinnert den Wächter daran, dass dessen Urahn ebenfalls einst eingewandert sei, nämlich aus dem Sundgau. Denn gerade dieser Umstand, dass die Stadt seit jeher Leute von ausserhalb aufgenommen habe, sei so charakteristisch für sie:

> Das eben ist, was unsrer Stadt
> Von jeher wohlbekommen hat,
> Dass sie öffnet ihr Thor und Thür wit
> Aus der Umgegend allen frommen Lüt.[68]

Deshalb, so die Argumentation Brands, solle auch Stoffel Burckhardt Einlass in die Stadt erhalten. Brand rät dem Krämer, sich der Safranzunft anzuschliessen und das Bürgerrecht zu erwerben. Stoffel gibt daraufhin das Versprechen, ein guter Basler zu werden, womit der erste Akt endet. In diesem hatte Albert Burckhardt-Finsler die bescheidenen ursprünglichen Verhältnisse des Stammvaters und seine bäuerliche Herkunft erläutert und angedeutet, dass die Stadt Basel schon im 16. Jahrhundert Neuankömmlinge aufgenommen und ihnen eine Chance gegeben habe.

Der zweite Akt spielt im Jahre 1539, nach dem Tod von Stoffels erster Ehefrau Ottilia Mechler. Inzwischen ist der ehemalige Katholik Stoffel Burckhardt dem reformierten Glauben beigetreten, wie der Herold in einem Zwischenspiel berichtet hat.

Nun handelt das Stück davon, wie Stoffel Burckhardt um die Hand von Gertrud Brand anhalten will. Doch ihr Vater ist einer Vermählung seiner Tochter mit Stoffel Burckhardt, der mehr als doppelt so alt ist wie sie, zunächst abgeneigt. Stoffel habe sich zwar wie „einer von den guten alten Geschlechtern“[69] aus Basel verhalten, aber er sei eben doch ein Neubürger, und an einen solchen will der Bürgermeister Brand seine Tochter nicht verheiraten. Darauf ermahnt Stoffel den Bürgermeister, nicht hochmütig zu sein, denn selbst die vornehmsten Eidgenossen seien einst nur Bauern gewesen. Stoffel erwähnt den Abschiedsbrief des Abtes, der seine langjährige Freiheit bezeugen und ihn durchaus berechtigen

67 Burckhardt-Finsler, Festspiel (wie Anm. 61), S. 57.
68 Burckhardt-Finsler, Festspiel (wie Anm. 61), S. 57.
69 Burckhardt-Finsler, Festspiel (wie Anm. 61), S. 64.

würde, um die Hand der Tochter des Bürgermeisters anzufragen. Zudem sei er als Krämer erfolgreich und sein Name sei bekannt, so seine Argumentation weiter.[70]

Da mischt sich Gertrud in die Diskussion ein: Schon damals, als sie Stoffel Burckhardt am Stadttor zum ersten Mal gesehen habe, hätte er ihr wegen seiner Kleidung und seiner Klugheit gefallen. Inzwischen sei er ein „guter evangelischer Christ“[71] geworden, der seine erste Frau verloren habe und sich nun allein um den Haushalt kümmern müsse. Sie habe deswegen Mitleid mit ihm, wolle ihn unterstützen und heiraten.

Ihr Vater rät ihr aber weiterhin von dieser Heirat ab. Erst als der Antistes zu Besuch kommt, ändert der Bürgermeister seine Meinung. Denn der Geistliche argumentiert mit Verweis auf die Bibel, dass Werte wie Demut, Gottesfurcht, Tugendhaftigkeit und Fleiss wichtige Kriterien bei der Partnerwahl seien, und nicht „Rang und Stand“.[72]

Zudem zielt die Argumentation des Antistes auch auf ein quasi ungeschriebenes Gesetz der Stadt ab. Denn der Bürgermeister müsse nämlich bedenken,

> [D]ass in unsrer Stadt
> Von jeher der Satz gegolten hat:
> So einer ist brav, flissig und recht,
> Kann er wiben in jedwedes Geschlecht.[73]

In Basel seien bestimmte Werte somit wichtiger als Herkunft, wenn es um die Verheiratung mit anderen Familien gehe. Nun willigt Theodor Brand in die Ehe ein und Stoffel Burckhardt zeigt sich stolz:

> Ein Basler Frau nun heimzeführen
> Us ächtem Stamm, jetzt soll florieren
> Min Hus, doch soll vor allen Sachen,
> Der Basler Heimat Ehr ze machen
> Min yfrigstes Bestreben werden.[74]

Das Festspiel interpretiert die Heirat der Stammeltern vom Standpunkt des 19. Jahrhunderts aus, indem es bürgerliche Tugenden betont, die wichtiger seien als eine altehrwürdige Herkunft. Dadurch liefert es Andeutungen darauf, dass sich die gegenwärtig heiratsfähigen Burckhardt auch auf Partner:innen einlassen

70 Burckhardt-Finsler, Festspiel (wie Anm. 61), S. 65.
71 Burckhardt-Finsler, Festspiel (wie Anm. 61), S. 66.
72 Burckhardt-Finsler, Festspiel (wie Anm. 61), S. 69.
73 Burckhardt-Finsler, Festspiel (wie Anm. 61), S. 69.
74 Burckhardt-Finsler, Festspiel (wie Anm. 61), S. 71–72.

können, die nicht aus den altbürgerlichen Familien Basels stammen. Denn auch die Familie Burckhardt führe sich auf einen einstigen Neubürger zurück.

Die Festrede

Eine ähnliche Argumentation präsentierte Albert Burckhardt-Finsler auch in seiner Festrede, die in gedruckter Form 24 Seiten füllte und somit einen zentralen Programmpunkt bildete. Es ging dem Verfasser darum, „aus der Vergangenheit des Burckhardt'schen Geschlechts das Eine und das Andre vorzuführen, was vielleicht auch für die Gegenwart einige Bedeutung und für Sie, hochverehrte Anwesende, einiges Interesse bieten dürfte.“[75] Dabei werde er aber „nicht jenen überschwänglich lobenden Ton anstimme[n], dessen sich der hoch verdiente Historiograph (...) Zacharias Hemminger bei der Abfassung der Familiengeschichte beflissen hat“,[76] distanzierte sich der Redner vom genealogischen Werk von 1715.

Zum einen beschäftigte sich Albert Burckhardt-Finsler in seiner Rede mit herausragenden Männern aus der Familiengeschichte, die er nach ihren Tätigkeitsbereichen in Politik, Söldner- und Militärwesen, Wirtschaft, Kirche und Wissenschaften vorstellte. Besonders diejenigen Ahnen, die politisch tätig gewesen waren, spielten eine wichtige Rolle in der Erzählung. Bereits die Söhne des Stammvaters hätten den Eintritt in die Basler Politik geschafft, als Mitglieder des kleinen Rats, der obersten städtischen Behörde.[77] Damit verdeutlichte der Redner den raschen Einzug der Familie in die politische Arena der Stadt. Doch als „den bedeutendsten Staatsmann unserer Familie vor der grossen Revolution“ bezeichnete er den Bürgermeister Johann Rudolf Burckhardt,[78] der als Gesandter an zahlreichen eidgenössischen Tagsatzungen teilnahm. An dieser Stelle wies Albert Burckhardt-Finsler auf eine Wissenslücke aufgrund fehlender Quellen hin, denn „[es wäre] ungemein interessant, wenn sich aus allfällig noch vorhandenen Papieren ein genaueres Lebensbild entwerfen liesse; wo sich etwa solche Aufzeichnungen befinden könnten, ist ungewiss, da Johann Rudolf Burckhardt keine Kinder hinterlassen und auch die Nachkommenschaft seiner nähern Verwandten längst erloschen ist.“[79]

---

75 Burckhardt-Finsler, Festrede (wie Anm. 7), S. 8.
76 Burckhardt-Finsler, Festrede (wie Anm. 7), S. 8.
77 Burckhardt-Finsler, Festrede (wie Anm. 7), S. 19.
78 Wahrscheinlich handelt es sich dabei um Johann Rudolf Burckhardt, 1637–1687.
79 Burckhardt-Finsler, Festrede (wie Anm. 7), S. 22.

Zum anderen bezog sich die Festrede auf das reziproke Verhältnis zwischen der Familie Burckhardt und der Stadt Basel, sowie auf die Niederlassung und den sozialen Aufstieg des Stammvaters. Albert Burckhardt-Finsler betonte die grosse Bedeutung der Burckhardt für Basel, denn „[d]ie Geschichte unsrer Familie ist ein wesentliches Stück der allgemeinen Entwicklung unsrer Vaterstadt."[80] Schliesslich verdanke diese „gerade der Burckhardtischen Familie einen guten Teil ihrer Blüthe auf geistigem wie materiellem Gebiete bis auf den heutigen Tag."[81]

Basel sei zur Reformationszeit, als der Stammvater sich dort niederliess, „auf dem Höhepunkt seiner Entwicklung"[82] gewesen und „jedermann hatte Antheil an der freiheitlichen Entwicklung in Staat und Kirche, ein Geschlecht musste da heranwachsen frisch, froh, fromm und frei."[83] Die Rede implizierte, die Stadt Basel sei der ideale Ort gewesen, um ein Geschlecht zu gründen und den sozialen Aufstieg zu schaffen. Denn die Geschichte des Stammvaters zeige, dass es gewisse Zeiten gäbe, in denen „die Städte im Stande sind, die besten Elemente vom Lande an sich zu ziehen, und dass dann diese neuen Ankömmlinge, wenn ihnen Geschick und Klugheit eigen ist, leichtlich und in kurzer Zeit eine sehr hervorragende Stellung einnehmen können."[84] Damit spielte Albert Burckhardt-Finsler auf die am Fest vielfach betonte und idealisierte bäuerliche Herkunft des Stammvaters an, dem dennoch der Aufstieg gelungen sei dank seiner Begabung und Intelligenz. Eine bäuerliche Abstammung wertete Albert Burckhardt-Finsler auch höher als eine adelige. Denn, so fragte er, sei es „nicht für eine bürgerliche Familie eine vornehmere Herkunft, von einem gesunden aufstrebenden Bauerngeschlecht abzustammen, als von heruntergekommenem Adel sich herleiten zu können?"[85] Albert Burckhardt-Finslers ablehnende Haltung gegenüber der Aristokratie äusserte sich auch in seiner Bewertung, diese sei zur Reformationszeit „gesprengt und zum Theil ausgewiesen" gewesen, stattdessen hätten „Handwerkerfamilien" die Stadt regiert und „solchen neu Angekommenen ein freundliches Entgegenkommen" gezeigt.[86] Denn „[j]ene Scheidung zwischen vornehm und nicht-vornehm hatte damals unter den Basler Bürgerfamilien sich noch nicht vollzogen, da die wirklich Vornehmen, der eigentliche Adel, weggezogen und alle andern Ge-

80 Burckhardt-Finsler, Festrede (wie Anm. 7), S. 17.
81 Burckhardt-Finsler, Festrede (wie Anm. 7), S. 17.
82 Burckhardt-Finsler, Festrede (wie Anm. 7), S. 9.
83 Burckhardt-Finsler, Festrede (wie Anm. 7), S. 10.
84 Burckhardt-Finsler, Festrede (wie Anm. 7), S. 30.
85 Burckhardt-Finlser, Festrede (wie Anm. 7), S. 30.
86 Burckhardt-Finsler, Festrede (wie Anm. 7), S. 30.

vatter Schneider und Handschuhmacher waren."[87] Erst zur Zeit des Absolutismus hätte es solche „Schranken" gewissermassen gegeben, allerdings grundlos, so der Geschichtsprofessor.[88] Hier wird deutlich, dass Albert Burckhardt-Finlser einer Einteilung in vornehme Familien und nicht-vornehme Familien ablehnte.

Diese egalitäre Gesellschaft Basels zur Zeit der Reformation hätte es ermöglicht, so der Redner weiter, dass die Familie Brand, „welche damals über die höchsten Stellen verfügte, unseren Ahnherrn bei sich aufgenommen [hat], und so ist es auch den Söhnen des Stammvaters gegangen."[89] Albert Burckhardt-Finsler machte nicht nur die Bemühungen des Stammvaters und die städtische Gesellschaft für das Gedeihen der Familie Burckhardt verantwortlich. Denn gerade die Verbindungen zu anderen, einflussreichen Familien seien ein wichtiger Faktor gewesen – Verbindungen, die durch die Verheiratung der männlichen Burckhardt mit Frauen aus solchen Familien entstanden:

> [S]o war und ist auch unsre Familie jeweiligen angewiesen auf die Freundschaft und auf das Entgegenkommen der übrigen Geschlechter Basels; auch in dem besten Boden kommt ein junges Bäumchen nicht zum Gedeihen, wenn es nicht von sorgender Hand gehegt und gepflegt wird. Und wer ist es in erster Linie, der diese Aufgabe an unsrer Familie ganz besonders erfüllt hat und noch erfüllt, sind es nicht unsre lieben Frauen, die Ahnfrauen, Urgrossmütter, Grossmütter und Mütter der jetzigen Generation und nicht zum mindesten die jetzt lebenden, welche uns das häusliche Glück und den Segen eines gedeihlichen Hausstandes geschaffen haben. Diesen Frauen also, welche sich mit Burckhardten vermählt, sowie ihren Eltern welche die Zustimmung dazu gegeben haben, soll an dieser Stelle ebenfalls der wärmste Dank ausgesprochen sein, jener langen Reihe ehrwürdiger und lieblicher Gestalten von der Ahnfrau an, welche einst dem Stammvater die Hand reichte, bis zu der holden Braut, welche heute neben ihrem beglückten Burckhardt'schen Bräutigam unter uns weilt.[90]

Drei solcher Frauen aus der Ahnenreihe präsentierte der Redner, darunter die Stammmutter Gertrud Brand. Sie war die Tochter des Bürgermeisters, die nicht mit ihrer Schönheit, sondern mit ihrer Klugheit und als „ehrbare, willenskräftige und arbeitsame Bürgersfrau" beeindruckte.[91] Die Verheiratung mit Gertrud Brand ermöglichte dem Stammvater Christoph Burckhardt, sich mit den damals führenden Familien der Stadt zu vernetzen und deswegen sowohl gesellschaftlichen als auch wirtschaftlichen Erfolg zu verbuchen, so die Analyse des Geschichtsprofessors.[92]

87 Burckhardt-Finsler, Festrede (wie Anm. 7), S. 30.
88 Burckhardt-Finlser, Festrede (wie Anm. 7), S. 30.
89 Burckhardt-Finlser, Festrede (wie Anm. 7), S. 30.
90 Burckhardt-Finsler, Festrede (wie Anm. 7), S. 11–12.
91 Burckhardt-Finsler, Festrede (wie Anm. 7), S. 12.
92 Burckhardt-Finsler, Festrede (wie Anm. 7), S. 13.

Daneben sei Gertrud Brand eine gute Mutter gewesen, die nicht nur Christophs Kinder aus erster Ehe aufzog, sondern mit ihm zusammen auch noch 13 Kinder zeugte. Während die Töchter von Gertrud und Christoph sich ebenfalls mit angesehenen Basler Familien verheirateten, seien die Söhne „die Stammväter der verschiedenen Zweige unseres Geschlechts, wie es heut noch in seinen vier Linien dasteht“ geworden, so der Redner.[93]

Dass der Bürgermeister Theodor Brand die Verheiratung seiner Tochter mit Christoph Burckhardt erlaubte, führte Albert Burckhardt-Finsler nun doch auch noch darauf zurück, dass der Stammvater „in Folge guter Geschäfte und glücklicher Speculationen nicht übel bestellt war.“[94] Und weiter: „Er war Krämer, daneben Banquier und Häuserspeculant, dafür sprechen die noch erhaltenen Schuldscheine und Kaufbriefe, und dieses baare Geld (…) mocht[e] auch auf den Bürgermeister Brand [seinen] Eindruck nicht verfehlen.“ Die gute finanzielle Lage des Stammvaters sei somit ausschlaggebend gewesen, „dass der Mann, der erst 1523 das Basler Bürgerrecht erkauft hat, schon 1539 die Bürgermeistertochter heirathen durfte.“[95] Gemäss den Ausführungen Albert Burckhardt-Finslers war der Erfolg der Familie Burckhardt durch die Verheiratung des Stammvaters und seiner Söhne mit angesehenen Basler Familien ermöglicht worden. Zu solchen Beziehungen kam es aber nur, weil schon der Stammvater mit Arbeitsfleiss viel Geld verdiente und somit aufgrund seiner finanziellen Verhältnisse überhaupt eine Ehefrau aus einer solchen Familie heiraten durfte. Ohne dieses Geld wäre das beschworene Entgegenkommen der angestammten Geschlechter oder „Handwerkerfamilien“ wohl weniger enthusiastisch ausgefallen.

Neben Gertrud Brand stellte Albert Burckhardt-Finsler zwei weitere prominente Frauen aus der Familiengeschichte vor: Salome Schönauer (1640 – 1691) und Charlotte Antoinette Schmidmann (1662 – 1745), welche beide in die Familie Burckhardt einheirateten. Erstere hatte „eine gewisse politische Bedeutung erlangt“[96], und das, „was von ihr Gutes und Schlimmes berichtet wird“, gehöre „zu den interessantesten Familienüberlieferungen“, denn während ihrer Ehe mit dem Oberzunftmeister Christoph Burckhardt (1631 – 1705), hätte sie ihre Stellung genutzt um „[d]urch ihre Liebeswürdkeit (…) alle Ratherren zu bestricken und zu gewinnen, und was auf diesem Wege nicht konnte erreicht werden, kam durch Gaben und Geschenke zu Stande; so verfügte sie, wie man ihr wenigstens nachredet, über alle Ämter der Stadt, und dienstbare Geister beiderlei Geschlechts

93 Burckhardt-Finsler, Festrede (wie Anm. 7), S. 13.
94 Burckhardt-Finsler, Festrede (wie Anm. 7), S. 31.
95 Burckhardt-Finlser, Festrede (wie Anm. 7), S. 31.
96 Burckhardt-Finsler, Festrede (wie Anm. 7), S. 14.

stellten sich ihr in Menge zur Verfügung."[97] Damit spielte der Redner auf die korrupten Machenschaften von Salome Schönauer an, mit denen sie die Familie Burckhardt bei der politischen Machtgewinnung unterstützte. Um 1690 dominierte die Familie Burckhardt mit der Famlie Socin die Basler Räte, was 1691 zu Revolten führte.[98] Salome Schönauer wurde infolgedessen bestraft. Sie musste nicht nur eine Buße in der Höhe von 6.000 Reichstalern bezahlen, sondern wurde auch noch unter vierjährigen Hausarrest gestellt, während dessen sie verstarb.[99]

Charlotte Antoinette Schmidmann, die mit Johann Bernhard Burckhardt (1645–1740) verheiratet gewesen war, wurde „ihrer Abstammung wegen"[100] von Albert Burckhardt-Finsler vorgestellt. Denn diese Frau sei imstande gewesen, „ihren Stammbaum bis auf König Ludwig XI. zurückzuführen".[101] Die männlichen Nachkommen, die sie mit ihrem Ehemann gezeugt hatte, seien inzwischen ausgestorben, aber „eine stattliche Anzahl Nachkommen weiblicher Abstammung findet sich noch bis auf den heutigen Tag unter uns", versicherte der Redner. Die gefühlte Verbundenheit mit dem französischen Königshause hätte sogar dazu geführt, dass „bei der Nachricht von Ludwigs XVI. Hinrichtung eine alte Jungfer Burckhardt ihr schwarzes Kleid aus dem Kasten hervorgeholt haben [soll], da man ja noch weitläufig mit dem unglücklichen König verwandt sei", fügte Albert Burckhardt-Finsler hinzu. Die Figur der unverheirateten alten Jungfrau wurde hier als Protagonistin einer auflockernden Anekdote eingeflochten.

Die einheiratenden Frauen nehmen in der Festrede eine etwas ambivalente Rolle ein. Sie werden von Albert Burckhardt-Finsler explizit erwähnt, wenn durch eine Verheiratung mit ihnen der soziale Aufstieg gelingt, eine Verbindung zu Vertretern ständischer Eliten wie etwa Königen artikuliert werden kann, oder wenn sie ausnahmsweise politischen Einfluss hatten. Doch wichtiger als die

---

97 Burckhardt-Finsler, Festrede (wie Anm. 7), S. 14–15.

98 Angehörige des Geschlechts hätten sich damals „durch Rücksichtslosigkeit gegen andere Geschlechter (...) gekennzeichnet" und so für ein „Familienregiment" gesorgt, welches dann durch das sogenannte „Einundneunziger Wesen" zu sprengen versucht wurde. Siehe Burckhardt-Finsler, Festrede (wie Anm. 7), S. 19.

99 Siehe dazu: Burghartz, Susanna: Schönauer, Salome. https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/044893/2003-04-10/ (01.01.2021). Kutter, Markus: 1691. Ergebnislos, aber folgenschwer. In: Basler Stadtbuch (1991). S. 45–48. Degen, Bernard [u. a.]: Basel-Stadt. https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/007478/2017-05-30/ (25.12.2020).

100 Burckhardt-Finsler, Festrede (wie Anm. 7), S. 16.

101 Burckhardt-Finsler, Festrede (wie Anm. 7), S. 16. Charlotte Antoinette Schmidmann oder Schmidtmann und ihre Vorfahren beschäftigten im 20. Jahrhundert auch den Genealogen Ludwig August Burckhardt, der einen Artikel darüber schrieb. Siehe Burckhardt, Ludwig August: Die Ahnen der Charlotte Antoinette Schmidtmann, Ehefrau Joh. Bernhard Burckahrdts. In: Schweizerisches Archiv für Heraldik 44 (1930). S. 85–97.

„hervortretende[n] Eigenschaften“ der genannten Frauen, seien andere Merkmale wie „das stille häusliche Wesen“, die „frische Frömmigkeit“ und die „geistige[n] und leibliche[n] Kräfte“ der Ehefrauen und Mütter gewesen, welche dadurch zu den „ächten Pflegerinnen und Wärterinnen des Burckhardtischen Baumes geworden“ seien.[102]

Die Familie in der Krise?

Das Familienfest befasste sich vordergründig hauptsächlich mit der Vergangenheit der Familie, doch an einigen Stellen wurde deren Zukunft ebenfalls explizit angesprochen. So stellte Wilhelm Burckhardt die Frage: „Wird die Zukunft der Vergangenheit unserer Familie entsprechen, werden auch diese Kinder alle einst das Ihrige zur Ehre des Geschlechts beitragen?“[103] Pessimistischer äusserte sich Albert Burckhardt-Finsler über die Zukunft der Burckhardt. Er nahm an, „dass die Zeiten der höchsten Entfaltung für unser Geschlecht vorbei sind“, weil bereits zwei der insgesamt sechs Stämme ausgestorben seien und „auch die übrigen durchaus nicht jene Fülle von muntern Stammhaltern [zeigen], welche in der Jugendzeit unserer Familie so stolz vorhanden gewesen sind.“[104]

Die Befürchtung, zu wenig Nachkommen zu zeugen, muss im Hinblick auf die demographische Entwicklung gegen Ende des 19. Jahrhunderts kontextualisiert werden. Damals wuchs die Bevölkerung Basels stark an, in den Jahren 1885 – 1910 verdoppelte sich die Einwohnerzahl auf rund 131.000.[105] Diese Entwicklung beruhte vor allem auf der Zuwanderung, daraus resultierte ein Ausländeranteil der Kantonsbevölkerung von beinahe 40 Prozent.[106] Dazu kam, so die These Sarasins, dass in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Geburtenrate der Ausländerinnen und die der zugezogenen Schweizerinnen stark anstieg, während diejenige der Basler Bürgerinnen sank.[107] Gemäss Sarasin fühlte sich das städtische Bürgertum durch diesen demographischen und sozialen Wandel bedroht, sowohl im Hinblick auf den eigenen Wohlstand als auch auf die Stadt und deren Atmosphäre.[108] Die Angst vor dem Verfall der bürgerlichen Familie um 1900 äusserte sich bekanntlich auch in der zeitgenössischen Literatur, als eines der viel zitierten

102 Burckhardt-Finsler, Festrede (wie Anm. 7), S. 16 – 17.
103 Anonym, Einleitung (wie Anm. 45), S. VI.
104 Burckhardt-Finsler, Festrede (wie Anm. 7), S. 31.
105 Sarasin, Stadt (wie Anm. 10), S. 29.
106 Sarasin, Stadt (wie Anm. 10), S. 32.
107 Sarasin, Stadt (wie Anm. 10), S. 41 – 42.
108 Sarasin, Stadt (wie Anm. 10), S. 31.

Beispiele dient Thomas Manns *Buddenbrooks*.[109] Im Hintergrund war zudem auch die auf dem Gebiet der Demographie artikulierte nationalstaatliche Konkurrenz seit Ende des 19. Jahrhunderts relevant.[110]

Die anlässlich des Festes zu gründende Familienstiftung, die finanzielle Unterstützung zur Verfügung stellen sollte, deutet darauf hin, dass es durchaus auch Familienmitglieder gab, die demnach auf eine solche Hilfe angewiesen waren. Hier offenbarte sich also ein zusätzliches Krisenmoment – das der unzureichenden finanziellen Mittel. Der Zweck dieser Familienstiftung sollte sein, ältere, kranke, verwitwete oder verwaiste Nachkommen der Stammeltern zu unterstützen oder Ausbildungsbeiträge für Lehrlinge und Studierende zur Verfügung zu stellen.[111]

Die Zukunft der Familie sicherstellen

Doch wenn sich die Familie nun einer Krise nähert, gäbe es dann auch Möglichkeiten, diese abzuwenden? Als Präsident der Festkommission hatte Albert Burckhardt-Finsler zwei Beiträge für das Fest beigesteuert, mit jeweils unterschiedlichen Formaten, aber ähnlichen Argumenten. In seiner Festrede und dem Festspiel deutete er an, dass die Familienmitglieder sich bei der Wahl der Ehepartner:innen nicht nur auf alteingesessene Familien aus der Basler Führungsschicht beschränken müssen, sondern eine Heirat mit Neu-Bürgern nicht ausschließen sollen – ähnlich wie dies beim Stammvater der Fall gewesen sei. Dafür griff er auf die Genealogie der Familie zurück, indem er die Geschichte von Christoph Burckhardt und Gertrud Brand in einer solchen Art und Weise interpretierte, dass sie seiner Argumentationslinie entsprach: Der aus einer Bauernfamilie stammende Christoph Burckhardt wandte sich der Kaufmannschaft zu und versuchte sein Glück in Basel – eine Stadt, die damals nicht zwischen vornehmen und weniger vornehmen Familien unterschieden haben soll, die von Handwerkerfamilien regiert wurde und Neuankömmlinge aufgenommen habe. Als gottesfürchtiger Mann konvertierte er zum Protestantismus. Dank harter Arbeit und Fleiß erwarb er sich ein kleines Vermögen und beeindruckte damit den Bürgermeister. Wegen seiner bürgerlichen Tugenden und seiner finanziellen

---

109 Tebbe, Jason: From Memory to Research. German Popular Genealogy in the Early Twentieth Century. In: Central European History 41 (2007). S. 205–227, hier S. 212–213.

110 Siehe dazu Etzemüller, Thomas: Ein ewigwährender Untergang. Der apokalyptische Bevölkerungsdiskurs im 20. Jahrhundert. Bielefeld 2007. Etzemüller spricht dabei auf S. 67 von einem „Volk-Raum-Modell“, das Bestandteil des demographischen Diskurses war.

111 StaBS, PA 594a X 12, Zirkulare, 1. Mitteilung vom Juni 1890, (wie Anm. 3).

Umstände wurde seine Herkunft nebensächlich. Da er sich wie ein guter Basler verhielt, stimmte der Bürgermeister Theodor Brand schließlich der Heirat zwischen seiner Tochter und dem neuen Bürger und Aufsteiger Christoph Burckhardt zu. Die in die Familie einheiratende Frauen trugen gemäß Albert Burckhardt-Finslers Ausführungen somit zum sozialen Aufstieg der Familie bei.

So wie Christoph Burckhardt damals in der Reformationszeit von einer angestammten Familie als Heiratspartner akzeptiert worden war, so sollten nun auch die Mitglieder der Familie Burckhardt sich auf Neubürger:innen einlassen, wenn sich diese wie ‚gute' Basler verhielten, so die Botschaft des Geschichtsprofessors und Politikers Albert Burckhardt-Finsler. Zukünftiges Verhalten legitimierte er also durch die Geschichte der Stammeltern, die vorgeschlagene Strategie basierte auf der eigenen Genealogie. Er selbst hatte auch keine Baslerin geheiratet, sondern eine Frau aus einem Zürcher Bürgergeschlecht.[112]

Gestützt werden kann die Interpretation von Albert Burckhardt-Finslers Beiträgen durch Aussagen, die er rund 16 Jahre später machte. Im Basler Stadtbuch von 1906 schrieb er einen Beitrag über „Die alten Basler". Darin relativierte er Abstammung und einen möglichst weit zurückliegenden Erhalt des Bürgerrechts zugunsten bürgerlicher Tugendenden, die einen „echten alten Basler"[113] ausmachen würden:

„Ein Bürgermeister als Grossvater und ein Oberstzunftmeister als Urgrossvater geben uns so wenig als grosser Besitz und ein Stammbaum, der bis auf Karl den Grossen zurückgeht, das Anrecht auf den Ehrentitel eines echten alten Baslers, sondern allein Arbeitsamkeit und werktätige Frömmigkeit, Selbstbewusstsein ohne Stolz und Humor ohne Bitterkeit, sie sind es, was als Requisit eines Basler Bürgers anzusehen ist, mag nun der Bürgerbrief im Jahre 1501 oder 1901 ausgestellt worden sein."[114] Für Albert Burckhardt-Finsler war eine „Amalgamation der neuen Elemente mit den schon vorhandenen"[115] durchaus denkbar.

Eine Verschmelzung der Burckhardt mit Neubürgern, solange diese die Basler Werte vertraten, erschien ihm wohl als geeigneter Kompromiss, um die Zukunft der Familie sicherzustellen[116] und so die Äste des Burckhardtischen Stammbaums ins neue Jahrhundert wachsen zu lassen.

---

112 Barth, Albert Burckhardt-Finsler (wie Anm. 15), S. 7.

113 Burckhardt-Finsler, Albert: Die alten Basler. In: Basler Jahrbuch (1906). S. 203–228, hier S. 221.

114 Burckhardt Finsler, Basler (wie Anm. 113), S. 227–228.

115 Burckhardt Finsler, Basler (wie Anm. 113), S. 221.

116 Dass es für Neubürger jedoch durchaus nicht einfach war, in die Heiratskreise der altbürgerlichen Basler Familien aufgenommen zu werden, zeigte Philipp Sarasin am Beispiel des Aufsteigers Rudolf Brüderlin. Vgl. Sarasin, Stadt (wie Anm. 10), S. 150–244, hier v. a. S. 228–231.

Neben den beiden Beiträgen von Albert Burckhardt-Finsler in Form von Festspiel und Festrede, deren Interpretation gezeigt hat, dass genealogische Wissensinhalte eingesetzt wurden, um Strategien zum Erhalt des Geschlechts vorzuschlagen, zeugen die anderen Formate davon, dass Wissen über die Stammeltern und die daraus resultierenden Abstammungsverhältnisse auch anhand unterschiedlicher materieller Relikte und Bilder vermittelt wurden und somit konstitutive Elemente der genealogischen Wissenskultur der Familie Burckhardt waren. Genealogie und Familiengeschichte wurden anlässlich dieses Festes mündlich tradiert, theatralisch inszeniert, durch Gegenstände ausgestellt, die wahrscheinlich auch berührt werden konnten, und mit den Abbildungen im Familienalbum sichtbar gemacht.

Es kann davon ausgegangen werden, dass die Durchführung des Festes dazu beitrug, neues genealogisches Wissen zu generieren, indem durch die eingereichten Gemälde (besonders diejenigen, die mehrere Generationen abbildeten) und die gesammelten Ausstellungsgegenstände neue Informationen zusammengetragen werden konnten. Vor allem aber bot das Fest die Möglichkeit, genealogisches Wissen an die teilnehmenden Gäste zu vermitteln.

Das Wissen um Abstammungsverhältnisse war gerade für den Bezug von Geldern der neu gegründeten Familienstiftung äußerst zentral: Denn von der Stiftung profitieren konnten nur diejenigen, die sich als Nachkommen der Stammeltern ausweisen konnten. Der 1893 publizierte Stammbaum dürfte dafür ein wichtiges Beweismittel gewesen sein.

Bevölkerungspolitische und völkische Mobilisierung von Genealogie seit dem Ersten Weltkrieg

Amos Kuster

Der Wahnsinn der Monarch:innen und die Statistik des Psychiaters

Hans Luxenburgers geschichtstheoretische Überlegungen im Kontext von historischer Genealogie und psychiatrischer Eugenik

Einleitung

Wer die Geschichte vom ‚unglücklichen Julius' hört, wird sich unweigerlich fragen, warum die Attribuierung mit Unglück ihm zuteil wurde und nicht seinen Opfern: Der junge Mann hatte seine Geliebte geschlagen und in den Schlossgraben geworfen. Sie floh zu ihren Eltern, von wo er sie wieder auf sein Schloss holte und sie schliesslich grausam ermordete. Julius war der Sohn von Kaiser Rudolf II. und litt – folgt man der Diagnose von Hans Luxenburger – an einer „katatone[n] Form der Schizophrenie".[1] Auf seine Taten folgend verlebte Julius noch wenige Jahre in einem Zimmer eingeschlossen und starb dort zuletzt wahnsinnig und einsam. Nur: mit seiner Krankheit war er nicht allein. Schon sein Vater hatte mit psychischen Leiden gerungen und in der näheren und weiteren Verwandtschaft wimmelte es nur so von Geisteskranken.[2]

Dieser Meinung war jedenfalls Hans Luxenburger.[3] Und der Psychiater und Vererbungsforscher stützte sich nicht nur auf jahrelange Erfahrung in Klinik und

Anmerkung: Die Forschung, die diesem Beitrag zu Grunde liegt, wird vom Schweizerischen Nationalfonds im Rahmen des Projekts CRSII5_183567 finanziert. Der Beitrag folgt den Regeln der Schweizer Rechtschreibung.

1 Luxenburger, Hans: Erbbiologische Geschichtsbetrachtung, psychiatrische Eugenik und Kultur. In: Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie 118.1 (1929). S. 685 – 710. S. 703.

2 Für eine medizingeschichtliche Auseinandersetzung mit psychischer Gesundheit und Krankheit in den europäischen Adelshäusern der Frühen Neuzeit vgl. Midelfort, H. C. Erik: Mad Princes of Renaissance Germany. Charlottesville VA 1994. Der vorliegende Betrag hingegen befasst sich dezidiert *nicht* mit frühneuzeitlichen Konzepten.

3 Hans Luxenburger war ein deutscher Psychiater und Vererbungsforscher, geboren 1894 und ab 1924 unter dem Psychiater und Vererbungswissenschaftler Ernst Rüdin in München an der *Deutschen Forschungsanstalt für Psychiatrie* tätig. Seine Arbeiten zur statistischen Vererbungsforschung und insbesondere zur ‚empirischen Erbprognose' wurden in den 1920er und 1930er

https://doi.org/10.1515/9783110718034-010

Forschung, er verfügte auch über umfangreiches Material zu den Genealogien der europäischen Herrscherhäuser und den psychischen Erkrankungen, die dort grassieren würden.[4] Luxenburger beschränkte seine Streifzüge in die Vergangenheit auch keineswegs auf blutrünstige Schauergeschichten wie die des ‚unglücklichen Julius'. Was ihn interessierte, war, welchen Einfluss der Wahnsinn der europäischen Monarchinnen und Monarchen auf den Lauf der Geschichte hatte. Auch der englische König Heinrich VIII. war so ein Kandidat, der mit seinem Tun und Lassen über das Mass des Normalen hinausgeschossen war und seine Eigenheiten auch gleich an seine Töchter weitergegeben hatte:

> [A]llein die stereotype Enthauptung unbequemer Gattinnen, wie sie sich Heinrich VIII. leistete, sein in der Ursache ebenso geringfügiger wie in den Auswirkungen massloser Konflikt mit dem Papste, dieses Missverhältnis zwischen objektivem Anlass und individueller Reaktion, das auch die Handlungen seiner Töchter Maria und Elisabeth oft so schwer begreiflich macht, sprengen doch den Rahmen des rein historisch und normal-psychologisch Verständlichen zuweilen recht erheblich.[5]

Luxenburgers Suche nach historischer Kausalität ging Hand in Hand mit dem vererbungswissenschaftlichen Ansinnen, aus der Geschichte von alten Familien Erkenntnisse für eine „psychiatrische Eugenik und Kultur"[6] zu gewinnen. In der – in den 1920er Jahren sehr gängigen – Annahme, dass manche psychische Erkrankungen erblich seien, arbeitete er mit genealogischem Material zu den europäischen Herrscherfamilien, um die Übertragung und Wirkungsweise solcher Leiden genauer zu untersuchen. Aus der Geschichte wollte Luxenburger Lehren

---

Jahren breit rezipiert und galten als vorbildlich. Ebenfalls bekannt waren seine Studien zu Zwillingen. Ab 1941 war Luxenburger bei der Luftwaffe tätig. Nach dem Krieg praktizierte er in München als Psychiater und hatte einen Lehrauftrag für Heilpädagogik inne. Vgl. Klee, Ernst: ‚Hans Luxenburger'. In: Das Personenlexikon zum Dritten Reich: Wer war was vor und nach 1945? Frankfurt a. M. 2003. S. 385; Weber, Matthias M.: Ernst Rüdin: eine kritische Biographie. Berlin [u. a.] 1993. S. 135; Biogramm Hans Luxenburger. In: Rassenforschung an Kaiser-Wilhelm-Instituten vor und nach 1933. Hrsg. von Hans-Walter Schmuhl. Göttingen 2003. S. 333 f.

4 Luxenburger erwähnt insbesondere Arbeiten von Kollegen aus der Psychiatrie. Mit Untersuchungen von Genealogen zu psychiatrischen Themen arbeitete er zwar, übernahm sie aber nicht ohne weiteres. Im Archiv des *Max-Planck Instituts für Psychiatrie* in München befinden sich die Unterlagen der Vorgängerinstitution, der *Deutschen Forschungsanstalt für Psychiatrie* bzw. des *Kaiser-Wilhelm-Instituts für Psychiatrie*. Dort finden sich unter den Signaturen MPIP GDA 117 und MPIP GDA 118 auch Materialien, die Luxenburger durch seine psychiatrisch-genealogische Forschung zum ‚unglücklichen Julius' und den europäischen Adelshäusern hinterlassen hat. Diese Quellen werte ich zurzeit für meine Dissertationsforschung aus, wobei die diagrammatische Dimension der Vererbungsforschung im Fokus des Interesses steht.

5 Luxenburger, Geschichtsbetrachtung (wie Anm. 1), S. 696 f.

6 Luxenburger, Geschichtsbetrachtung (wie Anm. 1), S. 696.

für einen zukünftigen Umgang mit erblichen Geisteskrankheiten ziehen, die der – damals angenommenen – Bedrohung der Bevölkerung etwas entgegensetzen sollten. Luxenburgers Unternehmung verschränkte in eigenartiger Weise Geschichtsverständnis, Genealogie und Vererbungsforschung. Dieser Konstellation soll im Folgenden nachgegangen werden. Wie kam Luxenburger dem ‚unglücklichen Julius' auf die Spur, und wie konnte er herausfinden, woran der Prinz litt und was sein Leiden mit seiner Familie zu tun hatte?

Luxenburgers Material: Die europäischen Adelshäuser als ‚grosse Familie'

Hans Luxenburger kombinierte für seine Untersuchung[7] der europäischen Herrscherfamilien zwei Ansätze, die beide um und nach 1900 in der medizinischen Vererbungslehre Verwendung fanden: Dies war einerseits die detaillierte Analyse einzelner Familien und andererseits ein statistischer Zugang. Im genealogischen Material der Dynastien der europäischen Adelshäuser fand Luxenburger beides. Die Familien waren untereinander so mannigfaltig verwandtschaftlich verbunden, dass Luxenburger sie zu einer einzelnen, grossen Familie zusammenfasste: „Die Kronenträger der meisten europäischen Monarchien sind seit mehreren Jahrhunderten Glieder einer grossen Familie."[8] Das hatte zur Folge, dass die Personenzahl der untersuchten ‚Familie' zahlenmässig derart anwuchs, dass sie den Anforderungen statistischer Methodik genügte.

Das Material für diese ‚grosse Familie' gewann Luxenburger aus bestehenden genealogischen Darstellungen, wie auch psychiatrischen Abhandlungen über die Verbreitung von erblichen Krankheiten in adligen Familien.[9] Immer wieder wurde von Vertretern der frühen medizinischen Genetik die Erzählung von der grossen

7 Publiziert hat Luxenburger dazu zwei Artikel, einen 1928 unter dem Titel *Ziele und Wege einer erbbiologisch-pragmatischen Geschichtsschreibung*, einen zweiten Ende 1929, betitelt *Erbbiologische Geschichtsbetrachtung, psychiatrische Eugenik und Kultur.* Luxenburger stellte zudem eine umfassendere Veröffentlichung zu diesen Forschungen in Aussicht, wozu es jedoch – abgesehen von einer detaillierteren Studie zum ‚unglücklichen Julius' (vgl. Anm. 74) – nie gekommen ist. Teile des Arbeitsmaterials liegen im Archiv, vgl. Anm. 4.

8 Luxenburger, Hans: Ziele und Wege einer erbbiologisch-pragmatischen Geschichtsbetrachtung. In: Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie 116.1 (1928). 327–347, hier S. 335.

9 Luxenburger, Ziele und Wege (wie Anm. 8), S. 342; vgl. auch Strohmayer, Wilhelm: Zur Genealogie der Schizophrenie und des Schizoids. In: Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie 95.1 (1925). S. 194–217.

genetischen Experimentalanlage der Menschheit bemüht.[10] Weil lange Generationenfolgen und die ärztliche Ethik experimentelle Untersuchungen wie beispielsweise diejenige an Fruchtfliegen am Menschen verunmöglichten, sollte die Humangenetik auf das grosse Experiment der Geschichte zurückgreifen. Ein Experiment also, welches schon lange begonnen und immer weiter in der Fortführung begriffen, ganz ohne Zutun eines Wissenschaftlers oder einer Wissenschaftlerin passierte „ein fast vollgültiger, wenn auch weit langsamer zum Ziele führender Ersatz für das Vererbungsexperiment bei Tier und Pflanze".[11] Die Daten dieses Experiments standen aber nicht unmittelbar in der Welt der Menschen zur Verfügung, die gezeugt wurden und gezeugt hatten, sondern, so dachte Rüdin an, lagen in deren genealogischer Erfassung und würden zugänglich „im Studium dieser Familienstruktur, in der durch viele Generationen hindurch systematisch verfolgten Familienforschung".[12] In anderen Worten ging es darum, sich vorhandenes Material für die Forschung zu erschliessen, und für Luxenburgers Projekt waren die Genealogien der Adligen besonders geeignet.

Seit Ende des 12. Jahrhunderts gibt es vermehrt Nachweise, dass in Zentraleuropa die Genealogie von den herrschenden Eliten genutzt wurde, um das Ansehen ihrer Familien zu vermehren und deren ökonomisches Auskommen durch Rechte und Besitz zu sichern.[13] Entsprechend gut dokumentiert waren diese Familien und ein „grosses Fürstengeschlecht", so Luxenburger, stellte eine „verhältnismässig leicht und zuverlässig zu durchforschende Einzelfamilie" dar.[14]

In der psychiatrischen Vererbungsforschung hatte die Arbeit mit genealogischem Material eine gewisse Tradition.[15] Um vorhandene Familiengenealogien in

---

10 Rüdin, Ernst: Einige Wege und Ziele der Familienforschung, mit Rücksicht auf die Psychiatrie. In: Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie 7.1 (1911). S. 487–585, hier S. 488; Wittermann, Ernst: Klinische Psychiatrie und Familienforschung. In: Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie 105.1 (1926), S. 459–493, hier S. 459; Teicher, Amir: Social Mendelism: Genetics and the Politics of Race in Germany. 1900–1948, Cambridge, NY 2019. S. 8.

11 Rüdin, Wege und Ziele (wie Anm. 10), S. 488.

12 Rüdin, Wege und Ziele (wie Anm. 10), S. 488.

13 Klapisch-Zuber, Christiane: The Genesis of the Family Tree. In: I Tatti Studies in the Italian Renaissance 4 (1991). S. 105–129. S. 107.

14 Luxenburger, Geschichtsbetrachtung (wie Anm. 1), S. 691.

15 Vgl. Sommer, Robert: Familienforschung und Vererbungslehre. Leipzig 1907; Strohmayer, Wilhelm: Ueber den Wert genealogischer Betrachtungsweise in der psychiatrischen Erblichkeitslehre. In: European Neurology 22 Suppl. 1 (1907). S. 115–131. Die Psychiatrie hatte sich schon während des gesamten 19. Jahrhunderts für Vererbung interessiert. Dass es intergenerationelle Ähnlichkeiten gibt, war evident, doch konnte man diese weder einem eindeutigen physischen Korrelat zuweisen, noch hatte man Belege für eine Funktion, die diese Vorgänge organisiert (Rheinberger, Hans-Jörg und Müller-Wille, Staffan: Vererbung: Geschichte und Kultur eines biologischen Konzepts. Frankfurt a. M. 2009. S. 101–115). Durch das 19. Jahrhundert hindurch wurde

eine für die Vererbungsforschung nützliche Dimension zu bringen, musste Luxenburger sie rekombinieren. So sollte es möglich sein, in der „Aszendenz und in den Kollateralen" der bereits untersuchten Personen weiter zu forschen und so „den Rahmen dieser grossen Familie noch ganz erheblich weiterzuspannen" und zuletzt „alle *die* Angehörigen der europäischen Dynastien in einer Abstammungstafel zu vereinigen, von denen die Geschichte weiss, dass sie psychisch abnorm waren."[16] Im Vordergrund stand nicht die möglichst exakte Erfassung und weitreichende Recherche einzelner Adelsfamilien, vielmehr führte Luxenburger bestehende Familienforschungen zusammen und ergänzte sie so, dass sich daraus eine einzige Grossfamilie zeichnen liess, deren Zusammenstellung möglichst viele angenommene historische Fälle von Geisteskrankheit umfassen sollte (Abb. 1).[17]

Mit einem gewissen Umfang des Materials erfüllte Luxenburger auch die Forderung nach „*grossen Beobachtungsreihen*",[18] für die sich eine Erklärung in den Verschiebungen der Methodik der damaligen psychiatrischen Vererbungsforschung findet: Gegen Ende des 19. Jahrhunderts bemühten sich verschiedene Psychiater darum, Konzepte und Methoden aus der historischen Genealogie für die noch immer offene Frage nach der Vererbung von psychischen Erkrankungen fruchtbar zu machen.[19] Meist wurde aber mit einzelnen Familien gearbeitet und sehr oft bestand das gesammelte Material aus Familien, in denen Fälle

---

ganz besonders in den psychiatrischen Kliniken und Anstalten auf statistischem Weg dem Problem der Vererbung nachgegangen (Porter, Theodore M.: Genetics in the Madhouse: The Unknown History of Human Heredity. Princeton 2018). Die Psychiater versuchten, die Ursache von Geisteskrankheiten zu ergründen und kamen sehr oft zum Schluss, dass diese vererbt sein müssten. Darüber hinaus stellten sie Korrelationen auf zu Geschlecht, Religion und allerhand anderen Kategorien, die einen Einfluss auf die Weitergabe von Krankheiten haben sollten. Gegen 1900 versuchten immer mehr Psychiater einer Lösung des Vererbungsproblems näher zu kommen, indem sie sich Studien zu einzelnen Familien widmeten, sich des Problems also in einem kleinen begrenzten Rahmen annahmen. Deshalb wurde die Familienforschung für sie besonders interessant (Gausemeier, Bernd: Auf der „Brücke zwischen Natur- und Geschichtswissenschaft": Ottokar Lorenz und die Neuerfindung der Genealogie um 1900. In: Wissensobjekt Mensch. Humanwissenschaftliche Praktiken im 20. Jahrhundert. Hrsg. von Christina Brandt u. Florence Vienne. Berlin 2008. S. 137–164).

16 Luxenburger, Ziele und Wege (wie Anm. 8), S. 342.

17 Wobei ja, je nach wissenschaftlichem oder kulturellem Kontext, der Umfang dessen, was als ‚Familie' aufgefasst wird, sich ganz erheblich unterscheiden kann. Vgl. dazu Schneider, David: A Critique of the Study of Kinship. Ann Arbor 1984.

18 Luxenburger, Geschichtsbetrachtung (wie Anm. 1), S. 689.

19 Gausemeier, Lorenz (wie Anm. 15), S. 143–155. Hervorhebung im Original.

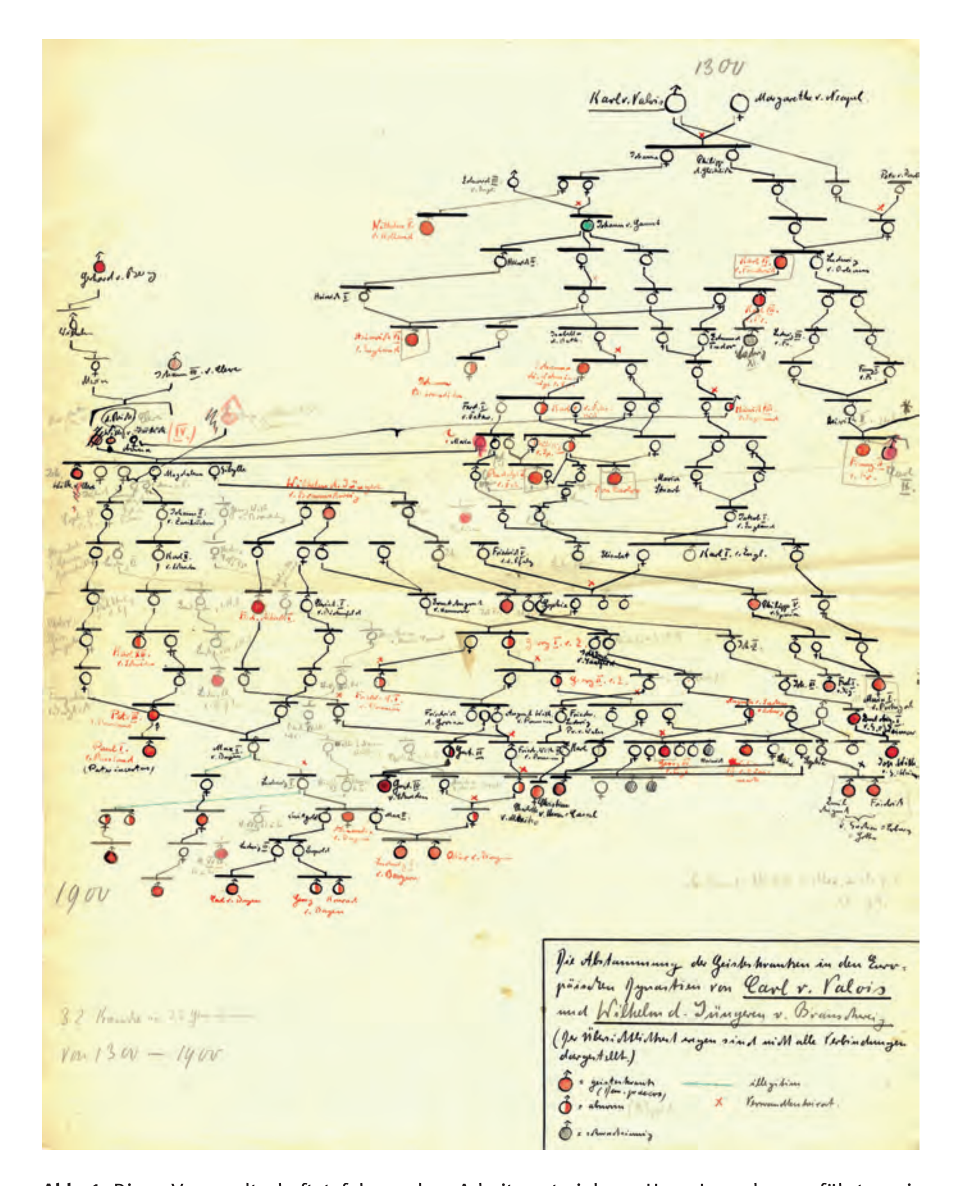


Abb. 1: Diese Verwandtschaftstafel aus dem Arbeitsmaterial von Hans Luxenburger führt zwei europäische Herrscherfamilien zusammen. Die rot eingefärbten genealogischen Zeichen markieren die angeblich schizophrenen Individuen. Ebenfalls hervorgehoben sind Verbindungen zwischen Verwandten. (Quelle: MPIP-GDA 118.)

von ‚Geisteskrankheit' sich besonders häuften.[20] Ob nun in Ahnentafeln oder Stammtafeln arrangiert, waren diese genealogischen Daten nicht für eine statistische Analyse geeignet, wie sie der Psychiater Ernst Rüdin anstrebte und wie sie seine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter praktizierten.[21] Auch Luxenburgers Studien gehörten zum Feld der ‚empirischen Erbprognose', wie Rüdin selber das Forschungsprogramm bezeichnete, das er im Verlauf der 1920er Jahre aufgegleist hatte.[22] Charakteristisch war in erster Linie die Abkehr vom Versuch, mendelsche Vererbung bei psychischen Erkrankungen zu belegen und der Fokus auf die statistische Berechnung von Erkrankungswahrscheinlichkeiten in unterschiedlichen Populationen.[23] So wurde der bei einigen Erkrankungen offensichtlich scheinenden Vererbungskomponente Rechnung getragen und im gleichen Zuge liessen sich auf diesem Weg auch eugenische Massnahmen erarbeiten und legitimieren – ein Aspekt, der Rüdin besonders am Herzen lag.[24]

Für diese Studien bauten die Wissenschaftlerinnen auf die statistischen Arbeiten von Wilhelm Weinberg und verwendeten die sogenannte Probandenmethode.[25] Dabei wurden – statt einzelne Familien über möglichst viele Generationen nachzuforschen – möglichst grosse Generationen als statistische Samples

20 Gausemeier, Bernd: In Search of the Ideal Population: The Study of Human Heredity before and after the Mendelian Break. In: Heredity Explored: Between Public Domain and Experimental Science, 1850 – 1930. Hrsg. von Staffan Müller-Wille u. Christina Brandt. Cambridge, MA 2016. S. 337– 363. Hier S. 347 – 348.

21 Teicher, Mendelism (wie Anm. 10), S. 41 – 53.

22 Mazumdar, Pauline M. H.: Two Models for Human Genetics: Blood Grouping and Psychiatry in Germany Between the World Wars. In: Bulletin of the History of Medicine 70.4 (1996). S. 609 – 657, hier S. 641 f.

23 Teicher, Mendelism (wie Anm. 10), S. 66.

24 Roelcke, Volker: Programm und Praxis der Psychiatrischen Genetik an der Deutschen Forschungsanstalt für Psychiatrie unter Ernst Rüdin. Zum Verhältnis von Wissenschaft, Politik und Rasse-Begriff vor und nach 1933. In: Rassenforschung an Kaiser-Wilhelm-Instituten vor und nach 1933. Hrsg. von Hans-Walter Schmuhl. Göttingen 2003. S. 38 – 67; vgl. ferner auch Ritter, Hans Jakob: Psychiatrie und Eugenik: Zur Ausprägung eugenischer Denk- und Handlungsmuster in der schweizerischen Psychiatrie, 1850 – 1950. Zürich 2009.

25 Rüdin arbeitete sehr früh mit Weinbergs statistischen Methoden und versuchte unter deren Anwendung zu belegen, dass die Anlage zur Schizophrenie ein rezessives mendelsches Merkmal sei, vgl. Teicher, Mendelism (wie Anm. 10), S. 63 – 69. Auch für die Arbeiten zur empirischen Erbprognose wurden Instrumente aus Weinbergs Werkzeugkasten verwendet, vgl. dazu Mazumdar, Models (wie Anm. 22), S. 645 – 649 und Gausemeier, Bernd: Pedigree vs. Mendelism: Concepts of Heredity in Psychiatry before and after 1900. In: Conference: Heredity in the century of the gene (A cultural history of heredity IV). Preprint 343, Berlin 2008. S. 149 – 162. Zur Rolle von Wilhelm Weinbergs mathematischer Statistik in der Populationsgenetik vgl. Weber, Marcel: Genetik und Moderne Synthese. In: Evolution: ein interdisziplinäres Handbuch. Hrsg. von Philipp Sarasin [u. a.]. Stuttgart 2010. S. 102 – 114, hier S. 107.

gebildet, um so Aussagen treffen zu können, die über einen konkreten Einzelfall hinausgingen.[26]

Wenn er eine historische Grossfamilie zum Gegenstand psychiatrischer Vererbungsforschung machen wollte, musste sich Luxenburger also sicher sein, dass diese in statistischer Hinsicht seinen Anforderungen genügte, nämlich dass „diese Familien so umfangreich sein [müssen], dass sie den Erkenntniswert einer Statistik besitzen", womit er meinte, „dass alle zufallsmässigen, an die Einmaligkeit einer konkreten Konstellation gebundenen Bedingtheiten hinter die abstrahierbare Regelmässigkeit an Bedeutung zurücktreten."[27] Stimmte der Umfang des Materials, schien auch die Untersuchung einer ‚Einzelfamilie' wieder denkbar, ja unter gewissen Umständen gar nötig. Für manche damalige vererbungswissenschaftliche Fragen wie nach den „Konstitutionslegierungen", den „Beziehungen von Temperament und Charakter zur Psychose" oder der „Rolle von Konstellation und Kondition" konstatierte Luxenburger nämlich, dass diese sich „an einem massenstatistischen Material allein nur unbefriedigend studieren"[28] liessen. Dann hielt er es für sinnvoll, auch ‚Einzelfamilien' einzubeziehen: „Hier müssen zu den statistischen Kollektiven ergänzend und illustrierend grosse, gut durchforschte *Einzelfamilien* treten."[29]

Eine schizophrene Grossfamilie

Als wichtigstes Kriterium für die Auswahl gerade dieses Materials galt Luxenburger das von ihm behauptete hohe Vorkommen von Schizophrenien in dieser Gruppe. Die grosse Familie, die er konstruiert hatte, wies also nicht einfach eine polymorphe Breite an Krankheitsbildern auf, sondern war insbesondere durch eine einzelne nosologische Kategorie gekennzeichnet. Zwar hatte sich Ernst Rüdins These, dass die Schizophrenie eine sich rezessiv vererbende Krankheit sei, nicht bestätigt.[30] In der Forschung zur Schizophrenie hielt man Ende der 1920er Jahre allerdings noch immer eine – wenn auch komplexere – Vererbung für ge-

26 Vgl. beispielsweise Luxenburger, Hans: Zur Methodik der empirischen Erbprognose in der Psychiatrie. In: Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie 117.1 (1928). S. 543–552.
27 Luxenburger, Geschichtsbetrachtung (wie Anm. 1), S. 689.
28 Luxenburger, Geschichtsbetrachtung (wie Anm. 1), S. 689.
29 Luxenburger, Geschichtsbetrachtung (wie Anm. 1), S. 689.
30 Rüdin, Wege und Ziele (wie Anm. 10), S. 162ff. Vgl. dazu Teicher, Mendelism (wie Anm. 10), S. 64f.

wiss.[31] Luxenburger stand für seine Forschung eine „grosse, sich über viele Jahrhunderte erstreckende schizophrene Einzelfamilie mit ihren wichtigsten biologischen Erscheinungen, Tatsachen und Auswirkungen“[32] zur Verfügung und damit ein Material, welches ihm für die Erforschung der Vererbung der Schizophrenie ganz besonders geeignet schien.

Nun wurde in diesen Jahren ein ‚schizophrener Erbkreis‘ angenommen, dem auch Personen zugeordnet wurden, denen psychiatrisches Personal einen ‚schizoiden Charakter‘ oder ein ‚schizothymes Temperament‘ zuschrieben. Es wurden also von Personen aus dem blutsverwandten Umfeld von Schizophrenen angenommen, das diese sich durch Eigenschaften auszeichneten, deren Ursache in den genetischen Anlagen zu Schizophrenie wurzelten. Ohne dass die Krankheit notwendigerweise ausbrechen musste, wurden so präpsychotische und Menschen, die niemals erkranken würden, in einer schizophrenen Sphäre verortet. Für diese Auffassung ganz besonders prägend war Ernst Kretschmers Buch *Körperbau und Charakter*. Er argumentierte darin, dass bestimmte Typen von ‚Körperbau‘ mit bestimmten ‚Persönlichkeitstypen‘ und ‚Temperamenten‘, korrelierten.[33] Diese ‚Persönlichkeitstypen‘ bestimmte er jeweils in Anlehnung an verschiedene psychische Erkrankungen – der „schizothyme Typ“ erklärte sich etwa im Verhältnis zu den „Konstitutionskreise[n], aus denen sich die Schizophrenien rekrutieren“,[34] er zeichne sich durch einen hageren, ‚asthenischen‘ Körperbau und ein Temperament im schizophrenen Spektrum aus. Kretschmer schuf mit diesen Typen ein Kontinuum von Persönlichkeit zu erblicher Veranlagung, das nicht mehr von einem polymorphen Belastungsbegriff abhing, wie es gerade in der psychiatrischen Analyse von Stammbäumen ‚belasteter Familien‘ oft der Fall gewesen war. Oder anders gesagt: Es liess sich mit diesen Typen belegen, dass in den Familien, in denen es Schizophrene gab, auch andere Men-

---

31 Eine gute Übersicht über die Geschichte der Schizophrenie als Krankheitskonzept bietet Bernet, Brigitta: Schizophrenie: Entstehung und Entwicklung eines psychiatrischen Krankheitsbilds um 1900. Zürich 2013.

32 Luxenburger, Geschichtsbetrachtung (wie Anm. 1), S. 692.

33 Kretschmer, Ernst: Körperbau und Charakter. 4., überarb. Aufl. Berlin 1925 [1921]. Zu Kretschmers Werk siehe Rossi Monti, Mario: Ernst Kretschmer. In: The Oxford Handbook of Phenomenological Psychopathology. Oxford 2019. Zur Konstitutionstypologie vgl. insbesondere Matz, Bernhard Wilhelm: Die Konstitutionstypologie von Ernst Kretschmer: Ein Beitrag zur Geschichte von Psychiatrie und Psychologie des Zwanzigsten Jahrhunderts. Dissertation FU Berlin 2002.

34 Kretschmer, Körperbau (wie Anm. 33), S. 169.

schen durch Eigenschaften charakterisiert seien, die denen Schizophrener zumindest ähnlich sind.[35]

Die eingangs bereits erwähnte Familie von Heinrich VIII. und seinen Töchtern, verknüpfte Luxenburger mit „der Psychopathologie des schizophrenen Erbkreises“: Nur aus dieser Perspektive könne der „Familiencharakter, der aus den Radikalen ‚starrsinnig-selbstisch‘ und ‚absonderlich-gefühlsarm‘ herauswächst“ von einem Psychiater „begriffen werden“.[36]

Das Verhältnis zwischen Individuum und Familie wurde hier von Luxenburger als potenziell pathologisches konzipiert – die Charakteristika, die sich durch die genetischen Anlagen bewegten, waren nicht immer im Phänotyp sichtbar und gerade deshalb besonders bedrohlich.

„Persönlichkeiten“ machen Geschichte

Luxenburger zog die ‚Persönlichkeiten‘ einer solchen Typologie zur Erklärung geschichtlicher Prozesse heran. So soll die ‚schizothyme Persönlichkeit‘ – von denen es in den Adelsfamilien im ‚schizophrenen Erbkreis‘ viele gäbe – ganz besonders dazu geeignet gewesen sein, absolutistische Herrschaftsformen durchzusetzen. Dies, weil sich die Charaktereigenschaften der „Schizothymen“ um „Idealismus, Fanatismus, Despotismus“[37] konzentrierten. Den „Absolutismus“ nannte er „ätiologisch ein komplexes Gebilde“, fügte aber auch an, dass „eine seiner Wurzeln […]

---

35 Die Abgrenzung zwischen den verschiedenen Typen und Formen gestaltet sich relativ komplex, besonders aufgrund der Kombinationsmöglichkeiten. Zudem macht Kretschmer weitere Unterscheidungen hinsichtlich „normalpsychologischer“ und „pathologischer“ Typen. Luxenburger hingegen notiert an anderer Stelle auch, dass er etwa die Bezeichnungen „schizoid“ und „schizothym“ nur zur Vereinfachung von statistischen Einteilungen verwende, ohne von deren Zugehörigkeit zum „Erbkreis“ der Schizophrenie überzeugt zu sein (Luxenburger, Hans: Demographische und psychiatrische Untersuchungen in der engeren biologischen Familie von Paralytikerehegatten. In: Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie 112.1 (1928). S. 331–491, hier S. 354).

36 Luxenburger, Geschichtsbetrachtung (wie Anm. 1), S. 697. Im Unterschied zu statistischen Samples bestand bei Einzelfamilien die Möglichkeit, intergenerationelle Charakteristika festzustellen. Solche „Familiencharaktere“ wurden neben dem Namen, Wappen oder Gütern, als Konstante in der Familiengeschichte angesehen. Robert Sommer recherchierte in seinem Buch *Familienforschung und Vererbungslehre* exemplarisch die ‚Familie Soldan‘, deren „Familiencharakter“ sich über Jahrhunderte ausdifferenziert und bewahrt haben soll. Diesen beschrieb er als Neigung zu „grosse[r] Deutlichkeit der optischen Vorstellungen“, wodurch besonders viele Mitglieder der Familie zu Malern und Dichtern geworden sein sollen, vgl. Sommer, Familienforschung (wie Anm. 15), S. 139.

37 Luxenburger, Ziele und Wege (wie Anm. 8), S. 339.

eben zweifellos in jenem eigentümlichen psychologischen und charakterologischen Syndrom zu suchen [sei, AK], das den für den schizophrenen Erbkreis bezeichnenden Menschen formt und stempelt".[38]

Luxenburger unterstrich seine Annahme mit der Überzeugung, dass diese Prägung der ‚Persönlichkeit' in erster Linie durch Vererbung geschehe. Er schloss daraus die Forderung nach einem naturwissenschaftlichen Ansatz, was für ihn bedeutete „die biologischen Persönlichkeiten der Träger und Gestalter der Geschichte mit biologischer Methodik anzugehen."[39] Die ‚Persönlichkeiten' historischer Personen sollten Gegenstand der Biologie, oder genauer der Psychiatrie, sein. Im Umkehrschluss entzog Luxenburger die pathologischen ‚Persönlichkeiten' dem analytischen Aufgabenbereich der historischen Forschung. Er kritisierte auch einzelne Historiker, etwa Anton Gindely, dem er mangelndes Verständnis für die psychische Erkrankung von Kaiser Rudolf II. (dem Vater des unglücklichen Julius) und daraus resultierende, falsche historische Folgerungen unterstellte:

> *Für Gindely z.B. ist die Geisteskrankheit des Kaisers etwas psychologisch Erklärbares, das in seiner Ausprägung an die Persönlichkeit gebunden und von ihr bestimmt wird. Wir betrachten aber im Gegenteil die Persönlichkeit als ein Produkt der geistigen Erkrankung bzw. der krankhaften Erbanlage, die für uns eine biologische Einheit bedeutet und, da sie erblich ist, immer wieder in den verschiedensten Generationen auftritt, die Persönlichkeit der Betroffenen stets in ähnlicher Weise verändert und dabei – je nach der äusseren Konstellation der Umweltverhältnisse – mehr oder weniger ähnliche historische und kulturelle Auswirkungen veranlasst.*[40]

Aus geschichtstheoretischer Perspektive wäre demzufolge geschichtliche Kontinuität oder die vermeintliche Wiederholung des bereits Gewesenen eine direkte Konsequenz davon, dass ‚Persönlichkeit' von erblichen Faktoren abhängt. Familiäre und geschichtliche Kontinuität wurden von Luxenburger enggeführt. Auf der Kehrseite lässt sich geschichtliche Diskontinuität als Resultat wechselnder Umwelteinflüsse verstehen. Trotzdem, so entwarf es Luxenburger, liesse sich auch bei scheinbar diskontinuierlichem Gang der Geschichte die Kontinuität der Vererbung und deren Evidenz durch die ‚Persönlichkeit' nutzen: Unter Verwendung der Baummetapher postulierte er Zusammenhänge, die nur unter Kenntnis der Vererbung zu erkennen wären, „Ereignisse, die nicht unmittelbar auseinander abzuleiten sind, sondern wie zwei Äste in verschiedener Höhe aus *einem* Stamm herauswachsen."[41] Ähnlichkeiten zwischen den ‚Persönlichkeiten' von

38 Luxenburger, Ziele und Wege (wie Anm. 8), S. 339.
39 Luxenburger, Ziele und Wege (wie Anm. 8), S. 329.
40 Luxenburger, Ziele und Wege (wie Anm. 8), S. 338. Hervorhebung im Original.
41 Luxenburger, Ziele und Wege (wie Anm. 8), S. 333. Hervorhebung im Original.

Vor- und Nachfahren liessen Vererbung wahrscheinlich erscheinen und wenn diese zu unterschiedlichen Zeiten unterschiedlich handelten, dann konnte gerade die Diskontinuität wiederum auf die tieferliegende Kontinuität der Vererbung verweisen – nicht zuletzt auch weil die Monarchinnen und Monarchen durch ihre fortwährende Regierung Diskontinuität und Kontinuität in sich vereinten.

Auf Luxenburgers Geschichtsbühne standen also Figuren, deren erheblicher Einfluss auf den Gang der Geschichte sich in seiner Ausprägung aus deren ‚Erbkonstitution' ergab, nämlich durch ererbte Pathologien und ‚Persönlichkeiten', die ihr individuelles Handeln beeinflussten. So erklärte sich Luxenburger die Wirkung individueller Eigenschaften auf den Lauf der Dinge und stellte fest, es werde „das Schicksal der Völker und ihrer Kulturen nicht unwesentlich von dem beeinflusst wird, was die Ursache des individuell-menschlichen Schicksals ausmacht, von seiner *Erbkonstitution*."[42]

Geschichte als Vererbungswissenschaft, Vererbung als Geschichtswissenschaft

Luxenburger begriff die geschichtlichen Akteurinnen und Akteure und deren Persönlichkeit als wichtigsten Faktor geschichtlicher Prozesse und Ereignisse. Wie das Beispiel zur Entstehung des Absolutismus zeigt, gewann Luxenburger aus der Verbindung von Psychopathologie und charakterologischer Typenlehre geschichtliche Erklärungsmuster, die auf psychiatrischem Wissen aufbauten.

Ebenfalls als aufschlussreich erweist sich ein weiterer Anwendungsfall von psychiatrischer Vererbungswissenschaft im Bereich der Geschichte. Luxenburger ging davon aus, dass er auf der Basis genealogischer Daten und historischer Berichte mittels mendelscher Kombinatorik feststellen könne, ob ein illegitimes Kind eines Fürsten mit einer Mätresse in die Erbfolge und die genealogische Überlieferung eingeschrieben wurde.[43] Das könne „historisch oder dynastisch von grosser Bedeutung sein".[44] Es konnte also zu Widersprüchen und Konflikten zwischen historisch-genealogisch manifestierten Verwandtschaftsverhältnissen und den Ergebnissen von Luxenburgers psychiatrischen Recherchen kommen. Prokreative Tatsachen und psychiatrische Relevanz stünden dann den historischen Ereignissen entgegen. Das Problem liegt auf der Hand: Auch wenn Luxenburger für die Persönlichkeit der Herrscher streng biologisch argumentierte,

42 Luxenburger, Ziele und Wege (wie Anm. 8), S. 329. Hervorhebung im Original.
43 Luxenburger, Ziele und Wege (wie Anm. 8), S. 332.
44 Luxenburger, Ziele und Wege (wie Anm. 8), S. 333.

so war ihm die Komplexität mittelalterlicher Herrschaftssysteme sehr wohl bewusst. Verwandtschaftliche Verhältnisse, dynastische Ketten, Erbfolgen und Erbrecht waren Einrichtungen, die sich nicht einfach an – aus Luxenburgers Sicht – biologischen Tatsachen orientierten. Historische Genealogie und Geschichte deckten sich nicht immer mit prokreativen Tatsachen und das war auch Luxenburger klar.[45] Handkehrum – und vielleicht war es dies, was Luxenburger besonders schmerzte – mussten diese Widersprüche auch bedeuten, dass das genealogische Material, das über Jahrhunderte gesammelt worden war, wohl in vielen Fällen für eine psychiatrische Vererbungsforschung, die sich an Fakten eines biologischen Wissenssystems orientierte, gar nicht so geeignet war.[46]

Luxenburger führte naturwissenschaftliche Erklärungsmuster in eine geschichtswissenschaftliche Epistemologie ein, indem er eine historische Kausalität postulierte, die allein in der materiellen Welt wurzle:

> Das Geschehene bildet sich weder nach der Grösse, noch nach der Richtung in einem Kräfteparallelogramm des Schicksals und der Kausalität, d. h. einer alogischen, irrationalen Lebens*macht* [...] und einer Summe von rationalen Lebens*gesetzen*, die an die Wesenheit der Materie gebunden sind, sondern erscheint dem naturwissenschaftlich Denkenden durchaus als Konsequenz der letzteren.[47]

Mit dieser Definition schränkte Luxenburger jede denkbare Kausalität auf die physikalisch-materielle Welt ein. Kausalität auf den konkreten Fall menschlichen Lebens bezogen bedeutete für Luxenburger ein System aus Reiz und Reaktion. So sei das „Schicksal eines Individuums [...] ja letzten Endes nur die Summe aller psychophysischen Reaktionsvorgänge und -Ergebnisse [sic!] den [...] Reizen der Umwelt gegenüber".[48] Eine Untersuchung des menschlichen Schicksals, woraus sich ja auch die Schicksale von ‚Völkern' zusammensetzen sollten, musste sich gemäss Luxenburger demnach auf die als schicksalshaft konzipierte Substanz des menschlichen Körpers allein beziehen.[49]

---

45 In diesem Zusammenhang sei auch auf die Bemühungen um eine Annäherung von historischer Genealogie und Vererbungsforschung verwiesen, die um 1900 stattfanden und nicht zuletzt wie im Falle von Ottokar Lorenz auch durch geschichtstheoretische Überlegungen bewegt waren. Bernd Gausemeier hat gezeigt, wie dessen wissenschaftspolitischer Einsatz für die Genealogie im Grunde von einem spezifischen Geschichtsverständnis getragen wurde, nämlich dass die biologische Familiengeschichte, wie sie in der Ahnentafel notiert wird, der Nukleus historischen Geschehens sei, vgl. Gausemeier, Pedigree (wie Anm. 25), S. 139.
46 Luxenburger, Geschichtsbetrachtung (wie Anm. 1), S. 691.
47 Luxenburger, Ziele und Wege (wie Anm. 8), S. 327, Hervorhebungen im Original.
48 Luxenburger, Ziele und Wege (wie Anm. 8), S. 328.
49 Analogien zwischen biologischen Prozessen und gesellschaftlichen oder politischen Ereignissen und Strukturen herzustellen, lehnte Luxenburger klar ab: „Das ist keine Biologie, sondern

Zusätzlich zu den Setzungen, die Luxenburger hinsichtlich der Kausalität von geschichtlichem Geschehen vornahm, fällt auch auf, wie er nur ganz bestimmten Akteuren und Akteurinnen einen Einfluss auf geschichtliche Prozesse zugestand. Denn warum sollten es überhaupt die Monarchinnen und Monarchen sein, die für den Lauf der Geschichte verantwortlich zeichneten? Für Luxenburger stand fest, dass „nicht jedes Mitglied einer Volksgemeinschaft gleich bedeutsam für die Gestaltung des historisch-kulturellen Geschehens“ sei. Vielmehr seien es stets „Führer, die, sei es durch die Gnade ihrer Geburt“ oder auf anderem Weg „ aus der Masse herauswuchsen und so als Fürsten, Demagogen, Staatsmänner, Heerführer und Günstlinge einen bestimmenden Einfluss auf die geschichtliche und kulturelle Entwicklung nahmen.“[50]

Einerseits liesse sich nun diese Haltung Luxenburgers als historistische Überhöhung einzelner, angeblich herausragender Akteurinnen und Akteure einordnen. Andererseits kann sie aber auch in ihrer offensichtlichen Verbindung zur genealogischen Forschung gelesen werden: Wenn die genealogische Tradition ein Mittel der herrschenden Eliten zur Erhaltung von Rechten und Gütern darstellte, dann sind es Vertreterinnen und Vertreter dieser Eliten, die in den genealogischen Dokumenten verbrieft sind. Luxenburger stand für seine vererbungswissenschaftliche Arbeit ein Material zur Verfügung, welches als solches schon eine besondere Relevanz der darin enthaltenen Personen suggerierte. Die Verknüpfung von genealogischem Material mit psychiatrischer Praxis verschärfte diesen Eindruck. Besonders klar zeigt sich dies, wenn Luxenburger eine Verbindung herstellte zwischen der psychiatrisch definierten „schizothymen Persönlichkeit“ und einer historisch spezifischen Herrschaftsform, dem Absolutismus.

---

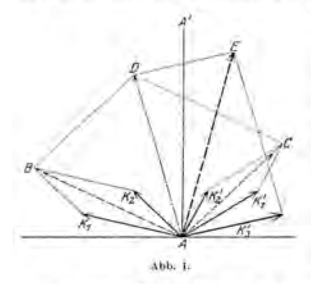
gewissermassen biologisch gefärbte Dialektik“ (Luxenburger, Ziele und Wege (wie Anm. 8), S. 329). Spannend ist, dass ein ähnlich gelagertes Problem schon einige Jahre zuvor vom französischen Soziologen Gabriel Tarde mit etwas Aufmerksamkeit bedacht wurde: Tarde ging in seinem Buch *Die Gesetze der Nachahmung* in gewissem Sinn einen entgegengesetzten Weg, indem er versuchte die gesetzmässige Funktionsweise der Weitergabe und Ausbreitung von sozialen Dingen zu erklären. Tarde grenzte seine Untersuchung aber gerade von der Biologie ab, weil er eine „reine und abstrakte Soziologie“ erarbeiten wollte und erklärte, dass er keine Analogien zu den biologischen Erkenntnissen der Vererbungsforschung suche (Tarde, Gabriel: Die Gesetze der Nachahmung [1890]. Übers. von Jadja Wolf. Frankfurt a. M. 2017. S. 17).

50 Luxenburger, Ziele und Wege (wie Anm. 8), S. 329. Diese Setzung Luxenburgers erweist sich als ein ‚blinder Fleck‘ seiner geschichtstheoretischen Ansätze: Er macht nämlich keinen Unterschied zwischen der Frage, was Geschichte sei, und der Frage, wer Einfluss auf das Geschehen in der Welt habe. Auf alternative methodische Konzepte, wie etwa Karl Lamprechts Kulturgeschichte oder eine Umwelt- und Strukturgeschichte wie sie in Frankreich zu dieser Zeit angedacht wurde, bezog er sich nicht. Gerade letztere hätte in ihren Ansätzen eigentlich viel eher Luxenburgers Forderungen nach naturwissenschaftlicher Stringenz und statistischer Herangehensweise entsprochen.

Geschichte im Diagramm

Seinen Artikel *Ziele und Wege einer erbbiologisch-pragmatischen Geschichtsschreibung* illustrierte Luxenburger mit einer einzigen Abbildung, und zwar mit einem Diagramm (Abbildung 2). Dieses Diagramm sollte das Verständnis seiner Überlegungen zur Vererbung als Faktor im historischen Prozess unterstützen. Schon die Tatsache, dass er zu diesem Zweck eine diagrammatische Lösung wählte, ist bemerkenswert. Auf jeden Fall bedarf ein solches Diagramm einer eingehenderen Betrachtung, denn es lässt sich daran einiges festmachen, was erlaubt Luxenburgers Unternehmung deutlicher zu umreissen.

Die Senkrechte AA′ bedeute die Projektion der Scheidungsebene zwischen den beiden Möglichkeiten „Krieg“ und „Frieden“ auf die Erkenntnisfläche des Beobachters. Die nach links von dieser Ebene gerichteten Kräfte K_1 und K_2 wirken im Sinne der Entfesselung des Krieges, die nach rechts gerichteten K'_1 und K'_2 im Sinne der Erhaltung



des Friedens. K_1 sei der Ausdruck für die den Krieg wünschenswert erscheinen lassenden dynastischen Interessen, K_2 der Ausdruck für die zum Kriege, d. h. zu Eroberung neuer Provinzen, die Ansiedelungsmöglichkeiten bieten, treibende Übervölkerung des Landes.

Es seien also zwei wirksame Faktoren aus der Fülle der möglichen herausgehoben, ein dynastischer und ein wirtschaftlicher; wir können auch K_1 bezeichnen als die Summe der im Sinne der Möglichkeit „Krieg“ wirkenden dynastischen, K_2 als die Summe der im gleichen Sinne wirkenden wirtschaftlichen Faktoren. K_1 und K_2 sind nach ihrer quantitativen Wertigkeit durch Größe und Richtung gekennzeichnet, wobei wir annehmen, daß im absoluten monarchischen Staate der vergangenen Jahrhunderte im allgemeinen den dynastischen Interessen eine größere Bedeutung zukommt als den volkswirtschaftlichen.

Abb. 2: „Ganz schematisch“ will Hans Luxenburger das Verhältnis verschiedener Faktoren aufzeigen, die darüber entscheiden, ob es zu einem Krieg kommt oder nicht. Mit dem Vektor K’3 wirkt dabei auch die ererbte psychische Verfassung eines herrschenden Fürsten. Das Diagramm lässt sich nur mit Hilfe des umgebenden Textes verstehen. (Quelle: Luxenburger, Wege und Ziele, S. 336.)

Das Diagramm visualisiert eine Überlegung, die eigentlich nicht besonders komplex ist: nämlich, wie sich geschichtliche Ereignisse und Entscheidungen aus verschiedenen Faktoren ergeben, von denen einer die Vererbung sein soll. Warum verwendete Luxenburger dieses Diagramm? In den beiden Artikeln, die Luxenburger zur Geschichte veröffentlicht hat, finden sich keine Ahnen- oder Deszendenztafeln, wie dies bei Psychiatern wie Sommer oder Strohmayer sehr oft der Fall

war. Rüdin und die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus seinem Umfeld hatten schon etwa um 1916 aufgehört, in ihren Publikationen genealogische Tafeln von Einzelfamilien abzudrucken.[51] Sie wollten sich damit von den genealogischen Zugängen zu pathologischen Familien abheben, wie sie von anderen Protagonisten der psychiatrischen Vererbungsforschung vertreten wurden.[52] Rüdin selber erklärte, der Grund, weshalb er diese vermied, sei, dass genealogische Darstellungen „nur je eine spezielle Verwirklichung im Würfelspiel der Vererbung" seien und „für sich allein"[53] nichts beweisen würden. Eine von Pauline Mazumdar aufgestellte These lautet, dass in der statistischen Genetik damit gespielt wurde, in Publikationen mittels komplizierter Formeln eine Atmosphäre mathematischer Exkaktheit zu verbreiten.[54] Inwiefern Luxenburgers Einsatz des Kräftediagramms von solchen Überlegungen getragen gewesen sein mag, muss offen bleiben. Jedenfalls scheint es plausibel, seinen Einsatz des Diagramms dahin zu deuten, dass er die naturwissenschaftliche Genauigkeit seines Ansatzes durch eine mathematisch-geometrische Evidenztechnik wie das Diagramm ins Bild setzen wollte.

Ohne den begleitenden Text bleibt das Diagramm unverständlich und Luxenburger führt darin ein erläuterndes Beispiel an.[55] Das Diagramm besteht aus einzelnen Linien, die in verschiedene Richtungen zeigen, eine davon ist eine Senkrechte, diese Linien sind Teil von weiteren geometrischen Formen. Vereinfacht gesagt, sind Faktoren, die je für oder gegen einen Krieg – so das Beispiel – sprechen als Vektoren (K1, K2, K1', K2') gezeichnet. Diese Vektoren sind dann gebündelt – Krieg oder kein Krieg – zu Parallelogrammen zusammenkonstruiert. Aus den Diagonalen dieser Parallelogramme ergibt sich ein weiteres, grösseres Parallelogram: Wenn dessen Diagonale schliesslich links der vertikalen Mittellinie zu liegen kommt, so bedeutet dies Krieg, kommt sie rechts davon zu liegen, ist ein Krieg abgewendet. Dann gibt es da diese weitere Linie K'3: Sie steht für „erblich bedingte [...] Eigenschaften"[56] eines regierenden Monarchen. Seine Krankheit beeinflusst den Fürsten im Beispiel in seinen politischen Entschei-

51 Mazumdar, Models (wie Anm. 22), S. 614; Gausemeier, Pedigree (wie Anm. 25), S. 158.

52 Gausemeier, Search (wie Anm. 20), S. 346 f.

53 Rüdin, Ernst: Zur Vererbung und Neuentstehung der Dementia praecox. Berlin 1916. S. V. Die Unterscheidung zwischen Diagrammen, die einen abstrakten oder theoretischen Sachverhalt erklären und solchen, die konkrete und nicht austauschbare Inhalte fassen, kann auch als analytische gemacht werden.

54 Mazumdar, Models (wie Anm. 22), S. 637 f.

55 Für eine Auseinandersetzung über Kontexte von Diagrammen vgl. Smets, Alexis u. Christoph Lüthy: Words, Lines, Diagrams, Images: Towards a History of Scientific Imagery. In: Early Science and Medicine 14.1–3 (2009). S. 398–439, hier S. 401 ff.

56 Luxenburger, Ziele und Wege (wie Anm. 8), S. 337.

dungen und im vorgestellten Diagramm ist ihr Gewicht so gross, dass sie zum entscheidenden Faktor wird. Was das Diagramm vermitteln soll ist: Ob der Monarch einen Krieg vom Zaun brechen wird, hängt zuletzt von seiner geerbten psychischen Verfassung ab.

Diagramme erscheinen, gerade wenn sie geometrisch konstruiert sind, als besonders eindeutig und qualifiziert. Ein näherer Augenschein enthüllt in diesem Fall jedoch einige diagrammatische Stolpersteine. Das Diagramm hat, so stellt sich nämlich heraus, einen Haken: Wenn Luxenburger im Text behauptet, dass die ‚erbbiologische Komponente' eine unter anderen wäre, und dass sich die verschiedenen Faktoren nur in ihrer Grösse und Richtung unterschieden, so zeigt das Diagramm etwas ganz anderes: Da werden zuerst die Faktoren K1, K2, K'1 und K'2 je miteinander verrechnet und daraus die Diagonale AD konstruiert, die sich links von der Geraden AA', die Krieg und Frieden trennt, befindet. Nun wird diese Diagonale mit dem Vektor K'3 verrechnet, aus diesem Kräfteparallelogramm die Diagonale AE konstruiert, die sich dadurch rechts der Geraden AA' befindet. Die ‚erbliche Komponente' hat also gleich viel Gewicht wie alle anderen Faktoren zusammen. Man braucht nun auch nicht Luxenburger vorzuwerfen, er hätte hier bewusst getrickst – vielmehr ergibt sich diese Verzerrung daraus, dass das Diagramm nur einmal abgedruckt ist: Dass also mehrere Schritte, die zur fortlaufenden Erklärung im Text korrelieren, in eine Abbildung gebracht wurden. Denn anders lässt sich tatsächlich in einem solchen Diagramm nicht vorführen, wie ein einzelner Faktor einen massgeblichen Unterschied bewirken sollte. Was zuerst befremdlich erscheint, ist eine Stärke des Diagramms: Es ist unter Umständen in der Lage, serielle Prozesse zu vermitteln.[57] Diagramme tragen ihre innere Funktionsweise und ihre Botschaft jedoch nicht immer so offen vor sich her, wie sie manchmal suggerieren.

Das vorliegende Diagramm versucht nicht einen konkreten Fall zu vermitteln, sondern verkörpert eine Vorgehensweise, die darin besteht, geschichtliche Sachverhalte in Faktoren aufzugliedern und sie als Vektoren miteinander zu verrechnen. Es geht um die Visualisierung von Kausalität. Das Denken in Faktoren hat wiederum eine Geschichte, die sich im frühen 20. Jahrhundert in der statistischen Intelligenzforschung abspielt, wo, wie Stephen Jay Gould erklärt, die Faktoranalyse als „mathematisches Verfahren zur Reduzierung eines komplexen Systems von Korrelationen auf eine geringere Zahl von Dimensionen"[58] aufkam. Wie ein Blatt mit drei freihändig angefertigten Skizzen erahnen lässt, lag das originäre Motiv des Diagramms bei den Vektoren (Abbildung 3). Die Ausarbeitung

57 Bender, John B. u. Michael Marrinan: Kultur des Diagramms. Berlin 2014. S. 11.
58 Gould, Stephen Jay: Der falsch vermessene Mensch. Basel [u. a.] 1983 [1981]. S. 270.

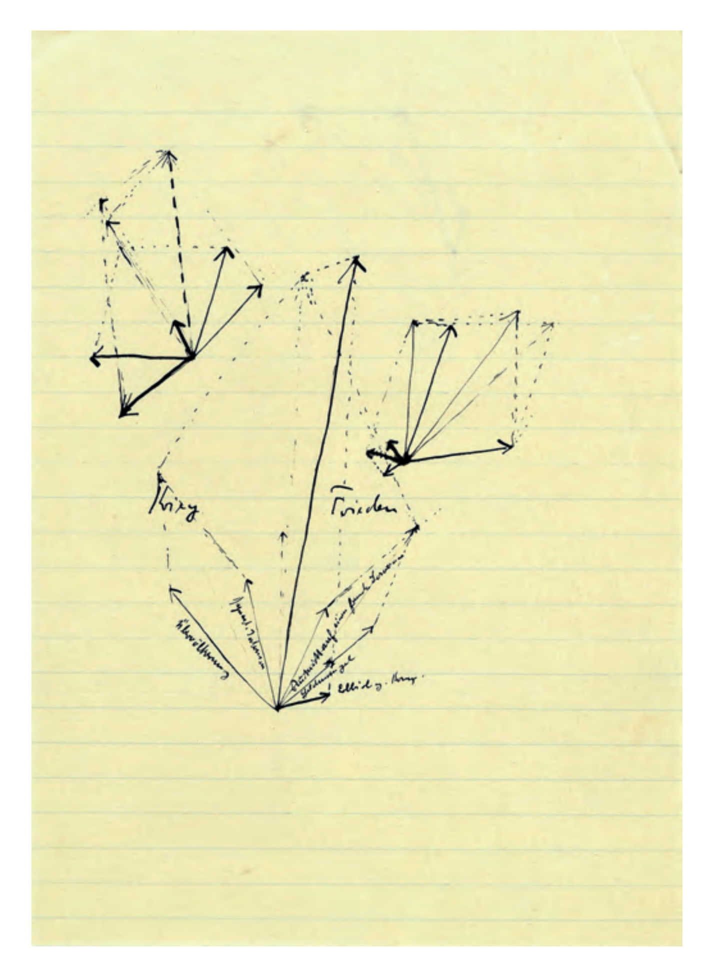


Abb. 3: Skizze zum Diagramm, das schließlich in Luxenburgers Artikel abgedruckt wurde. Ganz ungeometrisch ist die Skizze freihändig gezeichnet. Es ist erkennbar, dass die Vektoren im Zentrum des diagrammatischen Motivs stehen. Ebenfalls bereits klar ist die ausgewogene Gewichtung des erbbiologischen Faktors zu allen anderen. (Quelle: MPIP-GDA 117.)

der geometrischen Konstruktion der Parallelogramme ist in zweien der Skizzen noch völlig unklar und erst im Ansatz zu erkennen.

Luxenburger selber ordnete sein Diagramm in einen epistemologischen Rahmen ein und bezeichnet die zweidimensionale Fläche des Diagramms als „Erkenntnisfläche des Beobachters“[59], im vorliegenden Fall also des Historikers.

59 Luxenburger, Ziele und Wege (wie Anm. 8), S. 336.

Auf dieser ‚Erkenntnisfläche' werden aber keine Interpretationen von geschichtlichen Ereignissen, Prozessen und Strukturen mehr geleistet, vielmehr wirken hier die Erkenntnis der Historikerin und die zwangsläufige Kausalität der Geschichte in einer „Projektion"[60] zusammen. Damit erklärt sich auch, weshalb das Beispiel die verschiedenen Faktoren in „Grösse und Richtung"[61] unterschiedlich gewichtet, Luxenburger das Zustandekommen dieser ‚Grösse' und ‚Richtung' aber nicht ausführt. Relevant ist nicht die Qualität der Faktoren, sondern die Tatsache, dass es verschiedene Faktoren gibt, die Geschichte konstituieren und dass die erblichen Anlagen einer davon sind: „*Eine* von ihnen wird dann die erbbiologische sein, die, wie jede der anderen [Komponenten, AK] auch, von Fall zu Fall ihre Bedeutung für die Richtung der grossen Resultante wechseln kann."[62]

Die Überlegung, die das Diagramm strukturiert, beruht auf der Zuversicht, dass es möglich sei, Vektoren in Länge und Richtung exakt ihrem historischen Faktor entsprechend zu zeichnen – ohne zuvor ein historisches Ereignis von anderen abzugrenzen, zu interpretieren, zu gewichten, ja überhaupt wahrzunehmen oder nicht. Es handelt sich um eine konzeptuelle Leerstelle. Luxenburgers Versuch einer Geschichte als exakte Wissenschaft konnte nur so weit gutgehen wie er seine eigene historische Hermeneutik nicht problematisierte.

Mit seinem Vorstoss zeichnete Luxenburger, wenn man so will, einen geschichtswissenschaftlichen Ansatz vor, der später als ‚Psychohistorik' zu grösseren Debatten führen sollte. Er gesellte sich damit zu einer Reihe von anderen derartigen Entwürfen, die ebenfalls mehr oder minder unbeachtet blieben – darunter auch von Lucien Febvre, der etwa zur gleichen Zeit wie Luxenburger mit derartigen Ideen nur wenig Zuspruch gewinnen konnte.[63] Lynn Hunt hat gezeigt, dass eine der vielen Schwierigkeiten der ‚Psychohistorik' in der Historizität von psychologischem und psychiatrischem Wissen zu suchen ist.[64] Luxenburger steht als ausgewiesener Experte für psychiatrische Vererbungsforschung und psychiatrisch-pragmatischer Historiker gleich doppelt für diese Historizität.

60 Luxenburger, Ziele und Wege (wie Anm. 8), S. 336.
61 Luxenburger, Ziele und Wege (wie Anm. 8), S. 337.
62 Luxenburger, Ziele und Wege (wie Anm. 8), S. 337, Hervorhebung im Original.
63 Hunt, Lynn: Psychology, Psychoanalysis, and Historical Thought. In: A Companion to Western Historical Thought. Hrsg. von Lloyd Kramer [u. a.], Malden, MA 2002. S. 337–356, hier S. 341 f.
64 Hunt, Psychology (wie Anm. 63), S. 338–341.

Erzählen und Verstehen

In seiner Arbeit mit den Genealogien der europäischen Adelshäuser ergänzte Luxenburger deren historischen Stammbäume mit psychiatrisch relevanten Informationen, sprich: Er musste die ‚Persönlichkeit' von lang verstorbenen Königinnen, Gräfinnen und Rittern eruieren und ihnen eine psychische Krankheit zuschreiben. So bezog er sich in einem weiteren und durchaus widersprüchlichen Arbeitsschritt auf die Geschichte. Als Quellen dienten ihm nämlich auch historiografische Darstellungen. Den Diagnosen, die Luxenburger mithilfe kombinierter genealogischer Eckdaten und Historiografie machte, verlieh er mittels kurzer Fallvignetten[65] Plausibilität und machte so die diagnostische Arbeit nachvollziehbar.

Für die Vererbungsforschung, wie sie von Rüdin und Luxenburger betrieben wurde, waren Diagnosen eminent wichtig. In ihrem Verständnis korrelierten mendelsche Merkmale – oder Gene, wie man es heute nennen würde – mit Krankheiten, wie sie der Nosologie von Kraepelin entsprachen.[66] Darin lag auch ihr Erfolg: Sie konnten klar eingrenzen, was sie untersuchten und entsprechend verwertbare Ergebnisse erwarten. Eine Diagnose, wie sie für die statistische Vererbungsforschung notwendig war, musste eindeutigen Kategorien entsprechen. Eine gute Diagnostik führte demnach zu statistischem Material, das sinnvoll verwendet werden konnte.[67]

Für die Diagnostizierung der schon mehr oder weniger lange nicht mehr lebenden Monarchinnen und Monarchen griff Luxenburger auf geschichtliche Darstellungen, historisches und genealogisches Quellenmaterial zurück. Im Folgenden wird es darum gehen zu zeigen, wie Luxenburger auf Basis dieser Mate-

65 In der Bezeichnung dieser Art von Belegstexten folge ich Volker Hess, der von „Fallvignetten" spricht: Hess, Volker: Observatio und Casus: Status und Funktion der medizinischen Fallgeschichte. In: Fall – Fallstudie – Fallgeschichte. Hrsg. von Susanne Düwell u. Nicolas Pethes. Frankfurt a.M. 2014. S. 34–59, hier S. 48.

66 Zu Kraepelins Nosologie vgl. Kraepelin, Emil: Psychiatrie: Ein Lehrbuch für Studierende und Aerzte. 8. Aufl. Leipzig 1920 [1883]; für die Geschichte dieser Nosologie auch Engstrom, Eric J.: Die Ökonomie klinischer Inskription. Zu diagnostischen und nosologischen Schreibpraktiken in der Psychiatrie. In: Psychographien. Hrsg. von Cornelius Borck u. Armin Schäfer. Zürich 2005, S. 219–240. Einen guten Zugang zur Geschichte der Erforschung von mendelschen Merkmalen liefert Harwood, Jonathan: Linkage before Mendelism? Plant-breeding Research in Central Europe, c. 1880–1910. In: Classical Genetic Research and its Legacy: The Mapping Cultures of Twentieth-century Genetics. Hrsg. von Jean-Paul Gaudillière u. Hans-Jörg Rheinberger. London 2004. S. 9–20. Zur Heritabilität von Merkmalen vgl. Keller, Evelyn Fox: The Mirage of a Space between Nature and Nurture. Durham, NC 2010.

67 Gausemeier, Pedigree (wie Anm. 25), S. 156 ff.

rialien kurze diagnostische Textsequenzen verfasste, die als hinreichende Belege für eine bestimmte Diagnose dienen sollten. Diese Sequenzen gleichen stark den Belegen, die auch in Luxenburgers psychiatrischer Forschungsliteratur diagnostische Zuteilungen für die Statistik untermauern und transparent machen sollten. All diesen Texten ist gemeinsam, dass sie als Vignetten konzipiert sind, die im Falle Luxenburgers einen stark erzählerischen Charakter aufweisen. Sie waren, so die These, nicht nur Beleg, sondern genuiner Teil im diagnostischen Prozess des Verstehens von individuellen Persönlichkeiten.

Eine Diagnose, wie sie für die statistische Vererbungsforschung notwendig war, musste eine eindeutige Entscheidung sein. Nur dann konnten sinnvollerweise verschiedene Probandinnen und Probanden mit der *gleichen* Diagnose miteinander in einem statistischen Sample verwendet werden. Wie konnte Luxenburger von längst verblichenen Königinnen und Kaisern die Persönlichkeit oder eine Krankheit ermitteln? Auf der einen Seite war klar, dass es für die diagnostische Arbeit Informationen braucht, die über genealogische Grundlagen hinausgehen. Für Luxenburger stellten Lebensdaten, eheliche Verbindungen und die Zeugung von Kindern das „genealogische Gerüst“[68] dar. Diesen weit in der Zeit zurückreichenden Angaben, die sich in „Familienstammbäumen und Chroniken“ finden, stellte Luxenburger die Suche nach „befriedigende[n] biologische[n] und psychiatrische[n] Angaben“ entgegen, die aber meist nur von den „direkten Vorfahren“[69] bekannt wären. Handkehrum beklagte er über Berichte, die über genealogische Eckdaten hinausgingen dahingehend, dass diese „meist unbrauchbarer Familienklatsch“[70] seien – und damit für eine psychiatrische Diagnostik nicht geeignet.

Luxenburger sah sich demnach mit einer Frage der Quellenlage konfrontiert. Denn gute Quellen ermöglichten auch diagnostische Schärfe. Am Beispiel des eingangs eingeführten ‚unglücklichen Julius‘ zeigte Luxenburger, wie sein diagnostisches Vorgehen bei Exponenten der grossen europäischen Monarchenfamilie aussah: Rudolf II. habe mit „einer Tochter des kaiserlichen Antiquars“ mehrere Kinder gezeugt und eines davon sei schizophren gewesen, der „unter dem Namen *Marchese Julio* bekannte unglückliche Julius.“[71] Dieser Fall zeige „die Zuverlässigkeit, mit welcher sich aus guten zeitgenössischen Schilderungen […] auch bei geschichtlich unbedeutenden Personen noch eine psychiatrische Diagnose stellen lässt.“[72] Die Zitate, auf denen Luxenburger seine Vignette zu Julius

68 Luxenburger, Geschichtsbetrachtung (wie Anm. 1), S. 689.
69 Luxenburger, Geschichtsbetrachtung (wie Anm. 1), S. 689 f.
70 Luxenburger, Geschichtsbetrachtung (wie Anm. 1), S. 690.
71 Luxenburger, Geschichtsbetrachtung (wie Anm. 1), S. 702.
72 Luxenburger, Geschichtsbetrachtung (wie Anm. 1), S. 702, Hervorhebung im Original.

(Abbildung 4) aufbaute, stammen aus Anton Gindelys Werk *Rudolf II und seine Zeit, 1600–1612.*[73] Es ist nicht ganz klar, ob Luxenburger noch weitere Quellen konsultierte oder sich allein auf den von ihm kritisierten Gindely abstützte.[74] Jedenfalls läuft die Schilderung sehr nahe an Gindelys Text und die Zitate stammen allesamt aus dessen Monografie zum Kaiser des 16. Jahrhunderts.[75]

Pat. wurde geboren etwa 1586. Die ersten Nachrichten betreffen das 20. Lebensjahr. Er wird hier als brutaler, haltloser und ausschweifender Mensch geschildert. Schulden, Erpressungen, Gewalttaten häuften sich so sehr, daß das Volk sich gegen den jungen Wüstling auflehnte. Besonders auffallend war seine kalte Herzlosigkeit.

Beginn: 22 Jahre. Schlug eines Tages seine Geliebte, die Tochter eines Wundarztes, ohne jeden Grund blutig, stach auf sie ein und warf sie in den Schloßteich von Komnan in Böhmen. Das Mädchen rettete sich zum Vater. Julius verlangte die Herausgabe, warf den Vater ins Gefängnis und wollte ihn zum Tode verurteilen lassen. Die Mutter brachte die Tochter ins Schloß, da Julius geschworen hatte, ihr nichts zuleide zu tun. Am nächsten Abend, als der Diener Kerzen ins Zimmer brachte, wurde er plötzlich von Pat. ohne Grund niedergestochen. Hierauf legte dieser das Mädchen aufs Bett, stach „toll und rasend" an ihr herum, bis sie tot war. Nach dem Leichenbefund hatte er ihr „die Ohren abgeschnitten, ein Auge ausgeschält, die Zähne zerschlagen, die Hirnschale zertrümmert, so daß das Gehirn heraushing, und Stücke Fleisch abgeschnitten, die im Zimmer herumlagen". Als die Leiche weggeschafft wurde, durchbohrte er sie nochmals. Am nächsten Tage legte er die Finger in jede Wunde und ließ die Leiche mit feierlichem Pomp beerdigen. Seitdem verändert. Schloß sich ab, sprach nicht mehr, ließ niemand zu sich. Wechselte die Kleider nicht, zerschlug Geschirr, zerschnitt Wäsche, wollte das Schloß anzünden. Sein Zustand verschlimmerte sich so, daß man ihn einsperren mußte. Das Fenster seines Zimmers wurde vergittert, ein Wärter ihm beigegeben. Meist saß er nackt, mit einer aus einem Hemd verfertigten Barbierschürze bekleidet am Fenster oder lief nackt im Zimmer umher. Häufig machte er „so tolle Figuren." Zeitweise sprach er ganz vernünftig. Er wurde vom Arzte *Mingonius* behandelt. 1609 mußte ihm eine dicke Schmutzkruste abgewaschen werden. Aderlässe und Kräuterbäder verweigerte er. Am 25. VI. 1609 starb er, 23jährig, an einer „eiternden Geschwulst". Bis zum Ende verhielt er sich völlig ablehnend.

Diagnose: Katatone Form der Schizophrenie.

Abb. 4: Die Vignette zu Julius ist typografisch vom Fließtext hervorgehoben. Ebenfalls wird aus den Textblöcken die diagnostische Gliederung ersichtlich. (Quelle: Luxenburger, Geschichtsbetrachtung, S. 702 f.)

73 Gindely, Anton: Rudolf II. und seine Zeit, 1600–1612. Prag 1868.

74 In einem Beitrag von 1932 lieferte Luxenburger dann ein ausführliches ‚psychiatrisches Gutachten' über Julius, vgl. Luxenburger, Hans: Psychiatrisch-Erbbiologisches Gutachten über Don-Julio (Cesare) de Austria. In: Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen 70.1–2 (1932). S. 41–54. Dort werden zusätzlich zu Gindely noch weitere Quellen angegeben, darunter auch Archivquellen. Das ‚Gutachten' war selbstverständlich kein offizielles oder gar gerichtliches Gutachten, wie sie Luxenburger häufig als Auftragsarbeiten verfasste. Die Begriffsverwendung zeigt vielmehr, wie Luxenburger Wissensformate der klinischen und forensischen Diagnostik für die Historiografie mobilisierte.

75 Gindely, Rudolf II. (wie Anm. 73), S. 337–344.

So explizit wie die Gewaltdarstellung, so deutlich folgt diese Vignette einer klaren Struktur: Zuerst ist da die Ansprache des historischen ‚Julius' als „Pat.", als Patient, die ziemlich speziell anmutet insofern, als betreffender ‚Julius' im 17. Jahrhundert weder Luxenburgers noch irgendeines anderen Psychiaters Patient gewesen war. Mit der Ettiketierung wird der ‚unglückliche Julius' in die Gegenwart aktueller psychiatrischer Diagnostik geholt, die Abkürzung „Pat." verweist auf die Praxis klinischer Notation. Die Gliederung der Vignette ist derart aufgebaut, dass zuerst einige allgemeine Angaben zur Person angeführt werden, gefolgt vom „Beginn" der Krankheit, ihrem Verlauf und zuletzt steht dann eine „Diagnose". Diese Elemente der Darstellung eines psychiatrischen Falles tauchten auch in zeitgenössischen Krankenakten auf und entsprachen darüber hinaus auch den Abläufen klinischer Diagnostik. In gewissem Sinne folgt Luxenburgers Fallgeschichte der längeren und ausführlicheren historischen Darstellung von Gindely und man könnte letztere deshalb auch als anamnestische Erzählung betrachten. Es handelt sich um eine Diagnose, die nicht nur aufgrund von genealogischen Eckdaten, sondern basierend auf einem ausführlichen historischen Bericht gestellt wurde.

Es war bereits die Rede von der statistischen Arbeit der Vererbungsforscherinnen und -forscher um Ernst Rüdin, die sich an Weinbergs Probandenmethode orientierte. Dabei wurden Personen, die ins statistische Sample gelangten, zur Einholung genealogischer und psychiatrischer Informationen entweder persönlich befragt, wenn sie lebten und zu einem Gespräch bereit waren oder Erkundigungen bei möglichst nahen Verwandten eingeholt. Ergänzt wurden diese Informationen mit Auskünften aus Pfarrbüchern, Polizeiakten und anderen Registern der öffentlichen und kirchlichen Verwaltung.[76] In den Publikationen zu den statistischen Arbeiten wurden dann jeweils Kurzbeschriebe der Probandinnen, bzw. der Probandengeschwister als Beleg für die diagnostische Zuteilung der Fälle zu nosologischen Kategorien geliefert.

Ein weiteres Beispiel einer Vignette aus einer solchen Forschungsarbeit Luxenburgers soll verdeutlichen, wie er seine psychiatrische Praxis auf das historiografische und genealogische Material anwendete. Für die Vignette von „Frau L. G." lassen sich analoge Strukturen zu derjenigen des Julius feststellen. Beide folgen dem gleichen Aufbau. Für beide Vignetten lassen sich zudem Satzkonstruktionen feststellen, die zwischen kurzen, stichwortartig festhaltenden und längeren, erzählenden Passagen changieren. Während Luxenburger in der Julius-Sequenz mit Anführungszeichen arbeitet, die auf die historiografische Quelle

76 Rüdin, Wege und Ziele (wie Anm. 10), S. 540; Teicher, Mendelism (wie Anm. 10), S. 43; vgl. besonders auch für das 19. Jahrhundert Porter, Genetics (wie Anm. 15).

verweisen, wird für „Frau L. G.“ in einer Wendung auf der zeitlichen Achse von indirekter Rede zu Aktivsätzen gewechselt: Steht zuerst noch „berichtet [...] wie die Bräuersfamilie [...] geopfert habe“, steht später nur noch „Sie betrachtet diesen Niedergang [...] als eine Art von Schicksalsfügung [...] der man nicht [...] ausweichen darf.“ Die Vignette von „Frau L. G.“ ist auch nicht durch die Aussagen einer Gewährsperson und kaum durch biografische Erlebnisse strukturiert, sondern folgt eher einer räumlich-zeitlichen Erzählsituation der psychiatrischen Befragung, die aber auch auf eine historisch-biografische Ebene gewendet wird: Dass der Vater „stark getrunken“ habe, etwa, wird erst am Schluss erwähnt. Dieses Element führt aber – mit dem Rückblick kombiniert, dass die Probandin „mit Bier auferzogen“ worden sei – zum folgerichtigen Ausgang der Geschichte, dass die Frau in der Gegenwart des Gesprächs alkoholabhängig sei: „*Chronischer Alkoholismus*“.

16. Frau L. G., 66 Jahre, geb. in München.

Sehr lebhafte, gesprächige Frau. Erzählt in breitester Form alles mögliche. Behagliches, behäbiges Äußeres, Doppelkinn, Grübchenhände. Sieht aus wie eine Frau in den besten Jahren. Außerordentliche, sonnige Euphorie, kräftiges Lachen, das ihre Fettmassen in Wellenbewegung versetzt. Sehr abergläubisch, beschäftigt sich mit sensationell aufgemachter Astrologie. Berichtet mit einem gewissen Behagen, wie die mütterliche Bräuersfamilie ihr großes Vermögen so allmählich dem Alkohol geopfert habe, wie einer Gottheit, die einen Anspruch auf solche Opfer erheben darf. Sie betrachtet diesen Niedergang als eine Art von Schicksalsfügung, der man nicht entrinnen kann und auch nicht ausweichen darf. Spricht vom Alkohol ohne jeden Groll, mit einem gewissen zärtlichen, hochachtungsvollen Unterton. Auch der Vater hat stark getrunken, sie selbst wurde mit Bier auferzogen und hat diesem Getränk bis auf den heutigen Tag voll und ganz die Treue bewahrt.

Chronischer Alkoholismus.

Abb. 5: Vignette aus Luxenburgers Habilitationsschrift von 1928. Frau L. G. wurde „Chronischer Alkoholismus“ diagnostiziert. (Quelle: Luxenburger, Untersuchungen, S. 350.)

Auch liefert Luxenburger Beschreibungen körperlicher Merkmale, wenn etwa „Fettmassen in Wellenbewegung“ versetzt und „Doppelkinn“ und „Grübchenhände“ beschrieben werden. Dies ist der Fall, wenn er lebenden Personen gegenübergesessen hat, von manchen historischen Figuren waren wiederum bildliche Darstellungen oder Beschreibungen erhalten. Beschreibungen von Körpermerkmalen fehlen da, wo Luxenburger keine Hinweise darauf hatte. In den vorgestellten Beispielen ist das etwa bei ‚Julius‘ so. Wie wir gleich sehen werden, brachte Luxenburger solche Körperbeschreibungen – wo im Quellenmaterial vorhanden – auch mit Körperbautypen zusammen.

In einem letzten Beispiel findet sich eine Vignette in Reinform, in der ein ‚Konstitutionstyp‘ exakt nach Kretschmer diagnostiziert wird. „Frau E. S.“, die „schizothyme Pietistin“, wie Luxenburger sie nennt, wird ganz besonders ausführlich in ihren körperlichen Merkmalen geschildert: Das hagere Gesicht, der kalte Blick, die ruckartigen Bewegungen. In allen Aspekten scheint diese Frau den

21. Frau E. S., 36 Jahre, geb. in B.

Eine große, hagere, altmodisch-streng, aber mit betonter Korrektheit und Sauberkeit gekleidete Frau betritt langsamen, würdevollen Schritts das Zimmer. Sie trägt große, derbe Stiefel, unter dem wenig kleidsamen Hut ist das schlichte, straff nach hinten gekämmte, feucht glänzende Haar sichtbar. Die Augen sind weit geöffnet, aber kalt und in die Ferne gerichtet. Mit einem kurzen, hölzernen Ruck nimmt sie auf der Kante des ihr angebotenen Stuhls Platz und faltet die knochigen Hände im Schoß. Das Gesicht ist maskenhaft starr. Die Mundwinkel sind nach innen gekniffen, die Wangen etwas in die Mundhöhle eingezogen, so daß das Gesicht noch länger und hagerer wirkt als von Natur aus. Sie erkundigt sich höflich, aber bestimmt nach dem Zwecke der Untersuchung, nimmt mit regungslosen Mienen die erbetene Aufklärung entgegen und erklärt sich nach kurzem Nachdenken bereit, ihre „Aussagen" zu machen. Ihre Stimme ist trocken, nur in der Tonhöhe weiblich, nicht aber im Timbre und in der seelischen Resonanz. Die Ausdrucksweise ist nüchtern, sachlich knapp, die Darstellung einförmig und wenig anschaulich. Gemütliches schwingt nicht mit. Mit unangenehm wirkendem Selbstbewußtsein urteilt sie pharisäerhaft absprechend über Leute, die nicht die gleiche Ehrbarkeit offensichtlich zur Schau tragen, wie dies in ihrer Familie der Brauch ist. Stammt aus einer orthodox-protestantischen Enklave in einer durchaus katholischen Gegend. Verkniffen, säuerlich und mißtrauisch lehnt sie jede persönliche Wendung des Gesprächs ab, überlegt jedes Wort, das sie ausspricht, berichtigt und korrigiert in peinlichst genauer Weise. Nimmt einen großen Teil des Gesagten durch ihre Berichtigungen wieder zurück, scheint aber sachlich aufrichtig zu sein. Auf die Bemerkung hin, daß dem Untersucher der frühere Pastor ihres Heimatortes bekannt sei, huscht das hölzerne Rudiment eines Lächelns über ihre Züge, die aber sofort wieder versteinern.

Schizothyme Pietistin.

Abb. 6: Die „schizothyme Pietistin“, Frau E. S., taucht in Luxenburgers Habilitationsschrift auf. Diese Vignette ist überdurchschnittlich lang und überaus genau in der Körperbeschreibung. (Quelle: Luxenburger, Untersuchungen, S. 351.)

Kriterien Kretschmers für ein ‚schizothymes Temperament‘ bei ‚asthenischem Körperbau‘ zu entsprechen, ein Bilderbuchtyp für eine „typische somatopsychische Kombination“.[77]

Die Vignetten haben alle einen literarischen Charakter. Gerade auch die letzte folgt einer Dramaturgie, die mit der Beschreibung der Figur beginnt, einige Ereignisse berichtet, um dann schicksalshaft auf das „hölzerne Rudiment eines Lächelns“ zuzulaufen. Auch wenn es scheint, dass diese Probandin Hans Luxenburger in höchstem Grade unsympathisch war, lässt sich die Vignette besser verstehen, wenn man „Frau E. S.“ als ideale Vertreterin einer konstitutionstypologischen Kategorie liest. Sie wäre dann eine hermeneutisch-literarische Figur und solche Figuren beflügeln das Verständnis von mehr oder weniger herausragenden Charakteren – Hans Luxenburger verwendete sprachliche Werkzeuge und rhetorische Figuren, wenn er psychische Erkrankungen diagnostizierte, sie bestimmten Konstitutionstypen zuschrieb und ihre Familien einem Erbkreis zuwies. Und solche Figuren, die er zu schaffen wusste, konnten auch – wenn sie einflussreich genug gewesen zu sein scheinen – zu Akteuren in seiner Geschichtsbetrachtung werden.

Luxenburger muss als Psychiater verstanden werden, der aus der Vererbungswissenschaft kam und sich die Geschichte zur Hilfswissenschaft machte.

77 Kretschmer, Körperbau (wie Anm. 33), S. 176.

Seine Wissenspraktiken und seine Methodik bezog er aus der psychiatrischen Forschungspraxis. Die Differenz zwischen einem ‚unglücklichen Julius' und dem „wenig kleidsamen Hut" der „Frau E. S." liegt nicht so sehr in der Zeit, die zwischen den beiden liegt, sondern allenfalls in der unterschiedlichen Quellenlage. Und gerade bei ‚Julius' bezieht sich Luxenburger auf eine historiografische Quelle: diese Geschichte wurde schon geschrieben – und Luxenburger scheute sich nicht sie – abgesehen von Gindelys Einschätzung der ‚Geisteskrankheit' Rudolfs II. – für bare Münze zu nehmen. Was er zudem aus der Geschichte – und gerade der Geschichtsschreibung um 1900 – mitnimmt, ist der Wille zur Gestaltung und die Fähigkeit, Figuren so darzustellen, dass sie begreiflich werden und die Schlüsse, die er daraus zieht, plausibel erscheinen. Gelernt hatte er sein Handwerk im Gespräch mit Menschen wie „Frau L. G" oder „Frau E. S." in den 1920er Jahren. Praktizieren konnte er es aber auch an Prinzen der Renaissance.

Karl Jaspers kritisierte bereits 1923 die Herangehensweise von Kretschmer, dem er „eine Art des Allesverstehens" unterstellte, in der er „auf historische Persönlichkeiten klassifizierende Begriffe unbefangen anwendet" und bei all dem sei auch noch „charakteristisch, dass der Stil literarisch gefärbt ist."[78] Ähnliches liesse sich wohl auch von Luxenburgers Stil behaupten. Jaspers gehörte zu den wenigen Fachleuten, die überhaupt auf Luxenburgers vererbungswissenschaftliche Geschichtsunternehmung verwiesen.[79] Luxenburger begründete die Kompetenz des naturwissenschaftlichen Psychiaters zur Innenschau augenscheinlich nicht in der Fähigkeit zu ‚Verstehen' sondern – wenig überraschend – indem er die ‚Persönlichkeit' als Resultat einer erblichen „psychischen Konstante"[80] auffasste. „Der menschliche Erbbiologe" würde „wie der Geisteswissenschaftler mit Induktion und Deduktion" ans Werk gehen und verstehe zwar das „Psychische vom körperlichen Substrat nur als eine besonders hochwertige und komplizierte Funktion der Materie getrennt",[81] sei aber dennoch in der Lage, Einblick in die inneren Kausalitäten der Psyche zu gewinnen.

78 Jaspers, Karl: Allgemeine Psychopathologie. 3. Aufl. Berlin 1923 [1913]. S. 31; Offenbar hat Kretschmer tatsächlich auch Gedichte veröffentlicht, vgl. dazu Siefert, Helmut: Ernst Kretschmer, In: Enzyklopädie Medizingeschichte. Berlin 2005. S. 806.
79 Jaspers tat dies in der sechsten Auflage seiner *Allgemeinen Psychpathologie* von 1953 wo er sich im Teil zur Vererbung sehr umfangreich auf Luxenburgers vererbungswissenschaftliche Forschung bezog, vgl. Jaspers, Karl: Allgemeine Psychopathologie. 6. Aufl. Berlin 1953 [1913].
80 Luxenburger, Ziele und Wege (wie Anm. 8), S. 331.
81 Luxenburger, Ziele und Wege (wie Anm. 8), S. 331.

Zum Schluss: Eugenik

Luxenburger zog aus einem genealogischen und historischen Material Beispiele für seine Analysen aus den verwandtschaftlich verflochtenen Dynastien des Hochadels. Er machte einzelne Herde der starken Verbreitung von Schizophrenien aus und machte diese blumig auf: Wie sich das „dynastische Glück" Österreichs zum „biologischen Fluch"[82] kehrte; das „Danaergeschenk der englischen Erbfolge" war die Schizophrenie, die, so Luxenburger, unter „den Wittelsbachern ihre verheerenden Feste"[83] feierte. Die Betrachtung dieser Genealogien führte ihn zum Schluss, dass der Grund für das dortige gehäufte Auftreten von Schizophrenen in den Heiratspraxen zu suchen sei. Was allgemein gelte – dass nahe Heiraten in der Verwandtschaft oder unzweckmässige Exogamie zu einer Zunahme psychischer Erkrankungen führten –, würde besonders „in unserer Fürstenfamilie"[84] gelten: Er kenne „keine schizophrene Familie",[85] die diese Effekte so deutlich vor Augen führe. Die „zunehmende Isolierung und Exklusivität" würden deshalb auch die „Notwendigkeit des Abstiegs"[86] mit sich bringen. Luxenburger konnte eine Regelmässigkeit ausmachen, aus der sich eugenische Forderungen nach Eingriffen in die menschliche Reproduktion legitimieren liessen – nicht nur bei Fürstengeschlechtern, sondern auch in seiner wissenschaftlichen und politischen Gegenwart.

Was sich bei der Untersuchung von Luxenburgers Unternehmung aber vor allem zeigt, ist die Verflechtung von psychiatrischer Forschung, genealogischer Praxis und Konzeptionen von Geschichte. Luxenburger konnte aus den Methoden zum Verständnis von historischen ‚Persönlichkeiten' und ‚Charakteren' auch Lehren für die zeitgenössische psychiatrische Klinik ziehen: Da er mittels seines geschichtswissenschaftlichen Ansatzes die „schizothyme Genese" absolutistischer Herrschaftsformen habe nachweisen können, wäre es nun auch möglich, „gewisse Miniaturabsolutisten des täglichen Lebens", die in den psychiatrischen Anstalten und Kliniken untergebracht seien, „psychologisch besser verstehen und biologisch sicherer registrieren"[87] zu können. So wie die psychiatrische Vererbungsforschung ein besseres Verständnis geschichtlicher Ereignisse ermöglichen sollte, so würde ein Verständnis von geschichtlichen Persönlich-

82 Luxenburger, Geschichtsbetrachtung (wie Anm. 1), S. 693
83 Luxenburger, Geschichtsbetrachtung (wie Anm. 1), S. 697.
84 Luxenburger, Geschichtsbetrachtung (wie Anm. 1), S. 693.
85 Luxenburger, Geschichtsbetrachtung (wie Anm. 1), S. 693.
86 Luxenburger, Geschichtsbetrachtung (wie Anm. 1), S. 700.
87 Luxenburger, Geschichtsbetrachtung (wie Anm. 1), S. 704.

keiten die Patientinnen und Patienten der Kliniken in einem neuen Licht erscheinen lassen. Die Deutung von erkrankten Menschen war für die Psychiatrie eine Herausforderung. Noch grösser wurde diese Herausforderung, wenn es sich darum handelte, längst verblichene Personen zu deuten: Die genealogisch verbrieften Beziehungen beschränkten sich oftmals auf wenige Daten über Geburt, Tod und Heirat. Wenn etwa die Ahnentafel in ihrer Struktur den methodischen Grundsätzen mendelscher Genetik entsprach, oder viele Nachfahrentafeln ganze Geschwisterreihen umfassten, so konnte die psychiatrische Vererbungswissenschaft nur solide damit arbeiten, wenn sie Krankheiten mit mendelschen Merkmalen in Übereinstimmung bringen konnte.[88] Solche Krankheiten zu diagnostizieren war möglich bei lebenden Patientinnen und Patienten, gestaltete sich aber schwierig, wenn nur genealogische Eckdaten bekannt waren. Luxenburger benötigte zusätzlich zum genealogischen Material auch bestehende historische Darstellungen, die im halfen, die Mitglieder der von ihm konstruierten, grossen europäischen Adelsfamilie psychiatrisch einzuschätzen. Die Zusammenhänge, die dazu führten, dass gerade die regierenden Dynastien Europas, die so gut genealogisch und historiografisch dokumentiert und gleichzeitig so mit Krankheiten geplagt waren, ermöglichten es Luxenburger, auf bestehendes genealogisches Material zurückzugreifen, dieses Grundgerüst mit historiografischen Details zu erweitern und schliesslich damals aktuelle psychiatrische Analyseverfahren anzusetzen. An den diagnostischen Fallvignetten konturiert sich die Verschränkung von Genealogie, Geschichte und Psychiatrie am klarsten: Sie waren mehr als nur genealogische Fakten, weniger Geschichte als psychiatrische Praxis und pendelten scheinbar anachronistisch zwischen historischer Vergangenheit und vererbungswissenschaftlicher Gegenwart.

88 Gausemeier, Pedigree (wie Anm. 25), S. 156 – 158.

Manfred Gailus

Pfarrer, Kirchenbücher und kirchliche Sippenforschung im „Dritten Reich“

Die Pfarrer der NS-Zeit und die Taufregister der Kirchenarchive verbindet ein fataler Zusammenhang. Ohne Auswertung der kirchlichen Tauf- und Trauregister wäre die nationalsozialistische Politik der rassistischen Ausgrenzung von Juden und anderen Nichtariern durch den sogenannten Ariernachweis nicht vollständig möglich gewesen. Bekanntlich konnte das NS-Regime für die Definition von „deutschblütig“ („arisch“) bzw. „fremdblütig“ („nichtarisch“) keine biologischen oder anthropologischen Kriterien formulieren und zog daher die Religionszugehörigkeit als Ersatzkriterium heran.[1] Die völkische Ausgrenzungspolitik des NS-Regimes galt in erster Linie, wenn auch nicht ausschließlich, den deutschen Juden. „Jude ist“, so definierte die Erste Verordnung zum Reichsbürgergesetz vom 22. September 1935, „wer von mindestens drei der Rasse nach volljüdischen Grosseltern abstammt. Als volljüdisch gilt ein Grosselternteil ohne weiteres, wenn er der jüdischen Religionsgemeinschaft angehört hat.“ Der Ariernachweis war zum Zweck der völkischen Exklusion erforderlich, um Konversionen vom Judentum zum Christentum bis in die Großelterngeneration zurück lückenlos aufklären zu können. Das machte die Tauf- und Trauregister der christlichen Kirchen für eine vollständige Durchführung der NS-Rassenpolitik so unentbehrlich.[2]

Anmerkung: Für hilfreiche Hinweise zur Ariernachweispraxis in der katholischen Kirche danke ich Prof. Kevin Spicer, Stonehill College (USA).

1 Verfahren wie anthropometrische Messungen (am Körper, aber auch anhand von Fotografien) wurden in Fällen herangezogen, in denen Kirchenbuch-Recherchen oder andere Angaben strittig waren. Siehe: Weiss, Sheila Faith: The Loyal Genetic Doctor, Otmar Freiherr von Verschuer, and the Institut für Erbbiologie und Rassenhygiene: Origins, Controversy, and Racial Political Practice. In: Central European History 2013, S. 631–668.

2 Grundlegend zur nationalsozialistischen Judenverfolgung und Rassenpolitik: Longerich, Peter: Politik der Vernichtung. Eine Gesamtdarstellung der Judenverfolgung. München 1998; Friedländer, Saul: Das Dritte Reich und die Juden. Bd. 1: Die Jahre der Verfolgung 1933–1939. München 1998; Bd. 2: Die Jahre der Vernichtung. München 2006. Wortlaut der Ersten Verordnung zum Reichsbürgergesetz 1935 in: Gruner, Wolf (Bearb.): Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das nationalsozialistische Deutschland 1933–1945. Bd. 1: Deutsches Reich 1933–1937. München 2008. S. 497 f.

 https://doi.org/10.1515/9783110718034-011

Die evangelischen Kirchen und die katholische Kirche stellten im Allgemeinen ihre Unterlagen bereitwillig zur Verfügung.[3] Dabei fiel vor allem den Gemeindepfarrern eine maßgebliche Aufgabe zu. In der Regel besorgten sie persönlich die Auszüge aus den Kirchenbüchern. Häufig zogen sie für die zeitaufwändige Sucharbeit auch geeignete Mitarbeiter wie ihre Ehefrauen, Vikare oder Pfarrgehilfinnen und andere Personen heran. Schon bald nach Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft setzte ein regelrechter Ansturm auf viele Kirchengemeinden ein. Ein erster Auslöser für den großen Andrang war bereits das „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums" vom 7. April 1933, dessen § 3 anordnete: Beamte „nichtarischer" Abstammung seien in den Ruhestand zu versetzen. Es blieb in den Folgeverordnungen nicht bei den „Beamten". Nach und nach wurden immer neue Berufsgruppen nachweispflichtig, um ihre Berufstätigkeit weiter ausüben zu können oder um überhaupt Zugang zu bestimmten Berufen oder Ausbildungsplätzen zu erhalten.[4]

I Der große Ansturm auf die Kirchenbücher

Ein Beispiel aus Berlin mag den frühen Ansturm auf die Pfarrämter illustrieren. Am 22. Mai 1933 richtete ein besorgter Professor im Namen seiner Tochter folgende Bitte an den Pfarrer der Kirchengemeinde Alt-Schöneberg:[5]

> Die Tochter des Unterzeichneten ist Jugendleiterin an der staatlichen Augustaschule in Berlin. Der Direktor hat die Mitglieder des Lehrerkollegiums aufgefordert, sich Material zu verschaffen zum Nachweis, dass sie arischer Abstammung sind. Meine Bitte an Sie, sehr verehrter Herr Pfarrer, geht nun dahin, mir gütigst behülflich zu sein zu einem amtlichen Ausweis, dass die Eltern meiner Frau Nichtjuden, Protestanten waren. […] Die Behörde

---

3 Vgl. zur kirchlichen Amtshilfe bei der Bereitstellung von Unterlagen zum Ariernachweis: Gailus, Manfred (Hrsg.): Kirchliche Amtshilfe. Die Kirche und die Judenverfolgung im „Dritten Reich". Göttingen 2008. Die Beiträge dieses Sammelbands beschränken sich auf die Praxis in evangelischen Landeskirchen. Zur analogen Praxis in der katholischen Kirche s. Pfister, Peter: Selbstbehauptung, Kooperation und Verweigerung. „Ariernachweise" und katholische Pfarrarchive in Bayern. In: Das deutsche Archivwesen und der Nationalsozialismus. 75. Deutscher Archivtag 2005 in Stuttgart. Redaktion Robert Kretzschmar. Essen 2007. S. 116 – 138; Haas, Reimund: „Zur restlosen Erfassung des deutschen Volkes werden insbesondere Kirchenbücher unter Schriftdenkmalschutz gestellt". Kirchenarchivare im Spannungsfeld zwischen Kooperation und Enteignung 1933 – 1945. In: ebd., S. 139 – 152.

4 Wortlaut des „Berufsbeamtengesetzes" vom 7. April 1933 in: Gruner, Verfolgung (wie Anm. 2), S. 130 – 134.

5 Archiv der Kirchengemeinde Alt-Schöneberg (Berlin), Betr. Taufen; Schreiben Prof. Dr. Wüllenweber vom 22.5.1933 an das Pfarramt Alt Schöneberg in Berlin.

> fordert nun von den Großeltern meiner Tochter: Namen, Geburtsort, Geburtstag, Konfession, Hochzeits-, Todestag (etwa 1864/65).

Pfarrer und andere mit der Ausstellung der Bescheinigungen beauftragte Kirchenmitarbeiter sahen sich schon bald überfordert und beklagten die durch eine Anfragenflut hervorgerufenen, teils chaotischen Zustände. Das war nicht nur zum Auftakt im Jahr 1933 so, sondern hielt sich bis zum Ende der Hitlerzeit. Noch 1941 beklagte sich Oberpfarrer Paul Gerber aus Bad Frankenhausen gegenüber der Thüringer Kirchenleitung, er habe nächtliche „Schreckträume von Ariern und Kirchenbüchern mit schlechter Handschrift.“ Jeden Tag gingen bei ihm per Post 80 „Arieranfragen“ ein. Dadurch würden die Geistlichen von ihrer eigentlichen Arbeit der Wortverkündigung in Predigt und Seelsorge in unverantwortlicher Weise abgezogen.[6] Der Pfarrer des Pfarramtes Dederstedt (preußische Kirchenprovinz Sachsen) klagte im April 1934 gegenüber seinem Superintendenten, er müsse derzeit häufig mit seiner Frau und seiner 70-jährigen Tante bis zwei oder drei Uhr nachts sitzen, um die „arischen Scheinanforderungen“ zu bearbeiten. Er fühle sich schrecklich überarbeitet und krank. Eine solche Verpflichtung habe er vor Gott und den Menschen nicht übernommen, auch sei sie mit seinem Amtsgelübde nicht vereinbar. Schon bald ging es nicht mehr allein um Beamte oder andere Beschäftigte des Öffentlichen Dienstes. So benötigten Antragsteller Auszüge aus den Kirchenbüchern im Zusammenhang mit Verordnungen zum Reichserbhofgesetz, für die Erlangung von Ehestandsdarlehen, zum Erwerb von Hausgrundstücken, für die Tätigkeit als Schriftleiter und dergleichen mehr.[7]

Die Zahl der ausgestellten Bescheinigungen ging in die Millionen. Eine Gesamtzahl für die Zeit des „Dritten Reiches“ wird sich kaum feststellen lassen. Nach einem Bericht vom Mai 1935 sollen allein während der ersten zwei Jahre der NS-Herrschaft ca. 12,5 Millionen Kirchenbuchauszüge ausgefertigt worden sein. In erster Linie traf dies auf Mitglieder der NSDAP, der SA und SS zu, insbesondere auf deren Funktionsträger, ferner auf Amtsinhaber anderer Institutionen, Verbände und Vereine.[8]

Ausgelöst durch das Berufsbeamtengesetz vom April 1933 und verschärft durch die „Nürnberger Gesetze“ vom September 1935 setzte eine massenhafte Ahnensuchbewegung ein. Allenthalben wurde nun im Deutschen Reich geforscht. Dies

---

6 Schreiben Oberpfarrer Gerber vom 8.2.1941 an Kirchenarchivwart Rudolf Hermann in Eisenach; zit. n. Schneider, Hannelore: Thüringer Kirchenbücher im Visier nationalsozialistischer Sippenforschung. In: Gailus, Kirchliche Amtshilfe (wie Anm. 3), S. 101–130, S. 119 f.

7 Vgl. Schneider, Thüringer Kirchenbücher (wie Anm. 6), S. 104.

8 Nach einem Bericht in: Evangelium im Dritten Reich. Sonntagsblatt der Deutschen Christen, Nr. 37 vom 19.5.1935.

hatte einen unübersichtlichen Wildwuchs von Ahnen- und Sippenforschern sowie genuin nationalsozialistischen Rassenforschern in diversen Vereinigungen zur Folge. Sippen- und rassenkundliche Publikationen, darunter zahlreiche Einführungen, Handbücher wie praktische Anleitungen schossen wie Pilze aus dem Boden.[9] Eine kaum überschaubare Vielfalt von parteiamtlichen und staatlichen Stellen und berufsständischen Sippenforschungsprojekten gedieh, um die völkische Utopie einer vollständigen Scheidung der Reichsbevölkerung – anfangs waren das etwa 65 Millionen, nach dem ‚Anschluss' Österreichs und der Annexion des Sudetengebiets 1938 annähernd 80 Millionen „Volksgenossen" – in „Deutschblütige" und „Fremdblütige" zu realisieren. Es ist keine Übertreibung, von einer allgemeinen Ahnenforschungsmanie zu sprechen, an der erhebliche Teile der Gesellschaft des „Dritten Reiches" beteiligt waren: Die NSDAP selbst forschte, die SS forschte im Rahmen von Himmlers Projekt „Ahnenerbe e.V.", neu eingerichtete staatliche Einrichtungen wie die Reichsstelle für Sippenforschung im Innenministerium forschten, hinzu kamen die Berufs- und Hobbygenealogen, ferner diverse andere ständische Berufsgruppen wie die Bauernschaft oder Ärzte, darüber hinaus forschten die Lehrer und ebenso die Standesbeamten.[10]

Nicht zuletzt meinten auch die evangelischen Kirchen von 1933, sich an dieser Forschungsbewegung beteiligen zu sollen. Das traf auf die im Juli 1933 gegründete Deutsche Evangelische Kirche (DEK) zu, die seit September 1933 von einem nationalsozialistischen Reichsbischof geleitet wurde, wie auch auf die 28 Landeskirchen. In der Regel sahen sich Landeskirchen durch die so plötzlich im Jahr 1933 entstandene Nachfrage nach kirchlichen Dienstleistungen für den NS-Staat aufgewertet. Nach den religiös entbehrungsreichen Jahren unter der säkularen „Gottlosenrepublik" von Weimar empfand man neue Wertschätzung. In kirchliche Wahrnehmung übersetzt hieß das: Indem wir (die Kirche) Bereitschaft zeigen, in dieser wichtigen Angelegenheit staatlicher Politik den vielen „Volksgenossen" zu helfen, gewinnen wir neue Anerkennung im Staat. Viele Verantwortliche in den

9 Zum Wildwuchs der Rassen- und Sippenforschung seit 1933 vgl. Schulle, Diana: Das Reichssippenamt. Eine Institution nationalsozialistischer Rassenpolitik. Berlin 2001; Ribbe, Wolfgang: Genealogie und Zeitgeschichte. Studien zur Institutionalisierung der nationalsozialistischen Arierpolitik. In: Herold-Jahrbuch N.F. 3 (1998). S. 73–108; Weiss, Volkmar: Die Auseinandersetzungen zwischen Reichsnährstand und Reichssippenamt um die Kirchenbuchverkartung. Ein Beitrag zur Geschichte der Genealogie in der Zeit des Nationalsozialismus. In: Genealogie 49 (2000), Bd. 25, H. 1–2, S. 1–17; Gerstner, Alexandra: Genealogie und völkische Bewegung. Der „Sippenkundler" Bernhard Koerner (1875–1952). In: Herold-Jahrbuch N.F. 10 (2005), S. 85–108; Ehrenreich, Eric: The Nazi Ancestral Proof. Genealogy, Racial Science, and the Final Solution. Bloomington/Indianapolis 2007. bes. S. 58–77.

10 Zur führenden Institution, der Reichsstelle für Sippenforschung im Innenministerium, s. Schulle, Reichssippenamt (wie Anm. 9).

Kirchen glaubten, mit dieser Bereitschaft zur Amtshilfe nationale Haltung und Zuverlässigkeit gegenüber der ‚Obrigkeit' zu beweisen. Für dieses Entgegenkommen erwartete man kirchlicherseits gewiss auch mehr Anerkennung und Bestandssicherung für eigene Belange. Alles in allem handelte es sich um willfährige Kooperation, ungeachtet mancherlei Konflikte zwischen staatlichen Stellen und den Kirchen über das Eigentum an und den Umgang mit den Kirchenbüchern und dem darin archivierten Wissen.[11]

In den allermeisten Fällen befand sich das kirchliche Archivwesen auf der Ebene von Kirchengemeinden in einem beklagenswerten Zustand. Ältere Unterlagen und Akten, auch ältere Kirchenbücher, wurden in wenig geeigneten Räumen einfach abgestellt. Es mangelte an Schutz vor Feuer, Wassereinbrüchen und Mäusefraß. Der plötzliche Ansturm auf die Gemeinden und die Aufwertung der alten Kirchenbücher durch die NS-Bevölkerungspolitik zu national bedeutsamem Kulturgut stießen vielerorts kirchliche Reformpläne an. Auf höchster Ebene der DEK wurde ein Beauftragter für das Kirchenbuchwesen – der Breslauer Oberkonsistorialrat Johannes Hosemann – eingesetzt. Er war zuständig für Verhandlungen mit Partei- und Staatsstellen, wenn es um außerkirchliche Zugriffe auf die Kirchenbücher und andere Konflikte ging. Staatlicherseits gab es immer wieder die Neigung zu Übergriffen. Partei und Staat argwöhnten, die Kirchen wollten die NS-Judenpolitik sabotieren. Die Kirchen wiederum befürchteten, sie könnten durch staatliche Maßnahmen ihre Eigentumsrechte an den Büchern verlieren.[12]

Zugleich war erheblicher öffentlicher Druck entstanden, das kirchliche Archivwesen zu reformieren und die kirchliche Mitarbeit bei der Bereitstellung von Kirchenbuchauszügen effektiver zu gestalten. Häufig mussten Antragsteller lange Wartezeiten in Kauf nehmen. Sie beschwerten sich daraufhin bei der Partei oder bei Staatsstellen. Mit der herkömmlichen Auskunftspraxis der Gemeinden war die enorme Nachfrageflut kaum zu bewältigen. Oft waren die Antragsteller darauf verwiesen, in mehreren Orten für die benötigten Belege brieflich nachzufragen oder sie sogar persönlich aufzusuchen. Aus dieser misslichen Situation resultierten Vorhaben einer Professionalisierung der Arbeit durch räumliche Zusammenlegung von Kirchenbüchern einer Region – das konnte eine Stadt, eine Kirchenprovinz oder sogar der Bestand einer ganzen Landeskirche sein – , um in

11 Hierzu s. Gailus, Manfred: Kirchenbücher, Ariernachweise und kirchliche Beihilfen zur Judenverfolgung. Zur Einführung. In: Ders., Kirchliche Amtshilfe (wie Anm. 3), S. 7–26.

12 Hosemann löste im April 1935 Konsistorialrat Friedrich Riehm in diesem Amt ab, der nach Zwistigkeiten mit dem Leiter der Reichsstelle für Sippenforschung Kurt Mayer zurückgetreten war.

zentralen Kirchenbuchstellen sämtliche Personenstandsregister für den raschen Zugriff bereitzustellen.[13]

In vielen Fällen ging die kirchliche Kollaboration mit der nationalsozialistischen Ausgrenzungspolitik jedoch über die bloße Preisgabe des nun gefährlichen Wissens hinaus. Einige Landeskirchen und Kirchenprovinzen bis hinunter zu einzelnen Kirchengemeinden betätigten sich selbst als rassistisch motivierte Sippenforschungsstellen. Sie nahmen Projekte der Verkartung von Taufregistern in Angriff. Das ermöglichte ihnen, die „Nichtarischen" ihres Einzugsbereichs bzw. deren Vorfahren in separaten Namenskarteien auszusondern. Dies geschah insbesondere dort, wo Deutsche Christen den Ton angaben. Als „christliche Nationalsozialisten" fühlten sie sich den völkischen Zielsetzungen ihrer Partei verpflichtet und versuchten, diese auch im kirchlichen Bereich durchzusetzen. In diesen Kirchen galt zumeist der Arierparagraph. „Nichtarische" Pfarrer wurden suspendiert, „nichtarische" Mitarbeiter wie Organisten oder Pfarrgehilfinnen entlassen. Auf längere Sicht sollten auch die einfachen Kirchenglieder, sofern sie „nichtarisch" waren, aus dem kirchlichen Leben ausscheiden.[14]

Eine der ersten großen Kirchenbuchstellen entstand in der vollständig von Deutschen Christen und Nationalsozialisten beherrschten Landeskirche Mecklenburgs. Bis zum Juli 1934 waren in der Schweriner Kirchenbuchabteilung rund 2.000 Bücher aus allen Landesteilen für die Zeit 1780 bis 1880 eingeliefert worden. Seit März 1935 führte die von Pfarrer Edmund Albrecht, einem höchst dubiosen Theologen, geleitete kirchliche Einrichtung die offizielle Bezeichnung „Mecklenburgische Sippenkanzlei Schwerin". Hier wurden nicht allein Bescheinigungen ausgestellt, sondern durch Verkartungen kircheneigene völkische Ahnenforschungen betrieben.[15] „Verkartung" war überhaupt das Zauberwort dieser Ahnenforschungsmanie, sowohl innerhalb der Kirchen wie in anderen mit den Sippen- und Ahnenforschungen befassten Projekten. Diese „Verkartung" er-

13 Vgl. hierzu die Beiträge über Schleswig-Holstein, Mecklenburg, Berlin, Thüringen und Hannover in: Gailus, Kirchliche Amtshilfe (wie Anm. 3).

14 Zur prekären Lage der christlichen „Nichtarier" in den Kirchen s. Büttner, Ursula u. Martin Greschat: Die verlassenen Kinder der Kirche. Der Umgang mit Christen jüdischer Herkunft im „Dritten Reich". Göttingen 1998; Gailus, Manfred: Die vergessenen Brüder und Schwestern. Zum Umgang mit Christen jüdischer Herkunft im Raum der evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg. In: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 51 (2003). S. 973–995.

15 Vgl. Wurm, Johann Peter: „Vom ‚Rohstoff' Kirchenbücher zum ‚Veredelungsprodukt' deutschblütiger Volksaufbau". Pastor Edmund Albrecht und die Mecklenburgische Sippenkanzlei (1934–1945). In: Gailus, Kirchliche Amtshilfe (wie Anm. 3), S. 48–81. Insgesamt zur extrem nazifizierten Landeskirche Mecklenburg jetzt: Peter, Ulrich: Lutherrose und Hakenkreuz. Die Deutschen Christen und der Bund der nationalsozialistischen Pastoren in der evangelisch-lutherischen Kirche Mecklenburgs. Kiel 2020.

möglichte einen fundamental neuen Zugriff auf einzelne Personen in den Kirchenbüchern. Ohne diesen Strukturbruch in den Wissensformaten wäre die Ausgrenzungs- und Vernichtungspolitik nicht in der intendierten Form möglich gewesen. Kaum geringer dimensioniert als die Schweriner Sippenkanzlei war ein ähnliches Unternehmen in Berlin, die „Kirchenbuchstelle Alt-Berlin". Sie wurde offiziell im Dezember 1936 eröffnet und durch den kirchenpolitisch umtriebigen Sozialpfarrer Karl Themel geleitet.[16] In Hannover war es Kirchenjurist und Archivar Walther Lampe, der die Geschäfte der landeskirchlichen Sippenkanzlei führte.[17] Weitere Studien liegen bisher auch über die regionalen kirchlichen Sippenforschungen in Schleswig-Holstein und Thüringen vor.[18]

II Ein Musterfall für Kollaboration: Die Kirchenbuchstelle Alt-Berlin

Die für kirchliche Kollaboration mit dem NS-Staat exemplarischen Vorgänge um die „Kirchenbuchstelle Alt-Berlin" und ihren maßgeblichen Inspirator Pfarrer Karl Themel lohnen eine nähere Betrachtung. Im November 1934 richtete der vielseitige Berliner Pfarrer ein Schreiben an den „Sachverständigen für Rasseforschung beim Reichsministerium des Innern", worin er dieser neu gegründeten staatlichen Dienststelle seine Mitarbeit anbot: „Wie ich gehört habe, besteht die Absicht, das Kirchenbuchwesen in Berlin zu einer Sippenkanzlei zusammenzufassen. Nach Rücksprache mit dem Herrn Bevollmächtigten der Deutschen Evangelischen Kirche für das Kirchenbuchwesen, Konsistorialrat Riehm, möchte ich mich Ihnen hierfür zur Verfügung stellen." Bereits seit 1908, so berichtete er, arbeite er auf dem Gebiet der Familienforschung und sei mit den wichtigsten Quellen bestens vertraut. Nachdem er, so heißt es weiter, seine Leitungsaufgabe bei der Inneren Mission aus kirchenpolitischen Gründen verloren habe, wolle er nun seine Kraft „dem Nationalsozialismus irgendwie ehrenamtlich anbieten und würde mit besonderer Freude auf meinem alten Arbeitsgebiet der Sippenforschung mithelfen."

---

16 Zu Berlin: Gailus, Manfred: „Hier werden täglich drei, vier Fälle einer nichtarischen Abstammung aufgedeckt". Pfarrer Karl Themel und die Kirchenbuchstelle Alt-Berlin. In: Ders., Kirchliche Amtshilfe (wie Anm. 3), S. 82–100.

17 Vgl. Otte, Hans: Pragmatismus als Leitmotiv. Walther Lampe, die Reichsstelle für Sippenforschung und die Archivpflege der hannoverschen Landeskirche in der NS-Zeit. In: Gailus, Kirchliche Amtshilfe (wie Anm. 3), S. 131–194.

18 Zu Schleswig-Holstein: Linck, Stephan: „...restlose Ausscheidung dieses Fremdkörpers". Das schleswig-holsteinische Kirchenbuchwesen und die „Judenfrage". In: Gailus, Kirchliche Amtshilfe (wie Anm. 3), S. 27–47; zu Thüringen: Schneider, Thüringer Kirchenbücher (wie Anm. 6).

Pfarrer Themel verwies auf seine Mitgliedschaft in der NSDAP und der SA seit April 1932. Zudem habe er an der Preußischen Staatsmedizinischen Akademie einen Kurs über „Erblehre und Rassenkunde“ besucht und sei mit den grundlegenden Erkenntnissen vertraut.[19]

Mit diesem aus freien Stücken dargebrachten Angebot begann Themels Karriere als nationalsozialistischer Sippenforscher im Kirchendienst. Als Berliner Pfarrer hatte er sich schon frühzeitig für eine Synthese von Christentum und völkischer Bewegung eingesetzt.[20] Seit 1931 war er nebenamtlicher „Sozialpfarrer“ und wirkte an vorderster Kirchenfront im Kampf gegen „Gottlosigkeit“ und „Bolschewismus“. Er sah sich darin in der Tradition des prominenten Berliner Hofpredigers Adolf Stoecker. Schon 1932 schloss er sich der soeben gegründeten „Glaubensbewegung Deutsche Christen“ an und gehörte deren Reichsleitung an. Anlässlich der ersten Reichstagung der Deutschen Christen Anfang April 1933 erklärte der völkische Theologe, „wir Christen“ unterstützten die begonnene Reinigungs- und Säuberungsaktion des Staates. Es sei vor allem das Judentum gewesen, das die „Gottlosigkeit“ in Presse, Kunst und Recht gefördert habe. Die Kirchengemeinden hätten nun die Aufgabe, „Zellen der Gesundung im kranken Volkskörper“ zu werden.[21]

Als radikaler DC-Pfarrer hatte Themel seine kirchenpolitischen Höhenflüge samt Ämterhäufung von 1933/34 zu wesentlichen Teilen Reichsbischof Ludwig Müller zu verdanken. Als Müller im Herbst 1934 an Macht und Einfluss verlor, büßte auch Themel seine diversen Ämter und Funktionen ein. Das war für den ehrgeizigen Kirchenmann ein schmerzlicher Karriereabbruch. In dieser Situation machte er der Reichsstelle für Sippenforschung sein Angebot zur Mitarbeit. Ohne Legitimation durch kirchenleitende Stellen (Evangelischer Oberkirchenrat, Konsistorium Berlin-Brandenburg) bildete Themel im Laufe des Jahres 1935 aus eigener Initiative eine Vorbereitungsgruppe, um die Zentralisierung der Berliner

19 Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz (GStAPK), Rep 309, Nr. 545; Schreiben Karl Themel vom 26.11.1934 an den Sachverständigen für Rasseforschung beim Reichsministerium des Innern.

20 Vgl. hierzu Themel, Karl: Der religiöse Gehalt der völkischen Bewegung und ihre Stellung zur Kirche. Berlin 1926. Themel anerkannte darin den hohen Wert von „Rasse“ und „Volkstum“. Eine Erklärung des religiösen Lebens allein aus Rasse, Blut und Volk sei indessen abzulehnen. Vielmehr müsse es der Kirche um eine Synthese von Christentum und völkisch-deutscher Eigenart gehen. Das Hakenkreuz bedürfe der Läuterung durch das Christenkreuz.

21 Vgl. Themel, Karl: Referat „Sozialfragen“. In: Protokoll der 1. Reichstagung der Deutschen Christen vom 3.–4.4.1933 in Berlin (Schriftenreihe der Deutschen Christen, H. 4). Berlin 1933. S. 35–39. Zur Biografie Themels: Gailus, Manfred: Vom evangelischen Sozialpfarrer zum nationalsozialistischen Sippenforscher. Die merkwürdigen Lebensläufe des Berliner Theologen Karl Themel (1890–1973). In: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 49 (2001), S. 796–826.

Kirchenbücher und ihre rassenpolitische Auswertung in Gang zu bringen. Dies geschah in enger Abstimmung mit der Reichsstelle für Sippenforschung. Im Februar 1936 begann die neue Kirchenbuchstelle in Räumen der St. Georgen-Gemeinde (Berlin-Mitte) mit der Verkartung der personengeschichtlichen Informationen für den Zeitraum 1775 bis 1874. Die offizielle Eröffnung der Arbeitsstelle, die nun den Namen „Kirchenbuchstelle Alt-Berlin“ erhielt, erfolgte durch einen Festakt am 12. Dezember 1936. Zur Begrüßung sprach der Präses der Berliner Stadtsynode Superintendent Richard Zimmermann. Auch der Leiter der Reichsstelle für Sippenforschung Dr. Kurt Mayer war erschienen. Der *Völkische Beobachter* berichtete einen Tag später:[22]

> Bei der Anlage der Riesenkartei ging man mit größter Sorgfalt ans Werk. Die Kirchenbuchstelle verwertete die Erfahrungen bereits vorhandener ähnlicher Archive in München, Nürnberg und Hannover. [...] In einer besonderen Abteilung sind alle Judentaufen von 1800 bis 1936, die in Berlin stattfanden, zusammengetragen. Hier werden täglich drei, vier Fälle einer nichtarischen Abstammung aufgedeckt. Interessant ist dabei die Familie Naphtalin [!] Baruch; der Baumeister Hitzig ist ein direkter Nachkomme dieses getauften Juden, ebenso erscheint an dieser Stelle der Name Paul Heyses. Max Sklarek, unrühmlichen Angedenkens, ist ebenfalls einer dieser Täuflinge.

Für die Auswertung der Kirchenbücher hatte der kirchliche Sippenforscher eine Broschüre „Wie verkarte ich Kirchenbücher“ verfasst, die mit Geldmitteln der Reichsstelle für Sippenforschung gedruckt wurde.[23] Themel galt unter den Sippenforschern des „Dritten Reiches“ als Experte. Nicht von ungefähr empfahl die Reichsstelle für Sippenforschung für die Auswertung der Kirchenbücher reichsweit das „System Themel“. Zur Ergänzung und zum praktischen Gebrauch in der Berliner Kirchenbuchstelle schrieb Themel für seine Mitarbeiter eine „Anweisung für Sonderfälle“. Dort hieß es unter Punkt 6:[24]

> Für jede Judentaufe sind außer der gewöhnlichen Karteikarte 2 Doppel auszufüllen. (Eins für die Reichszentrale für Sippenforschung und eins für die Fremdstämmigen-Kartei für die Berliner Zentralstelle). Bei Namensänderungen (z. B. der Jude Israel erhält in der Taufe den Familiennamen Leberecht) ist der christliche bezw. jüdische Name in dem Feld für Familiennamen in Klammern hinzuzufügen. [...] Bei Judentäuflingen sind auf der Rückseite des ersten Doppels die Paten zu vermerken. Diese Karten sind für die eigene Fremdstämmigen-

---

22 Völkischer Beobachter vom 13.12.1936.

23 Themel, Karl: Wie verkarte ich Kirchenbücher? Der Aufbau einer alphabetischen Kirchenbuchkartei. Berlin 1936. In der Einführung betonte Themel, dass für diese Hilfsarbeiten für den nationalsozialistischen Staat nur „politisch einwandfreie Leute“ einzusetzen seien. „Fremdstämmige“, „Mischlinge“ und „jüdisch Versippte“ kämen für diese Vertrauensarbeit nicht in Frage (ebd., S. 24 f.).

24 GStAPK, Rep 309, Nr. 545, darin: Karl Themel, „Anweisung für Sonderfälle“ (ca. 28.4.1936).

> Kartei bestimmt. Die 2. und 3. Karte sind in getrennten Briefen zu verpacken. Der Brief für die eigene Fremdstämmigen-Kartei trägt die Aufschrift: Fremdstämmige-K. Der Brief für die Reichsstelle für Sippenforschung die Aufschrift: Fremdstämmige-R. Der Beruf des Judentäuflings ist auf der Rückseite der Karteikarte zu vermerken. Seine eigene Wohnung ist in die Zeile ‚Wohnung' einzusetzen. Hinter dem Worte Wohnung ist der Zusatz ‚d. Tfl.' (des Täuflings) anzubringen. Der Ort der Herkunft ist auf der Rückseite zu verzeichnen. Das gleiche gilt für alle Farbigen und Zigeuner. Türken gelten als Fremdstämmige. Als fremdstämmig ist auch der zu betrachten, dessen einer Elternteil fremdstämmig ist.

Im Hauptamt war Themel während dieser Jahre Pfarrer an der Luisenstädtischen Gemeinde in Berlin-Mitte und Berlin-Kreuzberg.[25] In der Kirchenbuchstelle fungierte er als nebenamtlicher „Betriebsführer". Als stellvertretenden Leiter hatte er einen befreundeten Parteigenossen und SS-Mann eingesetzt. 1937 waren in der kirchlichen Sippenkanzlei 29 Mitarbeiter beschäftigt. Hinzu kamen Hilfskräfte für die Verkartung. Den jährlichen Einnahmen durch Gebühren für die Unterlagen zum Ariernachweis standen regelmäßig höhere Ausgaben an Personalkosten gegenüber. Diese Defizite mussten alljährlich durch Zuschüsse des Stadtsynodalverbands ausgeglichen werden.[26]

Alle im Laufe der Verkartungsarbeiten entdeckten Nichtarierfälle wurden an die Reichsstelle für Sippenforschung und teilweise auch an andere Stellen von Partei und NS-Staat weitergeleitet. Als 1936 der Berliner Polizeipräsident Material über „getaufte Juden" erbat, hielt Themel zunächst Rückfrage bei der Reichsstelle für Sippenforschung. Auf Weisung ihres Leiters Kurt Mayer folgte Themel der Bitte des Polizeipräsidenten und stellte die in seiner „Judenkartei" registrierten Erkenntnisse zur Verfügung. In einem Schriftwechsel mit dem Archivar beim Konsistorium der Mark Brandenburg bestätigte Themel dieses Verfahren: In der „Praxis der Arbeit" habe sich die Notwendigkeit ergeben, mit einer Reihe von Dienststellen Arbeitsergebnisse auszutauschen. Neben der Reichsstelle für Sippenforschung habe die Kirchenbuchstelle Alt-Berlin auch dem Reichsführer SS Heinrich Himmler, dem Polizeipräsidenten von Berlin und einigen Gauleitungen der NSDAP einschlägige Informationen über konvertierte Juden geliefert.[27]

---

25 Zu seiner Pfarrtätigkeit in der Luisenstadtgemeinde s. Gailus, Vom evangelischen Sozialpfarrer (wie Anm. 21), S. 809 f.; ferner Förtsch, Isolde u. Gerhard Boß: 300 Jahre Luisenstadtgemeinde. Vergangenheit und Gegenwart. Berlin 1994.

26 Vgl. hierzu die Angaben in: GStAPK, Rep 309, Nr. 546, darin Aktenvermerk Schofeld vom 20.10.1938.

27 GStAPK, Rep 309, Nr. 607; Schreiben des Polizeipräsident in Berlin vom 16.12.1936 an die Kirchenbuchstelle Alt-Berlin; ferner Schreiben des Leiters der Kirchenbuchstelle Alt-Berlin Themel vom 21.12.1936 an die Reichsstelle für Sippenforschung; sowie Aktennotiz Kayser (RfS) vom

Als sippenforschender Theologe genoss Pfarrer Themel politische Unterstützung durch eine Reihe von einflussreichen Parteigenossen in Berlin. Man kann für die Reichshauptstadt von einer einschlägigen parteipolitischen Vernetzung sprechen. Zu diesem Kreis von Vertrauten zählten unter anderen Reichskirchenminister Hanns Kerrl und Friedrich Werner, ein nationalsozialistischer Kirchenjurist und Präsident der preußischen Kirchenleitung (Evangelischer Oberkirchenrat). Sie beförderten die Berufung des kirchlichen Sippenforschers zum nebenamtlichen Konsistorialrat im Jahr 1938, der seither an den Sitzungen der regionalen Kirchenleitung Berlin-Brandenburg teilnahm. Überdies gehörte Konsistorialpräsident Johannes Heinrich, ein Kirchenjurist und Parteigenosse, zu Themels Vertrauenspersonen. Eine Schlüsselrolle nahm schließlich der Chef der Reichsstelle für Sippenforschung (RfS) Kurt Mayer ein. Themel bewunderte den machtbewussten SS-Obersturmführer, der sich 1935 in rabiater Weise der Leitung der Reichsstelle bemächtigte und dabei Rückendeckung durch Himmler und Reinhard Heydrich hatte. Seit 1935 leistete Themel erwiesenermaßen verdeckte Informationsdienste für Mayer.

Kurt Mayer stammte aus dem pfälzischen Protestantismus, sein Vater war Pfarrer und gehörte als Oberkirchenrat zur pfälzischen Kirchenleitung. Als Absolvent eines Humanistischen Gymnasiums studierte Mayer im Hauptfach Geschichte in München, wo er 1929 mit „Genealogisch-heraldischen Untersuchungen zur Geschichte des alten Königreichs Burgund“ promoviert wurde. Als überwiegend arbeitsloser promovierter Historiker schloss sich Mayer um 1930 der NSDAP-Bewegung an. 1932 stand er als Geschäftsführer des Provinzialverbands des Evangelischen Bundes in Halle (Saale) im Kirchendienst. Im November 1933 avancierte er zum Abteilungsleiter und Sachbearbeiter im Rasse- und Siedlungshauptamt der SS. Zugleich engagierte er sich in der traditionsreichen, im Jahr 1869 gegründeten genealogischen Vereinigung „Der Herold“, wo er im November 1934 zum 1. Vorsitzenden gewählt wurde. Durch einen theaterreifen Nazi-Coup mittels Gestapo-Gewaltmaßnahmen verdrängte er im Januar 1935 den bisherigen RfS-Leiter Joachim (Achim) Gercke aus seinem Amt und setzte sich an die Spitze der einflussreichen Dienststelle im Innenministerium.[28]

Das gute Einvernehmen zwischen dem professionellen Theologen und Hobby-Genealogen Themel und dem rabiaten SS-Karrieristen Dr. Kurt Mayer war entscheidend für die gut eingespielte kirchlich-staatliche Kooperation auf dem

---

16.1.1937 zu diesem Vorgang; ferner ebd., Nr. 546, Schreiben Themel vom 5.10.1938 an das Ev. Konsistorium der Mark Brandenburg.

28 Zu Dr. Kurt Mayer s. Gailus, Manfred: „Sippen-Mayer“. Eine biographische Skizze über den Historiker und Leiter der Reichsstelle für Sippenforschung Dr. Kurt Mayer (1903 – 1945). In: Ders., Kirchliche Amtshilfe (wie Anm. 3), S. 195 – 216.

Gebiet der Sippenforschung in der Reichshauptstadt. Der erfahrene ältere Pfarrer (Jahrgang 1890) und der junge pfälzische Pfarrerssohn (geboren 1903), ein rabiater *Stürmer und Dränger* in SS-Uniform, bildeten offensichtlich das ideale Gespann in der Hauptstadt, um eine nationalsozialistisch motivierte Sippenforschung zu befördern. Mayer leitete seit 1935 nicht nur die Reichsstelle für Sippenforschung im Innenministerium, sondern auch den gleichgeschalteten neuen Zusammenschluss aller sippenforschenden Vereine mit Namen „Volksbund der deutschen sippenkundlichen Vereine (VSV)". Er hatte sich im Verlauf von zwei bis drei Jahren mit höchster Protektion im Rücken zum obersten „Reichssippenforscher" aufgeschwungen. Und er hatte hochfliegende Pläne: Mayer träumte von einer riesigen Reichsbehörde („Reichssippenamt") unter seiner Leitung, die das Wissen für die rassenpolitische Scheidung der deutschen und künftig auch der europäischen Bevölkerung in „Arier" und „Nichtarier" bereitstellen sollte. Dazu wäre ein „Reichssippenamtsgesetz" erforderlich gewesen, das jedoch bis Kriegsbeginn 1939 nicht kam. Der großen Behörde sollten sämtliche (erst noch zu bildende) Gausippenämter und Kreissippenämter im Deutschen Reich unterstehen. Permanente Rivalitäten mit anderen gleichgerichteten Einrichtungen und Verbänden wie dem Reichsnährstand und dem Nationalsozialistischen Lehrerbund hemmten allerdings die von Mayer erhoffte Entwicklung.[29]

Pfarrer Themel war fasziniert von diesen Aussichten und gedachte, auf dieser bevölkerungspolitischen Welle des NS-Regimes mitzuschwimmen. Zu Jahresbeginn 1939 begrüßte der Theologe seinen heimlichen Vorgesetzten:[30]

> Die Jahreswende 1938/39 soll nicht vorübergehen, ohne dass ich Ihnen persönlich, sowie im Namen der Vereinigung der Berufssippenforscher die herzlichsten Wünsche ausspreche. Möge das Jahr 1939 Ihnen und Ihrer Arbeit viele Fortschritte und Erfolge schenken. Ich verbinde mit diesen Worten zugleich den Dank und für die viele Hilfe, die die Vereinigung der Berufssippenforscher und ich von ihnen empfangen haben und bitte Sie, uns Ihr Wohlwollen auch im neuen Jahr zu erhalten. Ich verspreche Ihnen, dass wir in Treue hinter Ihnen stehen und Sie, wo nur möglich, unterstützen werden.

Direktor Mayer dankte umgehend und erwiderte: „Hoffentlich bringt uns das Jahr 1939 das Sippenamtsgesetz und damit die Gelegenheit, noch stärker wie bisher an der uns lieb gewordenen Sache zusammen zu arbeiten."[31]

29 Vgl. Schulle, Reichssippenamt (wie Anm. 9), S. 161 f.; ferner Weiss, Auseinandersetzungen (wie Anm. 9).
30 Bundesarchiv Berlin (BArch), R 39, Nr. 35; Schreiben Themel vom 4.1.1939 an RfS-Leiter Mayer.
31 Ebd., Schreiben Mayer vom 6.1.1939 an Pfarrer Themel; Mayer hatte Themel im Jahr 1935 als Obmann in der NS-offiziellen „Vereinigung der Berufssippenforscher" installiert.

III Perspektivenwechsel: Die Opfer „der uns lieb gewordenen Sache“

Es ist an der Zeit, auf die Erfahrungen von Opfern dieser Preisgabe der Kirchenbücher zu schauen, speziell auf diejenigen der kirchlichen Kollaborationen mit NS-Stellen. Die Gruppe der „Glaubensjuden“ war den Verfolgungsbehörden in der Regel bekannt, indem sie die Mitgliederverzeichnisse der jüdischen Gemeinden beschlagnahmten. Schwieriger war der Zugriff auf die „getauften Juden“, die Christen jüdischer Herkunft in den beiden großen christlichen Konfessionen sowie auf Konfessionslose jüdischer Herkunft. Die Identität der „getauften Juden“ konnte nur durch Auswertung der Kirchenbücher ermittelt werden. Neben den „Glaubensjuden“, deren Zahl im Deutschen Reich im Jahr 1933 bei ca. 500.000 lag, kam mit den „getauften Juden“ (einschließlich der „Mischlinge I. und II. Grades“) eine Gruppe von mehreren hunderttausend Personen hinzu, die von Diskriminierung und Verfolgung betroffen waren. Schätzungen geben Größenordnungen zwischen 200.000 und 400.000 Personen an. Exakte Zahlen existieren für die Zeit um 1933 nicht. Nach der Volkszählung vom Mai 1939 gehörten zu diesem Zeitpunkt noch immer insgesamt rund 320.000 Personen diesem Kreis der Diskriminierten und Verfolgten an. Nach mehr als sechs Verfolgungsjahren war diese Personengruppe gegenüber 1933 durch erzwungene Auswanderung, durch Suizid und Übersterblichkeit um mehr als die Hälfte geschrumpft.[32]

In vielen Fällen wussten die evangelischen „Nichtarier“ von 1933 nicht, dass sie jüdischer Herkunft waren. Häufig waren nicht sie, sondern bereits ihre Eltern oder Großeltern getauft worden. Und man sprach in den meisten Familien nicht gern über diese Dinge. Umso schockierender wirkte, wenn sie – die oft gläubigen und kirchlich aktiven Christen – durch die NS-Gesetzgebung wieder zu „Juden“ („Nichtariern“) gemacht wurden. Die Berliner Historikerin und Pädagogin Elisabeth Schmitz berichtete am 22. April 1933 im Brief an ihre Eltern nach Hanau: Leute, die keine Ahnung davon hatten, dass sie von Juden abstammten, würden nun infolge des „Beamtengesetzes“ wieder darauf zurückverwiesen. Ihre Freundin, die „nichtarische“ Ärztin Dr. Martha Kassel, habe wegen des Berufsbeamtengesetzes ihre berufliche Position verloren. In einer befreundeten Familie sei eine teilweise jüdische Herkunft in der Großelterngeneration entdeckt worden und habe schon erste schulische und berufliche Ausgrenzungen der Enkelkinder

---

32 Vgl. hierzu die Zahlenangaben in: Longerich, Politik der Vernichtung (wie Anm. 2), bes. S. 224–226; für christliche „Nichtarier“: Büttner, Ursula: Von der Kirche verlassen: Die deutschen Protestanten und die Verfolgung der Juden und Christen jüdischer Herkunft. In: Dies. u. Greschat, Die verlassenen Kinder (wie Anm. 14), S. 15–69.

gezeitigt. Die 1880 in Schlesien geborene und in ihrer Kindheit getaufte Martha Kassel hatte Schmitz am 21. April besucht und ihr Leid geklagt:[33]

> Gestern Abend war Fr. Dr. [Kassel] wieder ganz verzweifelt. Sie sagte immerfort vor sich hin: ‚Warum hassen sie uns denn nur so? Ich kann es gar nicht verstehen. Es soll einer hingehen u. sie fragen.' Und dann erzählte sie von der Kinderklinik, von all den Kindern, die sie operiert hat u. wie sie oft 6 x in der Nacht aufgestanden sei, um nach einem frisch operierten Kind zu sehen – u. dann kamen wieder dieselben Sätze. – Von jungen Menschen gehen sehr viele weg, nach Frankreich, England, Spanien, Schweiz. Frankreich nimmt sie, scheints, mit offenen Armen auf. Aber Fr. Dr. denkt nicht daran. Sie fühlt sich ja gar nicht als Jüdin, hat es nie getan u. ist so fassungslos, dass man sie trennen will vom Deutschtum, wo sie doch deutsche Literatur u. Kunst u. Landschaft u. alles so liebt, so an Schlesien hängt u. noch vorhin sagte: Ans Vaterland ans teure schließ dich an – sei ungefähr das erste gewesen, was sie bei ihrem Lehrer gelernt habe. Ich sage dann immer, dass es ganz allein auf sie selbst und auf uns ankomme, ob sie deutsch sei – aber das schlägt ja alles nicht durch.

Schmitz warb in der Bekennenden Kirche um Solidarität mit den evangelischen „Nichtariern“ und verfasste 1935 eine scharf anklagende anonyme Denkschrift gegen die Judenverfolgung. Sie traf indessen auf wenig Bereitschaft in der Kirchenopposition, die allgemein verbreitete kirchliche „Politik des Schweigens“ zu durchbrechen. Nach den Schreckenserlebnissen der Novemberpogrome 1938 emigrierte ihre „nichtarische“ Freundin mit Ehemann nach Argentinien.[34]

Auch der von 1932 bis 1939 an der St. Thomas-Gemeinde in Berlin-Kreuzberg amtierende Pfarrer Willy Oelsner galt zur Hitlerzeit als „nichtarisch“. Genau genommen war er „Mischling I. Grades“, seine getaufte Mutter war jüdischer Herkunft. Zugleich war er mit einer Nichtjüdin verheiratet und hatte damit den günstigeren Status einer „Mischehe“. Der Umstand, dass seine Mutter jüdischer Herkunft war, so berichtet Oelsner in seinen Lebenserinnerungen, habe bei ihm bis 1933 überhaupt keine Rolle gespielt. Er sei in christlich-protestantischem Geist erzogen worden. Seit 1933 jedoch sei er in seiner Gemeinde von Deutschen Christen als „Jude“ drangsaliert worden. Besonders sein Pfarrerkollege Wilhelm Sawade tat sich dabei hervor. Im September 1935, unmittelbar nach Erlass der „Nürnberger Gesetze“, ließ der von Deutschen Christen beherrschte Gemeindekirchenrat der St. Thomas-Gemeinde am Pfarrhaus, direkt unterhalb Oelsners Arbeitszimmer, einen „Stürmerkasten“ anbringen. Während ein SA-Spielmannszug musizierte, wurde der Aushangkasten für Julius Streichers antisemitisches

33 Schreiben Elisabeth Schmitz vom 22.4.1933 an Vater und Schwester in Hanau; zit. n. Gailus, Manfred: *Mir aber zerriss es das Herz*. Der stille Widerstand der Elisabeth Schmitz. Göttingen 2010. S. 80 und 83.

34 Vgl. zum Ganzen Gailus, Elisabeth Schmitz (wie Anm. 33).

Hetzblatt am Pfarrgebäude befestigt. Mit einem „Sieg-Heil auf den Führer" und Absingen des Horst-Wessel-Liedes sei diese kleine Feier beschlossen worden.[35] Während der Pogromereignisse 1938 lag Oelsner nach einer Operation zufällig noch zur Behandlung im Krankenhaus. Das habe ihn, so erinnerte er sich, vor Verschleppung in ein Konzentrationslager bewahrt. Vermittelt durch George Bell, Bischof von Chichester, erhielt Oelsner in diesen Wochen eine rettende Einladung nach England. Seine Ausreise aus Hitler-Deutschland im Januar 1939 hat er mit eindrücklichen Worten in seinen Lebenserinnerungen geschildert:[36]

> Langsam und lautlos verließ der komfortable Fernzug den Berliner Ostbahnhof. Nicht ohne Scham muss ich gestehen, dass es nicht unser Los war, des nachts unter Lebensgefahr zu flüchten. Es war eine vergleichsweise luxuriöse Ausreise. […] Am Bahnsteig bildeten Freunde Spalier, die ganze ‚Familie' war da, Mitglieder aus der Gemeinde, Pfarrerkollegen. Es gab eine Flut von Geschenkpaketen durch das geöffnete Zugfenster. Bevor der Zug die Hauptstadt endgültig verließ, hatte er noch dreimal oder öfter an Stationen zu halten, und an jedem Bahnhof wiederholten sich die Szenen, die Leute winkten, griffen nach unseren Händen […] und sangen Lieder. Wenn ich jetzt meine Augen schließe, sehe ich sie vor mir und höre die Melodie jener Strophen: ‚So nimm denn meine Hände und führe mich…'. Die Reise nach Bentheim an der holländischen Grenze verlief ohne Zwischenfälle, außer dass mir ein Mitreisender die Nazizeitung [*Völkischer Beobachter*] anbot, die ich zuerst zornig zurückweisen wollte, aber dann doch annahm. Aus guten Gründen, denn einige Stunden später erschien jener Herr wieder in unserem Abteil, diesmal in Uniform, und verlangte nach unseren Ausweispapieren. Fallstricke in letzter Minute. Nur wenige können sich das Gefühl der Erleichterung vorstellen, als wir nach sechs Jahren der Bedrückung, häufig in Angst um unser Leben, die Grenze in die FREIHEIT passierten.

Weniger glimpflich verlief die Verfolgungsbiografie des „nichtarischen" Juristen und bekennenden Christen Friedrich Weißler. Er war in frühester Kindheit (1891) evangelisch getauft worden und wuchs in Halle (Saale) in protestantischem Milieu auf. 1922 ehelichte er eine Pfarrerstochter. Dem Ehepaar wurden 1925 und 1928 zwei Jungen geboren. Ende 1932 wurde Weißler zum Landgerichtsdirektor nach Magdeburg berufen. Im Februar und März 1933, noch vor Erlass des Berufsbeamtengesetzes, wurde der Jurist durch Gewaltaktionen der Nationalsozialisten und des *Stahlhelm. Bund der Frontsoldaten* aus seinem Amt vertrieben.[37] In

35 Vgl. hierzu den Bericht in: Positives Christentum, Nr. 13, 29.9.1935.
36 Hierzu die Lebenserinnerungen: Oelsner, Willy: Another Unprofitable Servant. (Unveröffentlichtes Manuskript). Hove (GB) ca. 1975. S. 36 f. (Hervorhebung im Original; eigene Übersetzung). Zur Biografie Oelsner s. Röhm, Eberhard u. Jörg Thierfelder: Juden – Christen – Deutsche. Bd. 2/II: 1935–1938. Stuttgart 1992. S. 72–92.
37 Vgl. zur Biografie: Gailus, Manfred: Friedrich Weißler. Ein Jurist und bekennender Christ im Widerstand gegen Hitler. Göttingen 2017.

Berlin schloss sich die Familie der Bekennenden Kirche an. Aussicht auf neue Beschäftigung bot sich dem „nichtarischen" Juristen nicht. Berufskollegen und Freunde der Familie wandten sich ab. Der harsche Antwortbrief einer einst befreundeten Hamburger Anwaltsgattin vom Oktober 1935 zeigte dem hoch qualifizierten, nun stellungslosen Juristen, was die Stunde geschlagen hat. Sie hielt ihm vor: Er klage in seinem letzten Brief nur an und stelle sich jetzt als Märtyrer hin. „Wie wir geschädigt wurden unter der Vorherrschaft der Juden erwähnst und bedenkst Du nie." In einem zweiten Schreiben steigerte die offenkundig inzwischen stark nationalsozialistisch denkende Freundin ihre Anklage über „die Juden" und überzog Weißler nun mit antisemitischen Ressentiments: „Wenn Du unsern Zeitgeist als Psychose anklagst, so geschieht Dir allerdings recht, wenn Du in Deutschland kein Amt mehr bekleiden darfst. Damit beleidigst Du mein Volk, meine Regierung und uns. Ihr habt genügend seelische Qualen über Deutsche gebracht durch Vernichtung vieler Existenzen auf geschäftlichem Wege. Wenn Du davon nichts weißt oder wissen willst, so sage ich es Dir hiermit. [...] Leb' wohl und gehe Deinen Weg, den ich nicht mehr begleiten kann." Am Ende gab es keinen „lieben Fritz" mehr in diesem Brief, und sie schloss ihn auch nicht mehr mit herzlichen Grüßen.[38]

Weißler erhielt eine prekäre Beschäftigung als Büroleiter bei der Vorläufigen Kirchenleitung der Bekennenden Kirche (VKL). In diesem Zusammenhang war er im Frühjahr 1936 an der Vorbereitung einer vertraulichen Denkschrift an Hitler beteiligt. Als diese Schrift vorzeitig und unautorisiert in ausländischen Zeitungen abgedruckt wurde, geriet er – neben anderen – in Verdacht, für diese Indiskretion verantwortlich zu sein. Im Oktober 1936 verhaftete ihn die Gestapo. Nach mehreren Monaten Gefängnishaft in Berlin wurde Weißler im Februar 1937 mit zwei weiteren Beschuldigten in das KZ Sachsenhausen eingeliefert. SS-Wachmänner erkannten in ihm, den bekennenden Christen, „den Juden" schlechthin und prügelten den 45-jährigen Landgerichtsdirektor in nächtlichen Gewaltexzessen binnen weniger Tage zu Tode.[39]

Die Ärztin Dr. Martha Kassel, der Pfarrer Willy Oelsner, der Jurist Dr. Friedrich Weißler – die Beispiele dieser Christen jüdischer Herkunft mögen verdeutlichen, was für sie und ihresgleichen seit 1933 auf dem Spiel stand. Deren Identifikation nach nationalsozialistischen Rassekriterien durch Auswertung der Kirchenbücher konnte Vieles bedeuten: mindestens den Verlust beruflicher Positionen, häufig die erzwungene Auswanderung und im schlimmsten Fall wie bei Friedrich

38 Vgl. hierzu den gesamten Briefwechsel zwischen Friedrich Weißler und Else Brandis; zit. in: Gailus, Weißler (wie Anm. 37), S. 113–116.
39 Zur VKL-Denkschrift von 1936 und zu Weißlers damit verbundener Tragik s. Gailus, Weißler (wie Anm. 37), S. 136–141, 145–189.

Weißler konnte die rassische Zuschreibung das Leben kosten. Es war nicht zuletzt die allgemeine Kollaboration der Kirchen mit dem Regime und die eigenständige Sippenforschung von besonders ehrgeizigen nationalsozialistischen Pfarrern, die zu dieser Katastrophe beitrugen.

IV Gab es Widerstand?

Natürlich stellt sich die Frage: Gab es denn keinen Widerstand von Landeskirchen, von Kirchenprovinzen oder einzelnen Kirchengemeinden und Pfarrern gegen diese Amtshilfe für den Ariernachweis? Explizite Verweigerung von kirchlichen Institutionen ist nicht bekannt. Das trifft für beide großen christlichen Konfessionen zu. Vielmehr galt es als selbstverständlich, die Informationen aus den Kirchenbüchern zur Verfügung zu stellen. Im Allgemeinen geschah das aus Tradition, denn man war kirchlicherseits gewohnt, den Ansprüchen der ‚Obrigkeit‘ zu gehorchen, auch wenn es in den Jahrhunderten zuvor immer wieder Konflikte um den von der Obrigkeit gewünschten Zugriff auf die Kirchenbücher (z. B. für Konskriptionen) gegeben hatte. Vielfach gab es auch institutionelle und individuelle Übereinstimmung mit den Maßnahmen des NS-Staats, denn die Zurückdrängung des jüdischen Einflusses in Kultur und Gesellschaft wurde begrüßt. In jenen Landeskirchen und Kirchengemeinden, wo Deutsche Christen vorherrschten, gab es expliziten christlichen Antisemitismus, der auf vielfältige Weise im kirchlichen Leben realisiert wurde. Kurz: die staatliche Politik einer rassistischen Exklusion von Juden fand weitgehende Zustimmung oder zumindest schweigende Billigung im Bereich der christlichen Konfessionen. Bei den Protestanten geschah dies in der Regel mit mehr, bei den Katholiken mit vergleichsweise weniger Akzeptanz.[40]

Widerstände gegen die verbreitete Praxis konnten nur individuell und verdeckt erfolgen, indem Pfarrer oder andere Bearbeiter von Kirchenbüchern in Einzelfällen die Auszüge ‚schönten‘, beispielsweise indem die „nichtarische“ Identität einer jüdischen Großmutter oder eines Ehepartners verschwiegen wurde. Niemand im Deutschen Reich konnte sich bei seiner Ablehnung der Ahnenforschungsmanie allerdings einen offen kritischen oder gar sarkastischen Ton er-

40 Vgl. hierzu die mehrbändige Darstellung von Röhm, Eberhard u. Jörg Thierfelder: Juden – Christen – Deutsche. 7 Teilbde., Stuttgart 1990 – 2007; ferner Gailus, Kirchliche Amtshilfe (wie Anm. 3); als Fallstudie zu katholischen Pfarreien siehe: Pfister, Peter, Der Kampf um die Pfarrmatrikeln in der Zeit des Nationalsozialismus. Die bayerischen Bischöfe zwischen Selbstbehauptung, Kooperation und Verweigerung. In: Pfarrmatrikeln im Erzbistum München und Freising. Geschichte – Archivierung – Auswertung. Hrsg. von Dems. Regensburg 2015. S. 37 – 67.

lauben wie der Schweizer Pfarrer Dr. Jacobus Wiedemann aus St. Gallen. Auf eine Bitte um amtliche Auskunft für einen Ariernachweis, die ihn aus Stralsund erreichte, antwortete er dem NSDAP-Mitglied abschlägig:

> Hingegen möchte ich Sie darauf aufmerksam machen, dass wir uns teils vor Lachen geschüttelt, teils am gesunden Menschenverstand der nordischen Rasse zu zweifeln angefangen haben, als wir sahen: Die pathologischen Forderungen des Ariernachweises bei der Urgroßmutter (!!!) finden Sie nicht bloß nicht verrückt, sondern auf den Mann, der solchen Generalblödsinn befiehlt, bringen Sie noch ein ‚Heil!' aus. Es scheint doch, dass Deutschland immer mehr zu einem Riesenirrenhaus wird!

Die Reaktionen im Deutschen Reich ließen nicht auf sich warten. Das Kirchliche Außenamt der offiziösen Deutschen Evangelischen Kirche (DEK) warnte per Rundschreiben alle Landeskirchen vor dem Schweizer Pfarrer. Reichskirchenminister Hanns Kerrl verfügte, dieser Schweizer Pfarrer dürfe zu keiner kirchlichen Veranstaltung in Deutschland eingeladen werden. In der grenznahen Landeskirche von Württemberg ließ der Evangelische Oberkirchenrat allen Dekanatsämtern spezielle Informationen über den Vorfall zukommen.[41]

Kirchenintern gab es allerdings einige kritische Stimmen zur kirchlichen Praxis der Amtshilfe. So beklagte beispielsweise der württembergische Bekenntnispfarrer Paul Schempp am 8. September 1936 in einem Schreiben an Landesbischof Theophil Wurm, die Pfarrämter seien inzwischen zu bloßen „Sippenforschungsinstituten" herabgesunken; auch habe der Landesbischof noch kein „ernstes Wort" zu diesem Missstand gefunden. Man begegne derzeit auf Schritt und Tritt einer Kirchlichkeit, die schweige, wo sie hätte reden müssen. Nach Einschätzung von Eberhard Röhm und Jörg Thierfelder sei auch im Kreis der entschiedenen Bekenntnispfarrer der „Württembergischen Sozietät" niemals ein allgemeiner Boykott der Nachweispraxis erwogen worden.[42]

Häufig waren es von der NS-Gesetzgebung direkt betroffene Personen, die in ihrer Not gewisse Änderungswünsche gegenüber Pfarrern äußerten. Und nicht selten meinten Pfarrer auch unter solchen Umständen, es müsse unbedingt amtsmäßig korrekt verfahren werden. Pfarrer Gerhard Jacobi beispielsweise, Präses der Bekennenden Kirche Berlins und engagierter Pfarrer an der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, verhielt sich in diesem Sinn strikt beamtenmäßig-korrekt, als einige erkennbar gefährdete Antragsteller ihn baten, für sie ungüns-

---

41 Zit. n. Röhm, Eberhard u. Jörg Thierfelder: Juden – Christen – Deutsche. Bd. 2/I: 1935–1938. Stuttgart 1992. S. 346 f.; dort auch die Hinweise zum Kirchlichen Außenamt und Reichskirchenminister Kerrl.

42 Röhm u. Thierfelder, Juden (wie Anm. 41), S. 337.

tig lautende Informationen aus den Kirchenbüchern zu verschweigen.[43] Der deutschchristliche Pfarrer Fritz Radecke von der St. Jacobi-Gemeinde in Berlin betätigte sich nachgerade als Denunziant, indem er im Jahr 1941 Direktor Mayer von der Reichsstelle für Sippenforschung über einen mutmaßlichen Täuschungsversuch in seiner Gemeinde informierte: Unseres Erachtens nach, so schrieb er, „wollte Frau Scholler nichts anderes erreichen, als 2 Taufscheine für die beiden Kinder zur Vorlage beim Sippenamt in die Hände zu bekommen. Es wäre ihre Pflicht gewesen, darauf hinzuweisen, dass die Kinder aus einer Mischehe hervorgegangen sind. So aber wirft ihr Gebaren ein wenig erfreuliches Licht auf diese ganze Angelegenheit und sie erweist den Kindern wohl kaum einen guten Dienst mit solcher Handlungsweise. Wir glaubten dem Sippenamt diesen Bericht senden zu sollen."[44]

Widerstandshaltungen an dieser Stelle waren selten und natürlich mussten sie subversiv geschehen. In vielen Fällen haben wir folglich keine Informationen darüber. Letztlich konnte nur nach 1945 offen darüber gesprochen oder geschrieben werden, etwa in der Form von Erinnerungen Verfolgter oder von oppositionellen Bekenntnispfarrern. Nach Unterlagen der Reichsstelle für Sippenforschung vom November 1938 steht allerdings zu vermuten, dass eine solche Subversion eher selten vorkam. Demnach wurden dort nach fünfeinhalb Jahren Ariernachweispraxis lediglich acht einschlägige Fälle aktenkundig, von denen nur vier auf ein direktes Unterschlagen jüdischer Vorfahren durch Geistliche hindeuten.[45]

Der reformierte Bekenntnispfarrer Bruno Violet von der Friedrichswerderschen Kirchengemeinde in Berlin-Mitte stand bei der SS und Gestapo unter Verdacht, bei Kirchenbuchauszügen unvollständige Angaben gemacht zu haben, um „nichtarische" Personen zu schützen. In einem Schreiben des Direktors der Reichsstelle für Sippenforschung Mayer an den Reichskirchenminister (1939) bezichtigte er Violet der „Verschleierung der jüdischen Abstammung durch unvollständige Ausstellung von Urkunden". Mayer drang auf disziplinarisches Vorgehen gegen Pfarrer Violet. Wegen Mitarbeit an der illegalen Kirchlichen Hochschule der Bekennenden Kirche wurde Violet im so genannten „Prüfungsprozess" vom Dezember 1941 zu einer hohen Geldstrafe verurteilt. Das harte Urteil stand zwar nicht im direkten Zusammenhang mit der möglichen „Verschleierung" bei

43 Der betreffende Schriftverkehr in: Archiv der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnisgemeinde Berlin, Akte „Namensänderungen und andere Nachträge in den Registern 1937–1947".

44 Schreiben Pfarrer Radicke vom 20.11.1941 an den Direktor des Reichssippenamtes; zit. in: Kaltenbacher, Marlis: Ein Rädchen im Getriebe. Fragmente zur Geschichte der St. Jacobi-Gemeinde in der nationalsozialistischen Epoche 1933–1945. Berlin 1995. S. 36.

45 Vgl. Ehrenreich, Ancestral Proof (wie Anm. 9), S. 145.

Kirchenbuchauszügen, aber Violet haftete der Geruch des widersetzlichen Oppositionspfarrers an.[46]

V Resümee und Ausblick

Nach den Resultaten der jüngeren historischen Forschung kann an der kirchlichen Amtshilfe für die nationalsozialistische Judenverfolgung im Zusammenhang mit der Ariernachweispraxis kein Zweifel bestehen. Diese Amtshilfe fand statt. Sie war allgemein üblich und muss als der Normalfall kirchlichen Verhaltens für beide großen christlichen Konfessionen gelten. Dies gilt unabhängig davon, ob es sich um evangelische Landeskirchen oder die katholische Kirche handelt, ob es um deutschchristlich regierte evangelische Landeskirchen oder Kirchenprovinzen, oder ob es um einzelne Kirchengemeinden geht, die unter maßgeblicher Regie der Bekennenden Kirche standen. Darüber hinaus erbrachten etliche regionale Kirchen und einzelne Kirchengemeinden bei den Protestanten die vom NS-Staat nicht abverlangte Vorleistung einer eigenständigen rassistisch motivierten Sippenforschung oder sie ließen zumindest diese in ihrem Einflussbereich zu, um die NS-Politik einer Exklusion der christlichen „Nichtarier“ zu unterstützen. Eine solche rassenpolitische Zuarbeit durch eigene Sippenforschung ist aus dem Bereich der katholischen Kirche nicht bekannt.[47]

Sämtlichen evangelischen Nachkriegskirchen fiel es für viele Jahrzehnte schwer, sich zu dieser unrühmlichen Kollaboration mit dem NS-Regime schuldhaft zu bekennen. Was vorherrschte, war jahrzehntelanges Schweigen in dieser Sache. Kirchliche Selbstkritik war die Ausnahme, wie etwa die frühe Erklärung der „Kirchlich-theologischen Sozietät in Württemberg“ vom April 1946 zeigt, in der es unter anderem heißt: „Wir haben indirekt dem Rassedünkel Vorschub geleistet durch die Ausstellung zahlreicher Nachweise der arischen Abstammung und taten so dem Dienst am Worte der frohen Botschaft für alle Welt Abbruch.“[48]

Pfarrer Themel, maßgeblicher Inspirator der Kirchenbuchstelle Alt-Berlin, der den Musterfall kirchlicher Kollaboration schlechthin auf diesem Gebiet repräsentiert, wurde durch Verfahren der kirchlichen Spruchkammer 1948 zunächst aus dem Amt entfernt. Bereits im Berufungsverfahren von 1949 erreichte er eine

---

46 BArch Berlin, R 39, Nr. 39; darin Schreiben Dr. Kurt Mayer vom 15.5.1939 an den Reichskirchenminister; es ist nicht erkennbar, ob das Schreiben Mayers unmittelbare Folgen für Violet zeitigte.

47 Diese allgemeine kirchliche Bereitschaft zur Kollaboration in der Ariernachweispraxis bestätigt auch die gründliche Studie von Ehrenreich, Ancestral Proof (wie Anm. 9), S. 140 – 149.

48 Hier zit. n. Röhm u. Thierfelder, Juden (wie Anm. 40), Bd. 4/II, S. 574.

Revision, die nun lediglich auf „Versetzung in eine andere Stelle" entschied. Sein enges Zusammenwirken mit der Reichsstelle für Sippenforschung war bei dieser Entscheidung nicht klar erkannt worden.[49] Nach seiner Pensionierung (1954) bestellte ihn das Berliner Konsistorium zum nebenamtlichen Sachbearbeiter für das Archiv- und Kirchenbuchwesen. Anlässlich seines 75. Geburtstags im Jahr 1965 erhielt der einstige ‚Herr der Kirchenbücher' vom Konsistorium ein wertvolles Buchgeschenk und „10 Flaschen Sekt".[50] Der HEROLD (Verein für Heraldik, Genealogie und verwandte Wissenschaften zu Berlin) verlieh dem Sippenforscher zum 80. Geburtstag den Ehrentitel einer „korrespondierenden Mitgliedschaft".[51] In seinem Nachruf auf den 1973 verstorbenen Pfarrer würdigte der landeskirchliche Archivar Volkmar Drese Pfarrer Themel als verdienstvollen Retter der Berliner Kirchenbücher: „Durch unermüdlichen Fleiß, Hilfsbereitschaft und leidenschaftliches Interesse an der Genealogie hat Karl Themel weit über die Grenzen unserer Stadt und des Landes Brandenburg hinaus der wissenschaftlichen Genealogie einerseits und der Familienforschung im speziellen andererseits außerordentlich wertvolle Dienste geleistet."[52]

Es brauchte Jahrzehnte, bis eine Erforschung der kirchlichen Kollaboration in Gang kam. In ihrer verdienstvollen Aufarbeitung des Verhältnisses zwischen Christen und Juden im „Dritten Reich" haben Röhm und Thierfelder bereits 1992 die kirchliche Partizipation an der NS-Ariernachweispraxis kritisch dargestellt.[53] Wolfgang Wippermann und der Verfasser haben unabhängig voneinander 1993/1994 auf die skandalöse Dimension dieses Zusammenwirkens hingewiesen.[54] Die Bußtagspredigt von Wolfgang Huber vom 20. November 2002 – Huber war zu dieser Zeit Bischof der Landeskirche Berlin-Brandenburg – nannte die Dinge erstmals von kirchenoffizieller Warte klar beim Namen und rief zu kirchlicher Erinnerungsarbeit und angemessener Gedenkkultur im Blick auf die christlichen „Nichtarier" auf. Der Prediger beklagte die unchristliche Gleichgültigkeit gegenüber der Taufe sowie die fehlende Solidarität gegenüber den verfolgten „nichtarischen" Christen und Juden. Auch die Bekennende Kirche als

49 Evangelisch-Landeskirchliches Archiv Berlin (ELAB), Personalakten Themel, Bd. 2. Spruchverfahren vom 29.6.1949, S. 1–10.

50 Ebd., Bd. 2, Aktennotiz vom 26.2.1965.

51 Schreiben Pfarrer Themel vom 3.8.1971 aus Mülheim/Ruhr an einen Berliner Pfarrer; der Brief befindet sich in Privatbesitz.

52 Drese, Volkmar: In memoriam Karl Themel. In: Mitteilungen des Herold, N.F. 2. (1973). S. 21 f.

53 Vgl. Röhm u. Thierfelder: Juden (wie Anm. 41), S. 337–347.

54 Vgl. hierzu: Wippermann, Wolfgang: Holocaust und kirchliche Hilfe. Neue Beweise für die Obrigkeitstreue der Evangelischen im Dritten Reich. In: Evangelische Kommentare (1993). H. 9. S. 519–521; Gailus, Manfred: Beihilfe zur Ausgrenzung. Die „Kirchenbuchstelle Alt-Berlin" in den Jahren 1936 bis 1945. In: Jahrbuch für Antisemitismusforschung 2 (1993). S. 255–280.

Institution, so räumte er ein, habe damals versagt. Nur Einzelpersonen wie Dietrich Bonhoeffer, Elisabeth Schmitz, Martin Albertz oder Heinrich Grüber hätten widerstanden. Huber schilderte auch explizit die Aktivitäten des sippenforschenden Pfarrers Karl Themel. „Wir klagen uns an, dass die Leitung unserer Kirche sie [die ‚Nichtarier'] nicht geschützt und unsere Gemeinden sie nicht geborgen haben. Wir erinnern uns zugleich an die Menschen, die damals versucht haben, dem Rad in die Speichen zu greifen. Es waren wenige und es geschah spät."[55]

55 Huber, Wolfgang: Unsere Kirche und ihre jüdischen Glieder in der Zeit des Nationalsozialismus. Predigt am 20.11.2002 in der Pauluskirche Berlin-Zehlendorf.

Genealogie zwischen Staat und Zivilgesellschaft: Institutionen und Organisationen

Katrin Heil

Die Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte 1904 – 1967

Eine Leipziger Institution im Wandel

Die Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte existiert unter diesem Namen bereits seit 1967 nicht mehr, hat aber im genealogischen Leben Deutschlands deutliche Spuren hinterlassen. Vielen Familienforschern/-innen sind zumindest ihre Nachfolgeeinrichtungen *Zentralstelle für Genealogie in der DDR* und die *Deutsche Zentralstelle für Genealogie* ein geläufiger Begriff und „die Zentralstelle" hat bis heute, wenn auch nicht mehr als eigenständige Institution, ihre Funktion als auskunftgebende Stelle zu genealogischen Fragen behalten. Was war bzw. ist das Besondere an ihr? Im Folgenden sollen Entstehung und Entwicklung dieser Leipziger Institution näher beleuchtet werden.

Bereits im Jahr 1900 forderte der bekannte Jurist und Genealoge Stephan Kekule von Stradonitz:

> Endlich muss eine Zentralstelle geschaffen werden, an der die handschriftlichen Familiengeschichten, Stammbäume und Matrikeln in Abschrift vereinigt sind. In den Händen der betreffenden Familien fördern sie die allgemeine genealogische Wissenschaft noch zu wenig. Denn wie soll der Forscher wissen, an wen er sich mit einer Frage zu wenden hat? Das ist durchaus kein utopischer Traum. Freilich ist die Mitarbeit der betreffenden Familien dazu unentbehrlich.[1]

Stephan Kekule von Stradonitz war nicht der Einzige, der sich Gedanken darüber machte, wie man die genealogischen Einzelforschungen in Bahnen lenken, effizienter gestalten und deren Ergebnisse einem großen Forscherkreis zugänglich machen könnte. Auch in Leipzig suchte man nach Lösungen für dieses Problem.[2]

1 Kekule von Stradonitz, Stephan: Ziele und Aufgaben der wissenschaftlichen Genealogie. In: Ausgewählte Aufsätze aus dem Gebiete des Staatsrechts und der Genealogie. Berlin 1905. S. 128 (erstmals veröffentlicht in der Vierteljahresschrift für Wappen-, Siegel- und Familienkunde 1900).

2 Die Frage, warum Leipzig zum Ausgangspunkt der Gründungsinitiativen und letztlich zum Ort der Gründung des Vereins wurde, bleibt zu untersuchen. Dabei sollten u. a. die Mitglieder der in Leipzig sehr aktiven *Deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Altertümer*, denen die Wertung der Genealogie als Historischer Hilfswissenschaft ein besonderes Anliegen war, in den Fokus rücken. Weiterhin sollte die Einstellung der an der Universität Leipzig lehrenden Historiker zur Vereinsgründung beleuchtet werden. Während beispielsweise Erich Brandenburg, Professor für Neuere Geschichte an der Universität, die Vereinsgründung maßgeblich unterstützte, wurde sie von Professor Gerhard Seeliger, Professor für Historische Hilfs-

https://doi.org/10.1515/9783110718034-013

Mehrere genealogisch interessierte Mitglieder der dortigen *Deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Altertümer* trafen sich auf Initiative des Ingenieurs Johann Ueltzen-Barckhausen in den Jahren 1902 und 1903 mehrmals, um die Gründung einer zentralen Einrichtung zur Verwahrung und Auswertung genealogischer Forschungsergebnisse voranzutreiben. Neben Johann Ueltzen-Barckhausen engagierten sich Erich Brandenburg, Professor für Neuere Geschichte an der Universität Leipzig, der Kaufmann Arthur Dimpfel, Dr. Armin Tille, späterer Direktor der thüringischen Staatsarchive in Weimar und der Rechtsanwalt und Notar Dr. Hans Breymann für die Umsetzung dieses Plans. Johann Ueltzen-Barckhausen, der 1924 in Bremen auch die Gesellschaft für Familienforschung *Maus* mitbegründete, beschreibt in einigen im Sächsischen Staatsarchiv, Staatsarchiv Leipzig verwahrten tagebuchartigen Niederschriften sein diplomatisches Vorgehen, um Mitstreiter für das ambitionierte Projekt zu gewinnen.[3] Dabei musste er etliche deutliche Absagen von Leipziger Honoratioren, wie u. a. die des Professors für Historische Hilfswissenschaften der Universität Leipzig Gerhard Seeliger hinnehmen, die das Unternehmen für nicht umsetzbar oder gar sinnlos hielten. Über die Einstellung des Leipziger Stadtarchivars und Bibliotheksleiters Gustav Wustmann zu genealogischen Forschern wird in den Aufzeichnungen folgende Aussage von dessen Mitarbeiter, dem Bibliothekar Ernst Kroker, widergegeben:

> Dr. Kroker meinte zwar, er könne mich dessen versichern, dass bei Wustmann jedes Streben für Familienforschung sehr auf Abneigung stoße. Er habe es bereits durchgesetzt, dass der Bürgermeister zugegeben, dass derartige – den Archivar auf's höchste belästigende – Anfragen überhaupt nicht mehr beantwortet würden. Auch seiner (Krokers) Meinung nach sei diese Bewegung für Familienforschung u. Stammbaumforschung heute viel zu sehr schon ausgebreitet.[4]

Mit dieser Ansicht standen Wustmann und Kroker bei weitem nicht allein in der staatlichen, kommunalen und kirchlichen Archivwelt da. Ungeachtet dieser Hindernisse verfassten die fünf Initiatoren einen *Aufruf zur Unterstützung der Gründung einer Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte*, der

wissenschaften und Mittlere und Neuere Geschichte, später Dekan und Rektor, als nutzlos abgelehnt.

3 Sächsisches Staatsarchiv, Staatsarchiv Leipzig (StA-L), 21942 Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte, Nr. 17: Tagebuchartige Niederschriften vor und aus der Zeit der Begründung der Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte von Johann Ueltzen-Barckhausen.

4 StA-L, 21942 Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte, Nr. 17, Bl. 18: Gesprächsnotiz vom 24. Juni 1903.

von 33 Personen unterzeichnet wurde. Diesen veröffentlichte Armin Tille in den von ihm herausgegebenen *Deutschen Geschichtsblättern.*[5] Der Aufruf fand ein breites Echo, so dass am 16. Februar 1904, im Neuen Theater-Restaurant die Gründungsversammlung des Vereins stattfinden konnte.[6] Damit wurde die Zentralstelle bereits im Vorfeld einer großen Welle von Neugründungen genealogischer Vereine und Familienverbände ins Leben gerufen, die nach Ansicht des späteren Geschäftsführers des Vereins, Johannes Hohlfeld, durch die Besinnung auf die besonderen Werte der Familie nach dem Ersten Weltkrieg entstanden.[7]

Ueltzen-Barckhausen, Brandenburg, Dimpfel, Tille und Breymann gehörten dem ersten gewählten geschäftsführenden Ausschuss an, der den Verein nach innen und außen vertrat. Der Vorsitzende des Ausschusses war zugleich auch Vorsitzender des Vereins. Zum ersten Vorsitzenden wurde Dr. Hans Breymann gewählt, der dieses Amt fast dreißig Jahre ausübte. Die Bezeichnung des neuen Zusammenschlusses lautete: *Verein zur Begründung und Erhaltung einer Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte.*

In dem etwas sperrigen Namen sind Absichten und Zweck des Vereins bereits enthalten. In der Festschrift zum 25. Jubiläum der Zentralstelle im Jahr 1929 ist treffend formuliert:

> Der wesentliche Zweck der Zentralstelle ist nicht der eines die Sonderinteressen des Einzelnen unmittelbar befördernden Vereines von Familienforschern, sondern vielmehr hat der 1904 gegründete Verein den Zweck, ‚eine wissenschaftliche Anstalt gleichen Namens als Sammelpunkt und Vermittlungsstelle für die deutsche Familienforschung in allen ihren Zweigen‘ zu unterhalten.[8]

Der Paragraph 2 der Vereinssatzung fasst unter der Überschrift „Zweck“ mehrere Punkte zusammen. In erster Linie sollte ein nach Familiennamen alphabetisch geordneter Zettelkatalog angelegt werden, der mit seinen Informationen die Basis für die Beantwortung von genealogischen Anfragen an die Zentralstelle bilden sollte. Ergebnisse von eigenständigen Forschungen oder Forschungen im Auftrag

5 Tille, Armin: Mitteilungen. In: Deutsche Geschichtsblätter. Monatsschrift zur Förderung der landesgeschichtlichen Forschung 4 (1903). S. 272 – 274.

6 Die Eintragung des Vereins in das Vereinsregister des Amtsgerichts Leipzig erfolgte nach einer Änderung der Satzung vom 11.07.1919 erst am 23.12.1919. Ab diesem Zeitpunkt lautete der Vereinsname: Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte, Leipzig e.V., StA-L, 20124 Amtsgericht Leipzig, Nr. 13417, Bl. 26: Registereintrag Nr. 706.

7 Hohlfeld, Johannes (Hrsg. Weiss, Volkmar): Die Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte und die Deutsche Bücherei. In: Herold-Jahrbuch N.F. 4 (1999). S. 73 – 78, hier S. 74.

8 Hohlfeld, Johannes: Fünfundzwanzig Jahre Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte e.V. in Leipzig. Groitzsch 1929. S. 4.

sollten umgehend in den Zettelkatalog eingearbeitet werden. Weiterhin war die Einrichtung einer fachspezifischen Bibliothek vorgesehen und man wollte sich heraldischen Fragen widmen.[9] In seinem Bericht über die Entstehung der Zentralstelle sagte Schriftführer Ueltzen-Barkhausen auf der ersten Hauptversammlung des Vereins am 21. November 1904: „Der Verein, den wir gegründet haben, ist nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel zum Zweck.“ Er wandte sich direkt an seine Zuhörer mit der Aufforderung:

> Lassen Sie uns energisch dahin streben, dass die allgemeine Auffassung über den Wert genealogischer Forschung sich ändere, dass die Genealogie als Wissenschaft, als geschichtliche Hilfswissenschaft, die ihr gebührende Stellung finde. Lassen Sie es uns dem gelehrten und dem anderen gebildeten Publikum zeigen, dass die Genealogie nicht die verachtete, oft verspöttelte Liebhaberei nur einiger weniger Sonderlinge ist.[10]

Dem neu gegründeten Verein wurde für seine Vorhaben bei weitem nicht nur Zustimmung entgegengebracht. Auf den Vortrag Armin Tilles *Sammlung und Verwertung familiengeschichtlicher Forschungen* auf der 1. Sitzung der 3. Abteilung auf der Hauptversammlung des Gesamtvereins deutscher Geschichts- und Altertumsvereine in Mannheim im September 1907, in dem er eher am Rande auch auf die Zentralstelle einging, gab es zahlreiche kritische Reaktionen. So äußerte der Historiker und Archivar Hermann Grotefend u. a.: „Die Zentralstelle müsste daher einen ganz ungeheuren und undurchführbaren Umfang erhalten, wenn sie ihrem Ideal nach für alle Familien Deutschlands alle Daten sammeln wolle. Er sei ein Gegner der Zentralstelle, weil sie der Faulheit und dem Dilettantismus der Benutzer Vorschub leiste.“ Er meinte: „Die Abteilung 3 möge erklären, dass sie sich der Zentralstelle gegenüber ablehnend verhalte.“Vehement wurde er u. a. von Anton Hagedorn, Senatsarchivar in Hamburg, unterstützt, der daran festhielt, dass: „... die Zentralstelle eine Utopie sei, da sie mit zu geringen Mitteln in Angriff genommen werde. Man würde dazu ein großes Amt mit mindestens hundert Beamten brauchen.“ Das Endergebnis der Sitzung lautete: „Die dritte Abteilung kann über die Zentralstelle jetzt noch kein abschließendes Urteil fällen, sondern glaubt, ihre fortschreitenden Arbeiten, deren Zwecken sie freundlich gegenübersteht, zuvor abwarten zu sollen“. Referent Armin Tille war sehr enttäuscht über die Nichtbeachtung seines eigentlichen Fachvortrags zu den wis-

---

9 StA-L, 21942 Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte, Nr. 30, Bl. 4 f: Satzungen des Vereins zur Begründung und Erhaltung einer Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte Leipzig.

10 Ueltzen-Barckhausen, Johann: Bericht über Entstehung, Gründung und bisherige Tätigkeit der Zentralstelle. In: Mitteilungen der Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte 1 (1905). S. 10 f.

senschaftlichen Möglichkeiten der Genealogie und meinte, dass „…die Redner nur auf nebensächliche Dinge in seinen Ausführungen eingegangen seien und die grundsätzliche Bedeutung der genealogischen Forschung als methodisches Hilfsmittel bei geschichtlicher Arbeit ganz beiseite gelassen hätten."[11] Es gab jedoch nicht nur negative Stimmen, so wurden beispielsweise Stephan Kekule von Stradonitz und der Verein *Roland* Mitglieder der Zentralstelle und auch auf der oben erwähnten Sitzung gab es positive Reaktionen. Diese kamen von aktiven Familienforschern, die durchaus den Nutzen des Vorhabens für eine effektive Forschungsarbeit sahen. Dem Geschäftsführer des Vereins, Johannes Hohlfeld, war es 1929 eine große Genugtuung, in der Festschrift zum 25. Jubiläum der Zentralstelle an die Äußerungen Grotefends zu erinnern und diese in Vergleich mit dem inzwischen erreichten Stand zu setzen.[12]

Der Verein hielt an seinem Ziel fest. Durch die Zentralstelle sollten die Ergebnisse genealogischer Forschungen systematisch erfasst werden, um dadurch „[…] endlose Wiederholungen derselben Forschung zu verhüten und die bisherigen Forschungsergebnisse für wissenschaftliche Arbeiten größeren Stils und allgemeiner Bedeutung wenigstens an einer Stelle immer beisammen zu haben […]", wie der Archivar der Zentralstelle und spätere Leiter des Stadtarchivs Leipzig Ernst Müller in einem Artikel zum 25jährigen Jubiläum des Vereins in der *Neuen Leipziger Zeitung* am 8. Mai 1929 nochmals bekräftigte. Um seiner Zielsetzung gerecht zu werden, widmete sich der Verein intensiv der Umsetzung seiner Aufgaben: Sammlung und systematische Ordnung genealogischer Forschungsergebnisse und genealogischer Literatur, Pflege des von ihm angelegten Zettelkatalogs, bibliographische Verzeichnung genealogischen Schrifttums, Erarbeitung und Herausgabe genealogischer Publikationen, Beantwortung genealogischer Anfragen und die Veranstaltung von Vorträgen und Vorlesungen. Es erfolgte die Sichtung und Registrierung von genealogischen Beiträgen in zahlreichen Zeitschriften sowie die Übernahme und Auswertung ungedruckten Materials. Dazu gehörten z. B. Ahnen- und Stammtafeln und Familien-Deposita, die seit 1923 im Verein unter der Bezeichnung *Deutsches Familienarchiv* geführt wurden.[13] Die daraus gewonnenen Informationen fanden Eingang in den Katalog. Für die Ausführung dieser Arbeiten und die Verwahrung von Katalog und

11 Tille, Armin: Sammlung und Verwertung familiengeschichtlicher Forschungen. In: Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine 2 (1908). S. 50 – 61.

12 Hohlfeld, Zentralstelle (wie Anm. 8), S. 3 f.

13 Schupp, Waldemar: Der Weg der Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte in Leipzig. In: Vom Nutz und Frommen der Historischen Hilfswissenschaften. Hrsg. von Friedrich Beck u. Eckart Henning. Neustadt a. d. Aisch 2000. S. 91 – 110, hier S. 94.

Sammlungen unterhielt der Verein eine eigene Kanzlei. Zu Beginn der Vereinstätigkeit waren dort Ueltzen-Barckhausen als angestellter Geschäftsführer und eine Schreibkraft tätig. Seit 1909 wurde auch ein Archivar beschäftigt, so für den Zeitraum 1913 bis 1923 Friedrich Wecken, der 1919 das *Taschenbuch für Familiengeschichtsforschung* veröffentlichte.[14] Die Zahl der angestellten Schreibkräfte stieg bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges auf vier. Außerdem arbeiteten wissenschaftliche Assistenten, z. B. Studenten und Doktoranden, für die Zentralstelle. Der Verein wurde sehr aktiv im Bereich Öffentlichkeits- und Bildungsarbeit. Seit 1908 gab es *Genealogische Abende*. Sie fanden mit Unterbrechungen, u. a. in Kriegszeiten, bis in die 1950er Jahre statt. Diese Veranstaltungsform wurde von über fünfzig örtlichen genealogischen Vereinen unter der genannten Bezeichnung übernommen. Seit 1910 führten Mitarbeiter der Zentralstelle, u. a. Johannes Hohlfeld, genealogische Vorlesungen und Übungen am *Königlich Sächsischen Institut für Kultur- und Universalgeschichte der Universität Leipzig* durch. Diese fanden bis 1949 mit Unterbrechung durch den Ersten Weltkrieg statt, der generell einen schweren Einschnitt in der Entwicklung der Zentralstelle darstellte. Weiterhin initiierte der Verein 1920 in Weimar die Bildung der *Abteilung VI für Genealogie und Heraldik* im *Gesamtverein der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine* und auch die Gründung der *Arbeitsgemeinschaft der deutschen familien- und wappenkundlichen Vereine* in Kassel 1924. Die Initiative zur Konstituierung einer besonderen *Abteilung XIIIb für Familienforschung* in der *Vereinigung deutscher Naturforscher und Ärzte* in Düsseldorf 1926 ging ebenfalls von der Zentralstelle aus.[15]

Wer Mitglied im Verein werden konnte, war in Paragraph 5 seiner Satzung festgelegt: „...unbescholtene Personen, Behörden und Körperschaften (wissenschaftliche und sonstige, ähnlichen Bestrebungen huldigende Vereinigungen, Familienverbände usw.)“.[16] Die Mitglieder des Vereins kamen, wie der Festschrift von 1929 und den im Staatsarchiv Leipzig überlieferten Mitgliederverzeichnissen zu entnehmen ist, aus bürgerlichen Kreisen.[17] Vertreten waren u. a. Juristen, Angehörige des Militärs, Mediziner, Pfarrer, Professoren verschiedener Fachrichtungen, Kaufleute, Buchhändler und Ingenieure. Der Paragraph 6 gestattete ihnen die Zahlung eines nach eigenem Ermessen festgelegten Mitgliedsbeitrages, der

---

14 Erschien bis 2006 in 13 Auflagen. Letzte Herausgeber waren Wolfgang Ribbe und Eckart Henning.

15 Schupp, Weg (wie Anm. 13), S. 102.

16 StA-L, 21942 Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte, Nr. 30, Bl. 4: Satzung § 5.

17 StA-L, 21942 Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte, Nrn. 16, 25 – 28, 64: Mitgliederverzeichnisse.

aber nicht weniger als fünf Mark jährlich betragen sollte. Im Februar 1904 zählte der Verein 172 Mitglieder.[18] Diese Zahl steigerte sich bis Ende 1913 auf 1147.[19] Im April 1944 waren 1209 Mitglieder registriert.[20] Diese Zahl erlitt später durch die gesellschaftlichen Veränderungen in Folge des Zweiten Weltkrieges und die dadurch ungewisse Zukunft des Vereins einen tiefen Einbruch.

Die Zentralstelle erreichte bis zum Beginn der 1940er Jahre eine beachtliche Anzahl an Publikationen. Ursprünglich war kein regelmäßig erscheinendes Vereinsblatt geplant, aber zwischen 1905 und 1939 wurden dann doch die *Mitteilungen der Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte* jährlich, schließlich sogar halbjährlich veröffentlicht. Hinzu kamen seit 1910 die *Familiengeschichtlichen Blätter*, die bereits seit 1903 von Otto von Dassel herausgegeben worden waren. Der Nachlass von Dassels, der 1908 verstarb, wurde durch die Zentralstelle angekauft. Er umfasste neben einer umfangreichen Fachbibliothek auch die Rechte an der Zeitschrift. Der Verein empfand diesen Nachlass als so bedeutend, dass man die Ergänzung *Otto-von-Dassel-Stiftung* in das Vereinslogo übernahm. Die *Familiengeschichtlichen Blätter* erlangten eine herausragende Position innerhalb der genealogischen Zeitschriften und bewahrten diese bis zu ihrer kriegsbedingten Einstellung 1944. Außerdem gehörten seit 1920 die *Flugschriften für Familiengeschichte* und seit 1921 die *Beiträge zur Deutschen Familiengeschichte* in das Herausgabespektrum des Vereins. Das seit 1922 erscheinende *Familiengeschichtliche Such- und Anzeigenblatt* sowie die 1923 bis 1935 veröffentlichten *Nachrichten der Zentralstelle* gaben in komprimierter Form Informationen und Anfragen an das interessierte Publikum weiter. [21] Hinzu kamen zahlreiche Reihen und Einzelveröffentlichungen. In der Reihe *Stamm- und Ahnentafelwerk der Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte zu Leipzig* erschien u. a. das dreibändige Werk *Leipziger Geschlechter* von Johannes Hohlfeld. Ergänzend zu dieser Reihe wurden die *Ahnentafeln berühmter Deutscher* im Zeitraum 1929 bis 1943 veröffentlicht.

1921 trat ein Ereignis ein, dass die Entwicklung des Vereins besonders prägte. Der Zentralstelle gelang es, die Zusammenarbeit mit der Deutschen Bücherei zu besiegeln und die Aufnahme ihrer Geschäftsräume und Bestände in das Dienstgebäude der Bücherei zu erreichen. Der Grund für diese besondere Kooperation

18 Ueltzen-Barckhausen, Bericht (wie Anm. 10), S. 15.

19 Schupp, Weg (wie Anm. 13), S. 96.

20 StA-L, 21942 Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte, Nr. 26: Mitgliederverzeichnis.

21 1936 wurde das „Familiengeschichtliche Such- und Anzeigenblatt“ in „Familiengeschichtliches Nachrichten- und Anzeigenblatt der Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte“ umbenannt.

war folgender: Die Deutsche Bücherei stellte bei der Umsetzung ihres Beschaffungsauftrages fest, dass die außerhalb des regulären Buchhandels erscheinenden Druckwerke die Zahl derer aus dem regulären Buchhandel fast erreichten und bei den Vereinen und sonstigen privaten Schriften sogar höher war. Besonders schwierig gestaltete sich die Beschaffung genealogischen Schrifttums, das oft nur für die Familie bzw. den Familienverband bestimmt war. Die Zentralstelle verfügte inzwischen über rund 7000 Bände derartiger Schriften und genealogischer Literatur.[22] Im Sommer 1920 besichtigte der Direktor der Deutschen Bücherei Georg Minde-Pouet die Geschäftsstelle des Vereins am Leipziger Floßplatz. Der Kontakt zwischen beiden Einrichtungen war über den Verleger Herrmann Degener zustande gekommen. Es begannen Verhandlungen über eine Arbeitsgemeinschaft. Am 5. November 1920 erfolgte ein förmlicher Antrag der Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte an den Geschäftsführenden Ausschuss der Deutschen Bücherei. Dieser beinhaltete folgenden Vorschlag des Vereins: Gegen die Überlassung der vereinseigenen Bibliothek und die künftige Mitwirkung bei der Erfassung „grauer Literatur" sollte die kostenfreie Aufnahme der Geschäftsstelle des Vereins in das Dienstgebäude der Deutschen Bücherei erfolgen. Der Ausschuss stimmte am 18. November 1920 generell zu, bestand aber zunächst auf Abschluss eines entgeltlichen Mietvertrages. Im Februar 1921 wurde der ursprüngliche Antrag der Zentralstelle für 5 Jahre angenommen. Auf den 22. Juni 1921 datiert dann aber schon die Festlegung der beiderseitig unkündbaren Arbeitsgemeinschaft auf der Grundlage der Gegenseitigkeit ohne zeitliche Grenze. Auf dieser Basis erfolgte am 1. Juli 1921 der Einzug der Zentralstelle in das Dienstgebäude der Deutschen Bücherei. Der endgültige Vertrag zu dieser Festlegung wurde am 4. April 1923 unterzeichnet und erlangte nach einer darin festgesetzten Frist von zehn Jahren 1931 unbegrenzte Gültigkeit.[23] Die Zentralstelle hatte nun eine dauerhafte, kostenfreie Unterkunft sowie direkten Zugriff auf die umfangreichen Bestände der Bücherei gewonnen. Diese hatte im Gegenzug den Zugang zur Literatur der genealogischen Vereine, Familienverbände und genealogischen Forschung erlangt.

Die vertraglich festgelegte Zusammenarbeit mit der Deutschen Bücherei war eine besonders günstige Konstellation für den Beginn des ehrgeizigen Projekts der Erstellung einer familiengeschichtlichen Bibliographie. Diese Aufgabe wollte die Zentralstelle schon seit Beginn ihres Bestehens umsetzen. Ab 1921 wurde die *Familiengeschichtliche Bibliographie* zunächst in jährlich erscheinenden Heften

22 Hohlfeld, Zentralstelle (wie Anm. 8), S. 5.
23 Hohlfeld, Zentralstelle (wie Anm. 7), S. 74 f.

veröffentlicht.[24] Die Ausgaben für den Zeitraum von 1921 bis 1926 wurden 1928 als geschlossener Band herausgegeben. Darauf folgte der zweite Band für den Zeitraum 1900 bis 1920, der von Friedrich Wecken bearbeitet wurde und dann die von Johannes Hohlfeld bearbeiteten Bände drei und vier für die Jahre 1926 bis 1930 und 1931 bis 1934. Für das Jahr 1935 erschien ein weiterer Band von Hohlfeld, der in einem Extrateil den von Günther Preuss-Tantzen bearbeiteten Zeitraum 1897 bis 1899 enthielt. Der sechste Band betraf die Veröffentlichungen der Jahre 1936 bis 1937 und enthielt ein Gesamtregister. In diesen sechs Bänden sind 80 000 Familien nachgewiesen. 1949 lag ein von Johannes Hohlfeld erarbeitetes Manuskript für den Zeitraum 1938 bis 1945 vor, dessen Veröffentlichung aber erst 1951 erfolgte.

In diese Entwicklungsphase des Vereins fiel 1933 die Machtübergabe an die Nationalsozialisten. Es stellte sich die Frage, ob der nationalsozialistische Staat überhaupt Interesse am Erhalt eines bürgerlich geprägten genealogischen Vereins hatte. Aufgrund der neuen Rechtslage, die u. a. vom *Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums* vom 7. April 1934 bestimmt wurde, kam es zu einem sprunghaften Anstieg der genealogischen Forschungsaufträge. Zahlreiche Laien wurden nun auf diesem Gebiet aktiv und der Bedarf an genealogischer Fachkompetenz wuchs schlagartig. Die Zentralstelle nutzte diese Situation und passte sich in ihrer stetig wachsenden Auskunftstätigkeit und auch mit Publikationen durchaus dem nationalsozialistischen Zeitgeist an.[25] Doch trotz der von den Nationalsozialisten geforderten und geförderten Ahnenforschung drohte der Zentralstelle durch deren Bestrebungen nach Gleichschaltung der Vereine die Auflösung. Um dieser zu entgehen, traf man folgende Maßnahmen: Am 21. Juni 1933 wurde der Vorstand umgebildet. Der bisherige Vorsitzende Hans Breymann trat zurück. Zum neuen Vorsitzenden wurde bewusst ein Mitglied der NSDAP, der Landgerichtspräsident Dr. Gerhard Lorenz, gewählt. Auf der 30. ordentlichen

24 Hohlfeld, Zentralstelle (wie Anm. 7), S. 75 f.

25 Die Position der Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte in den 1920er Jahren und in der NS-Zeit sowie die Rolle ihres Geschäftsführers Johannes Hohlfeld wird in Zukunft noch genauer zu untersuchen sein. Aufsätze Hohlfelds, beispielsweise „Genealogie und völkische Frage“ und „Auslandsdeutschenforschung“ (beide 1929) belegen, dass völkisch und rassistisch geprägte Inhalte bereits vor der NS-Zeit in der genealogischen Forschung akzeptiert waren. Gleiches gilt für die Eugenik. Als einschlägige Veröffentlichungen aus der Zeit nach 1933 sind u. a. die in der Reihe „Ahnentafeln berühmter Deutscher“ erschienenen Ahnentafeln von Adolf Hitler, Hermann Göring und Rudolf Hess oder der Aufsatz Hohlfelds „Verschüttetes Deutschtum im Protektorat“. In: Familiengeschichtliche Blätter 11/12 (1942). S. 169 – 178 zu nennen. Zur Anschlussfähigkeit der genealogischen Forschung dieser Zeit zu nationalsozialistischem Gedankengut siehe jüngst Hecht, Michael: Landesgeschichte und populäre Genealogie: Entwicklungen, Schnittstellen und Kooperationsmöglichkeiten. In: Landesgeschichte und public history. Hrsg. von Arnd Reitemeier. Ostfildern 2020. S. 113 – 136, hier v. a. S. 123 – 128.

Hauptversammlung am 6. April 1934 erfolgte eine Trennung der Institution Zentralstelle vom Verein zu ihrer Förderung. Grund dafür war die Überlegung, dass bei einer Auflösung des Vereins die Existenz der Zentralstelle nicht gefährdet wäre. Die Vereinssatzung erfuhr eine Anpassung an die nun herrschenden gesellschaftlichen Strukturen. Das „Führerprinzip" wurde mit Vereinsführer und Führerrat umgesetzt, der Vereinsname geändert in *Verein zur Erhaltung der Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte*. Durch Beschluss des Führerrates vom 8. April 1934 erfolgte die Umwandlung des Instituts Zentralstelle in eine rechtsfähige und gemeinnützige Stiftung *Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte, Leipzig*. Die Genehmigung zu dieser Umwandlung erteilte das Sächsische Ministeriums für Volksbildung am 27. Juni 1934 und bestellte das Stiftungsamt beim Rat der Stadt Leipzig zur Aufsichtsbehörde der ersten Instanz. Alle Werte des Vereins, also die Publikationen und Sammlungen, wurden in die Stiftung überführt. Für den Fall der Auflösung der Stiftung wurde festgelegt, dass das Vermögen an die Deutsche Bücherei fallen sollte. Außerdem wurde einer von fünf Plätzen im Ausschuss der Stiftung für einen „Vertreter der Rassenkunde und Eugenik" vorgesehen.[26] Der Verein weigerte sich 1934, dem *Reichsverein für Sippenkunde und Wappenforschung e.V.*, einem Dachverband zum Zweck der Kontrolle der genealogischen Vereine, beizutreten, wurde aber Mitglied im *Volksbund der deutschen sippenkundlichen Vereine*.[27]

Der Weiterbestand des Vereins bzw. der Stiftung war gesichert, aber durch den Ausbruch des Zweiten Weltkrieges verschlechterten sich die Arbeitsbedingungen der Zentralstelle zunehmend. Mitarbeiter, darunter auch Johannes Hohlfeld, wurden zum Militärdienst eingezogen und mit Fortschreiten des Krieges wurden Material und Druckkapazitäten knapp. Schwerwiegende Folgen hatte für die Zentralstelle jedoch der Bombenangriff auf Leipzig am 4. Dezember 1943. Eine Brandbombe fiel durch einen Luftschacht in das zweite, als bombensicher geltende, Kellergeschoss der Deutschen Bücherei. Das dort befindliche Archiv und das Verlagslager der Zentralstelle wurden dabei zerstört. In einer Mitteilung im *Familiengeschichtlichen Nachrichten- und Anzeigenblatt der Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte* Nr. 22/1943 informierte Johannes Hohlfeld über den Verlust der Verlagsbestände und des 850 Aktenbände umfassenden Deutschen Familienarchivs. Außerdem wurden die Forschungsakten der Jahre 1904 bis 1939, die Sammlungen der Otto-von-Dassel-Stiftung und zahlreiche Manuskripte vernichtet. Unzerstört blieben der Bibliotheksbestand, alle Karteien,

26 StA-L, 21899 Genealogischer Nachlass Ernst Müller, Nr. 20: Satzung der rechtsfähigen gemeinnützigen Stiftung „Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte, Leipzig, § 4.
27 Ribbe, Wolfgang: Genealogie und Zeitgeschichte. In: Herold-Jahrbuch N.F. 3 (1998). S. 73 – 108.

die Stamm- und Ahnentafelsammlung, die Siegel-, Wappen- und Porträtsammlungen sowie das Manuskript der *Familiengeschichtlichen Bibliographie* und die noch nicht veröffentlichten Manuskripte zu den „Familiengeschichtlichen Blättern". In der Mitteilung sicherte Hohlfeld zu, dass die Zentralstelle ihre Arbeit fortsetzen werde. Das Ende des Zweiten Weltkrieges erlebte die Einrichtung im Notbetrieb und in ungesicherter Position. Eine Basis für die Weiterführung bzw. einen Neubeginn der Familiengeschichtsforschung war in der Sowjetischen Besatzungszone und nachfolgend der DDR eigentlich nicht vorhanden. Volkmar Weiss meint dazu, dass Familienforschung als sogenannte bürgerliche Traditionspflege zwar nicht verboten, aber unerwünscht gewesen sei.[28] Waldemar Schupp hebt außerdem die schwere Belastung der genealogische Forschungsarbeit durch die starke Verbindung zur Rassenpolitik der Nationalsozialisten hervor und sieht die Menschen in erster Linie mit der Bewältigung des Nachkriegsalltags befasst.[29] Die durch diese Äußerungen zweier ehemaliger Leiter der Zentralstelle beschriebene Ausgangslage änderte sich erst in den späteren Jahren der DDR.[30]

In der Sowjetischen Besatzungszone wurden die Vereine aufgelöst. So auch der *Verein zur Erhaltung der Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte*. Der Löschvermerk im Vereinsregister datiert auf den 5. Januar 1949.[31] Die rechtsfähige und gemeinnützige Stiftung *Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte, Leipzig* war nicht von der Auflösung betroffen. Die vorausschauende Entscheidung der Vereinsführung zur Trennung in Verein und Stiftung von 1934 erwies sich für die Zentralstelle ein zweites Mal als günstiger Umstand. Sie hielt ihre Geschäftstätigkeit notdürftig mit Auskunftserteilung, Verkauf von Verlagsrestbeständen und durch freiwillige Beitragszahlungen der wenigen verbliebenen Mitglieder, 1950 waren es nur noch 65, aufrecht.[32] Über Vermögen verfügte die Zentralstelle nach Krieg und Währungsunion kaum noch.

Am 17. April 1950 erfolgte die Eingliederung der Stiftung *Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte, Leipzig* in die Volksbildungsstiftung des Landes Sachsen.[33] Ehrenamtlicher Vorsitzender wurde nun als Nachfolger des am 21. April 1950 verstorbenen Johannes Hohlfeld der Stadtarchivar von Zwickau,

---

28 Weiss, Volkmar: 115 Jahre organisierte Genealogie in Leipzig. In: Zeitschrift für Mitteldeutsche Familiengeschichte 60 (2019). S. 163 – 168, hier S. 167.
29 Schupp, Weg (wie Anm. 13), S. 105.
30 Fürchtner, Jörg: Genealogie in der DDR. In: Genealogie 27 (1998). S. 193 – 203.
31 StA-L, 20124 Amtsgericht Leipzig, Nr. 13417, Bl. 26: Registereintrag Nr. 706.
32 Weiss, Volkmar: Die Entwicklung der Leipziger Zentralstelle von 1949 bis 1967. Ein Beitrag zur Geschichte der Genealogie in der DDR. In: Genealogie 48 (1999). S. 577 – 591, hier S. 579.
33 Bundesarchiv, Berlin (BArch), DO 1 / 30030, Bl. 245 / 2: Schreiben des Stiftungsvorstandes der Volksbildungsstiftung des Bezirkes Leipzig Wietepsky vom 1.9.1954.

Karl Steinmüller. Bürotechnische Arbeiten und Auskünfte wurden ausschließlich durch die einzig verbliebene langjährige Mitarbeiterin, Charlotte Grumpelt, erledigt. Aufgrund der prekären Personalsituation der Zentralstelle waren die eingehenden Anfragen nicht mehr zu bewältigen und neues Forschungsmaterial konnte zwar übernommen, aber nicht mehr erschlossen werden.[34] Karl Steinmüller entschloss sich deshalb am 4. November 1953, einen „Hilferuf“ an die Staatliche Archivverwaltung der DDR zu verfassen, den er mit einem deutlichen Hinweis auf die Bedeutung als wissenschaftliche Anstalt und Sammlungs- und Vermittlungsstelle versah.[35] Steinmüller warf folgende Fragen auf: Wie soll die Arbeit zukünftig weitergeführt werden? Wie kann eine finanzielle Unterstützung der Einrichtung aussehen?

In Reaktion auf dieses Schreiben begannen auf oberer Verwaltungsebene nun tatsächlich Überlegungen darüber, was aus der Zentralstelle und den anderen genealogischen Sammlungen auf dem Gebiet der DDR werden sollte. Außerdem war durch die Einrichtung einer weiteren Zentralstelle durch den ehemaligen Vorsitzenden des Leipziger Vereins, Hans Breymann, in Berlin-West inzwischen ein gewisser Handlungsdruck, die Position der Zentralstelle in Leipzig zu festigen, entstanden. Dieser wurde durch einen Bericht Karl Steinmüllers über die „neue“ Zentralstelle an die Staatliche Archivverwaltung vom 9. Oktober 1954 sicher noch erhöht.[36] Am 4. Dezember 1956 beschloss der Stiftungsvorstand der *Volksbildungsstiftung,* die Schenkung der Zentralstelle an das *Ministerium des Innern, Abteilung Staatliche Archivverwaltung*, vorzunehmen. Die Schenkung wurde angenommen und die Zentralstelle am 1. Februar 1957 der *Staatlichen Archivverwaltung der DDR* unterstellt. Im April desselben Jahres wurde Waldemar Schupp zu ihrem Leiter ernannt, der sich für die Zukunft sogar eine Zuständigkeit der Zentralstelle für die zentrale Verwahrung von Kirchenbüchern und Personenstandsregistern vorstellen konnte.[37] Es erfolgte die Einrichtung von vier besoldeten Stellen, damit wieder effizient gearbeitet werden konnte.[38]

In dieser, sich gerade stabilisierenden, Situation kam es wiederum zu einer einschneidenden Veränderung. Unter dem neuen Leiter der *Staatlichen Archivverwaltung der DDR,* Karl Schirdewan, wurden die Bemühungen zur Zentralisierung des Archivwesens der DDR intensiviert. Die Verbindung zwischen Zentral-

34 StA-L, 21942 Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte, Nr. 97, Bl. 3.
35 Weiss, Entwicklung (wie Anm. 32), S. 579 f.
36 BArch, DO 1 / 30030, Bl. 014 / 10: Bericht über die Tagung der Arbeitsgemeinschaft der genealogischen Verbände in Deutschland am 13.9.1954 in Goslar.
37 BArch, DO 1 / 30240, Bl. 50 – 03 – 03/04: Vorschlag für den künftigen Aufgabenbereich der Zentralstelle vom 14.7.1958.
38 Weiss, Entwicklung (wie Anm. 32), S. 584.

stelle und Deutscher Bücherei passte nicht in diese neuen Strukturen.[39] Da zudem dringend notwendige Erweiterungsbauten nicht planmäßig umgesetzt worden waren, drängte die Deutsche Bücherei aus Raumnot auf einen Umzug der Zentralstelle. Dieser erfolgte im Sommer 1962 in die Räume des Landesarchivs Leipzig im ehemaligen Dienstgebäude des Reichsgerichts in Leipzig. Damit verlor die Zentralstelle den direkten Zugriff auf den Buchbestand der Deutschen Bücherei und den größten Teil ihres eigenen Bibliotheksbestandes. Die seit 1913 erschienenen genealogischen Schriften waren als Pflichtexemplare in den Besitz der Deutschen Bücherei übergegangen und wurden in deren Katalog eingepflegt. Die Werke aus der Zeit vor 1913 hatte man ebenfalls in den Katalog eingearbeitet und der Aufwand der Entflechtung der Bestände wurde nun als unverhältnismäßig hoch eingeschätzt. So verblieben auch diese Schriften, bis auf einige ausgeliehene Werke, im Bestand der Deutschen Bücherei.[40]

In dieser unglücklichen Lage war die Unterstützung, die die Zentralstelle durch den Leiter des Landesarchivs, Karl Höhnel (der vorher als stellvertretender Leiter der Staatlichen Archivverwaltung tätig gewesen war) erfuhr, eine große Hilfe. Dieser drängte u. a. auf die Aufstockung des Fachpersonals, nachdem einige der vorgesehenen Planstellen anderweitig vergeben worden waren und unterstützte selbst und mit Personal des Landesarchivs die Arbeit der Zentralstelle. Außerdem bemühte er sich intensiv, der staatlichen Archivverwaltung die Bedeutung genealogischer Forschungen für die sozialistische Gesellschaft deutlich zu machen, um den Erhalt und die Förderung der Zentralstelle zu gewährleisten. Die Herkunft einer Person spielte in der sozialistischen Gesellschaft zwar offiziell keine Rolle mehr, dennoch fand sich viel Unterstützung aus verschiedenen wissenschaftlichen Fachrichtungen, welche die Bedeutung der Genealogie als Hilfswissenschaft, z. B. für Wirtschaftsgeschichte, Bevölkerungsgeschichte, Heimatgeschichte, die Untersuchung von Aus- und Einwanderungen, Stadtentwicklung, Entwicklung von Berufs- und Zunftwesen, für Soziologie und Humangenetik betonten und durch unterstützende Schreiben, bekräftigten. So hob Ernst Engelberg, Professor an der Philosophischen Fakultät der Universität Leipzig, die Bedeutung genealogischer Forschungen für die Ermittlung von Verbindungen zwischen kapitalistischer Wirtschaft und Staat hervor.[41] Karl Czok, Professor an derselben Fakultät, sah u. a. großes Potential der Zentralstelle bei der Erforschung bestimmter sozialer Gruppen im Sinne der marxistischen Sozialgeschichtsfor-

39 Schupp, Weg (wie Anm. 13), S. 107.
40 BArch, DO 1 / 30030: Niederschrift über die am 4.5.1962 durchgeführte Vorbesprechung zur Übernahme der Zentralstelle in das Landesarchiv.
41 StA-L, 21942 Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte, Nr. 97, Bl. 64: Schreiben Prof. Dr. Engelbergs zur Förderung der Familienforschung vom 5.7.1966.

schung.[42] Der Leipziger Arzt H.-J. Kretschmar betonte in seinem Schreiben u. a. den Wert der Genealogie für die Humangenetik. Er verwies auf seine engen Kontakte zu Heinz Weicker, Leiter des Instituts für Humangenetik der Universität Bonn, der ihn über das große Interesse der Sowjetunion an humangenetischen Forschungen und die Existenz mehrerer entsprechender Institute informiert hatte.[43]

In den 1960er Jahren gelangten weitere genealogische Quellen in großem Umfang in die Zentralstelle. 1965 erfolgte die Übernahme der Sammlungen des Reichssippenamtes, u. a. mit einem großen Bestand von rund 17.000 Rollen Kirchenbuchfilmen, vor allem aus ehemaligen deutschen Siedlungsgebieten und den nunmehr zu Polen gehörenden Territorien, sowie verfilmten jüdischen Personenstandsunterlagen. 1967 wurden die genealogischen Sammlungen aus dem Hauptstaatsarchiv Dresden übernommen. Dabei handelte es sich in erster Linie um Schriftgut und Sammlungen des Vereins *Roland* Dresden, darunter der *Gesamtkatalog der Personalschriften- und Leichenpredigtensammlungen* und die durch den Verein *Deutsche Ahnengemeinschaft e.V.* erstellte *Ahnenstammkartei des deutschen Volkes* sowie die damit verbundene Ahnenlistensammlung. Der ursprünglich von diesem Verein initiierte deutschlandweite Ahnenlistenumlauf wurde immer noch durch den Archivar Kurt Wensch organisiert, der seine Wirkungsstätte nun ebenfalls in die Zentralstelle nach Leipzig verlegte.

Im Zuge dieser Konzentration genealogischer Bestände in Leipzig erfolgte 1967 die Umbenennung der Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte in *Zentralstelle für Genealogie in der DDR*. Gottfried Kessler wurde Leiter der Einrichtung, der nunmehr fünf Planstellen zur Verfügung standen. Um ihr neu ausgerichtetes Aufgabenfeld zu definieren, erstellte der Leiter des Staatsarchivs Karl Höhnel am 21. März 1967 eine Konzeption für die Zentralstelle, die mehrere Tätigkeitsfelder vorsah. Die Zentralstelle sollte u. a., im Sinne der DDR-Friedenspolitik, bei der Aufdeckung der „Versippung“ westdeutscher Politiker mit dem „Monopolkapital“ oder militärischen Kreisen helfen. Außerdem war eine Unterstützung der Staatsorgane durch Begutachtung von Anträgen über Ausfuhr von Familiengut ins Ausland angedacht.[44] Historikern und regionalen

42 StA-L, 21942 Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte, Nr. 97, Bl. 76: Schreiben Prof. Dr. Czoks zur Bedeutung der Zentralstelle für die wissenschaftliche Forschung vom 25. 8. 1966.

43 StA-L, 21942 Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte, Nr. 97, Bl. 48 f.: Schreiben Dr. H.-J. Kretschmars über Notwendigkeit des Erhalts und des Ausbaus der Zentralstelle vom 12. 11. 1965.

44 Der Entzug von Kulturgut in der DDR wurde bisher noch nicht intensiv untersucht, rückt aber zunehmend in den Fokus der Forschung. Ein Beispiel dafür ist die Fachkonferenz „‚VEB Kunst‘ –

Geschichtsforschern sollte, wie auch medizinischen Wissenschaftlern im Bereich Humangenetik, zugearbeitet werden. Weiterhin waren Gutachten zu Änderungen an Wappen von Städten und Gemeinden zu erstellen. Die Erarbeitung von Biografien führender politischer Persönlichkeiten der Republik, von Widerstandskämpfern, führenden Mitgliedern des Komitees *Freies Deutschland*, Aktivisten der ersten Stunde, Trägern hoher Staatsauszeichnungen und hervorragenden Werktätigen gehörte ebenfalls in das geplante Aufgabenfeld. Außerdem sollten familiengeschichtliche Unterlagen für dienstliche und private Benutzer aus der DDR und dem Ausland erstellt und genealogische Auskünfte erteilt werden.[45] Diese Auskunftstätigkeit machte den Hauptteil der Arbeit der Zentralstelle aus und spielte bis 1990 eine nicht unerhebliche Rolle bei der Devisenbeschaffung.

Die Zentralstelle für Genealogie in der DDR konnte den Ruf ihrer Vorgängerin als kompetente Einrichtung in genealogischen Fragen übernehmen und erhalten sowie Bibliotheksbestand und Sammlungen, z. B. durch die Übernahme genealogischer Nachlässe und Ahnenlisten erweitern. Auch der grenzübergreifende innerdeutsche Ahnenlistenumlauf wurde weiterhin von hier aus organisiert, so dass die Leipziger Zentralstelle auch in der BRD und dort vor allem in den genealogischen Vereinen, sehr präsent blieb. Deshalb sei an dieser Stelle noch ein kurzer Blick auf ihre Entwicklung bis heute gerichtet. Im Zuge des 1989 einsetzenden gesellschaftspolitischen Wandels in der DDR und ihres Beitritts zur Bundesrepublik Deutschland am 3. Oktober 1990 erfolgte die Übernahme der Einrichtung unter der Bezeichnung *Deutsche Zentralstelle für Genealogie* als Spezialarchiv für Personen- und Familiengeschichte durch den Freistaat Sachsen. 1993 fand der Umzug der Zentralstelle mit Bibliothek und Sammlungen in ein eigenes Dienstgebäude statt, aber bereits 1995 wurde sie im Rang einer Abteilung in das damals noch eigenständige Staatsarchiv Leipzig eingegliedert und in dessen Dienstgebäude integriert. Seit 2005 bildet sie das Referat 33 Deutsche Zentralstelle für Genealogie/Sonderbestände im Sächsischen Staatsarchiv, Staatsarchiv Leipzig.[46]

Kulturgutentzug und Handel in der DDR“, die das Deutsche Zentrum Kulturgutverluste im November 2020 durchführte. Die Beiträge der Fachkonferenz sind zu finden unter www.kulturgutverluste.de/Content/01_Stiftung/DE/Veranstaltungsnachlese/2020/2020-11-30_Herbstkonferenz-VEB-Kunst-Kulturgutentzug-Handel-DDR.html (24. 2. 2021).

45 StA-L, 21942 Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte, Nr. 97, Bl. 118 f.: Konzeption über die Aufgaben, Organisation und Arbeitsweise der Zentralstelle für Genealogie vom 21. 3. 1967.

46 Kluttig, Thekla: Die Deutsche Zentralstelle für Genealogie – Mythos und Realität. In: Archivar 66/1 (2013). S. 6 – 12.

Niklas Regenbrecht

„Daß wir für die westfälische Landschaft eine Organisation der Familienforschung nötig haben, kann gar keinem Zweifel unterliegen."

Zwei Antworten aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts auf die Frage, weshalb genealogische Forschung einer Vereinsgründung bedarf

Befasst man sich mit der Geschichte genealogischer Forschung stellt sich unweigerlich die Frage, warum Menschen Genealogie betreiben. Beschäftigt man sich weiterhin mit der Geschichte genealogischer Vereine, so kommt man zu der zentralen Frage, ob und warum für die Praxis genealogischer Forschung eigentlich eine Vereinsgründung notwendig ist und wer die Akteure sind, die darauf eine bejahende Antwort zu geben wussten. Diese beiden Fragen sollen im Folgenden anhand des historischen Beispiels von zwei Gründungen des selben Vereins zu beantworten versucht werden. Wie und warum wird ein Verein gegründet, um genealogische Forschung zu betreiben – die doch in der Regel aus Archivrecherchen einzelner Forscher besteht? Wer sind diese Gründer und welche Motivationen, Bedeutungszuweisungen oder Vereinsaufgaben äußern sie?

Die Geschichte der Westfälischen Gesellschaft für Genealogie und Familienforschung, genauer gesagt, die Geschichte, der unter zwei verschiedenen Benennungen firmierenden Vorläufervereinigungen, bietet dazu ein gutes Beispiel.[1] Dieser genealogische Verein wurde zweimal gegründet, jeweils von verschiedenen Akteuren mit differierenden Absichten. Die doppelte Gründung dieses Vereins in den Jahren 1920 und erneut 1935/1936 vollzog sich unter politisch unterschiedli-

1 Eine Geschichte dieses Vereins hat der Verfasser vorgelegt: Regenbrecht, Niklas: Genealogische Vereinsarbeit zwischen Geschichtspolitik und populärer Forschung. Die Westfälische Gesellschaft für Genealogie und Familienforschung (1920–2020). Münster 2019. Zur Wissensgeschichte der Genealogie im 20. Jahrhundert allgemein vgl. Schmuhl, Hans-Walter: Familiengeheimnisse. Genealogie, Rassenforschung und Politik in Deutschland, 1890–1939. In: Geschichte und Geschichtsvermittlung. Festschrift für Karl Heinrich Pohl. Hrsg. von Olaf Hartung u. Katja Köhr. Bielefeld 2008. S. 71–84; Tebbe, Jason: From Memory to Research: German Popular Genealogy in the Early Twentieth Century. In: Central European History 41 (2008). S. 205–227; Teicher, Amir: „Ahnenforschung macht frei": On the Correlation between Research Strategies and Socio-Political Bias in German Genealogy, 1898–1935. In: Historische Anthropologie 22/1 (2014). S. 67–90.

 https://doi.org/10.1515/9783110718034-014

chen Kontexten und kann zeigen, welcher Sinn genealogischer Forschungspraxis im Rahmen eines Vereins zugesprochen wurde und welche spezifischen wissenskulturellen Zusammenhänge sich hinter der Institution Verein verbergen können. Damit soll auch versucht werden die „motivationalen Grundlagen" der Vereinsarbeit, bzw. hier konkret der Vereinsgründung, zu beleuchten, wie es im Rahmen einer neueren Vereinsforschung gefordert wurde.[2]

Die Gründung 1920

Im 19. Jahrhundert blühte die bürgerliche Vereinskultur. Vereine wurden als soziale Struktur maßgeblich, nahezu alle bürgerlichen Aktivitäten organisierten sich in Vereinen.[3] In Bezug auf Geschichtsvereine wurde in Westfalen recht früh, bereits in den 1820er Jahren, der Verein für Geschichte und Altertumskunde Westfalens gegründet. Zu einer wahren Gründungswelle solcher Vereine kam es im deutschsprachigen Raum ab dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts. Es wurden nicht nur allgemeine Geschichtsvereine, sondern auch erste Vereine gegründet, die sich auf Themen wie Genealogie, Heraldik, Diplomatik und ähnliche Gebiete spezialisieren wollten. In Bezug auf die Genealogie waren das zunächst zwei national ausgerichtete Organisationen, der 1869 in Berlin gegründete „Herold" und der im Folgejahr in Wien ins Leben gerufene „Adler". Ab der Jahrhundertwende erschien zudem eine Reihe von genealogischen Lehrbüchern, deren Autoren versuchten, die Disziplin als Wissenschaft oder zumindest als Hilfswissenschaft zu etablieren.[4] Ebenfalls zu dieser Zeit setzte eine Welle von regional ausgerichteten Vereinsgründungen ein, wie zum Beispiel im Jahr 1909 der Hamburgische Verein für Familiengeschichte, Siegel- und Wappenkunde, 1913

---

2 Neuere Ansätze der Vereinsforschung fordern die Untersuchung der „motivationalen Grundlagen", vor allem durch die Analyse der „Deutungen der Akteure selbst". Daneben werden drei weitere Analyseaspekte vorgeschlagen: die konkrete Organisationsform des Vereins, die Frage nach Regulierung und Selbstregulierung sowie den Aspekt der sozialen Vernetzung. Vgl. hierzu: Heise, Robert u. Daniel Watermann: Vereinsforschung in der Erweiterung. Historische und sozialwissenschaftliche Perspektiven. In: Geschichte und Gesellschaft 43 (2017). S. 5–31, hier S. 16.
3 Grundlegend Nipperdey, Thomas: Verein als soziale Struktur in Deutschland im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert. In: Geschichtswissenschaft und Vereinswesen im 19. Jahrhundert. Beiträge zur Geschichte historischer Forschung in Deutschland. Hrsg. von Hartmut Boockmann. Göttingen 1972. S. 1–44.
4 Den Anfang machte Lorenz, Ottokar: Lehrbuch der gesammten wissenschaftlichen Genealogie. Stammbaum und Ahnentafel in ihrer geschichtlichen, sociologischen und naturwissenschaftlichen Bedeutung. Berlin 1898.

der Verein für niedersächsische Familienforschung oder die Westdeutsche Gesellschaft für Familienkunde.[5]

Nach dem Ersten Weltkrieg wurde schließlich auch ein solcher Zusammenschluss für den Bereich der Provinz Westfalen gegründet. In der Rückschau nach dem Zweiten Weltkrieg umriss eines der Gründungsmitglieder, der damalige Geschichtsstudent und spätere Münsteraner Hochschullehrer Friedrich von Klocke (1891–1960), die Gesellschaftskreise und Institutionen, die er bei der Vereinsgründung als Beteiligte ansah:

> Am 21. Februar 1920 wurde auf mein Betreiben von Angehörigen der Universität, des Staatsarchivs, des Stadtarchivs, des Landesmuseums zu Münster und des Vorstandes des Westfälischen Geschichts- und Altertumsvereins sowie breiterer Kreise der münsterschen Bürgerschaft und schlechthin der westfälischen Bevölkerung die „Westfälische Gesellschaft für Familienkunde" gegründet.[6]

Auch wenn von Klocke seine eigene Bedeutung selbstbewusst überbetonte, umriss er mit dieser Aufzählung korrekt das institutionelle Umfeld, in dem der neue Verein entstand. Während der 1920er Jahre stand die Westfälische Gesellschaft für Familienkunde unter dem Vorsitz von Ludwig Schmitz-Kallenberg (1867–1937), der als Professor für Geschichte an der Universität Münster, als Direktor des Staatsarchivs und als Direktor des Vereins für Geschichte und Altertumskunde Westfalens die örtliche Geschichtsszene in einer Person symbolisierte, sowie von Max Geisberg (1875–1943), der als Direktor des Landesmuseums der Provinz Westfalen in Münster tätig war. Zu diesen beiden etablierten Historikern gesellten sich im Vereinsvorstand eine Reihe von Nachwuchsarchivaren. Bei der überwiegenden Mehrheit der aktiven Vereinsmitglieder handelte es sich um Vertreter der historischen Fachwissenschaften, die in Münster tätig waren. In der übrigen, passiven Mitgliederschaft versammelten sich bürgerliche Honoratioren, die fast alle männlich und fortgeschrittenen Alters waren und gehobene berufliche Stellungen im Staatsdienst oder in der Wirtschaft innehatten oder innegehabt hatten. Auch sie stammten vor allem aus der näheren Umgebung des Münsterlandes. Auch wenn sich die Vereinsmitglieder in Bezug auf ihre Wohnsitze und ihre genealogischen Forschungen im Wesentlichen auf die westfälische Provinzhaupt-

---

5 Zu letzterem Verein vgl. Zwilling, Martin: 100 Jahre genealogische Forschung zwischen Wissenschaft, Gesellschaft und Politik. Die Westdeutsche Gesellschaft für Familienkunde 1913–2013. In: 100 Jahre Westdeutsche Gesellschaft für Familienkunde 1913–2013. Bearb. von Adolf Quilling. Köln 2013. S. 15–128.

6 Klocke, Friedrich von: Die Geschichte der organisierten genealogischen Arbeit für Westfalen 1920–1956. In: Beiträge zur westfälischen Familienforschung 14/1–2 (1955/1956). S. 1–14, hier S. 1.

stadt Münster konzentrierten, so wurde doch der Anspruch geäußert, für das gesamte Westfalen zuständig zu sein.

In einem Zeitungsbericht über die Gründungsversammlung wurde der erwählte Vorsitzende Ludwig Schmitz-Kallenberg mit den geäußerten Ansprüchen und Zielen zitiert, die darin bestünden,

> daß auf dem Lande der roten Erde, wo so zahlreiche Familien auf ein jahrhundertelanges Bestehen zurückblicken, ein ergiebiges Feld für diesen aufblühenden Zweig der Geschichtsforschung vorhanden sei und dem wilden Dilettantismus und dem phantasiereichen Arbeiten auf diesem Gebiete durch eine wissenschaftlich geleitete Arbeitsgemeinschaft Einhalt getan werden müsse. [...] Ebenso scharf wurde der Gedanke unterstrichen, daß es sich – wie das auch in erfreulicher Weise die Zusammensetzung der Anteilnehmer bewies – nicht um eine einseitige Familienforschung für einen bestimmten Stande handele, sondern, daß auf alle Stände sich die Forschung erstrecken werde und somit dem Adel wie dem Bürgertum Gelegenheit geboten werden soll, die Beziehungen seiner Familie zur Vorzeit festzustellen.[7]

„Gerade in unserer Zeit“ so stellte man die Motivation darüber hinaus in einem ersten Werbeblatt dar, „wo so Vieles niedergerissen wird, ist die Flucht in die Familie und die Einkehr in ihre Geschichte, die reinste und ergiebigste Quelle des Mutes für den, der noch selbstlos genug ist, die Interessen einer Gemeinschaft über die Interessen der sie bildenden Einzelwesen zu stellen.“[8] Der gerade beendete Weltkrieg, das Ende der bekannten Ordnung und die Erfahrung von Chaos und Unsicherheit, nicht zuletzt der Eindruck zunehmender Migration und Mobilität und das damit verbundene Ende der vermeintlichen Verwurzelung der Familien, bedingten den Wunsch, Halt in der Geschichte zu suchen und Wissen zu sichern bevor es verloren zu gehen drohte.

Um dieses zu erreichen setzte man sich das Ziel, auf „allen Gebieten der Familienkunde forschend, belehrend und anregend wirken“ zu wollen, wie in der ersten Satzung der Gesellschaft vom 16. April 1920 festgehalten wurde. „Ihrem Namen entsprechend beabsichtigt sie besonders die westfälischen Familien in den Kreis ihrer Aufgaben zu ziehen.“ Konkretisiert wurde dies durch drei Aufgabenschwerpunkte: „1) Gründung und Unterhaltung einer wissenschaftlichen

---

7 LWL-Archivamt für Westfalen, Archiv WGGF, GR 109: Zeitungsausschnitt Westfälische Gesellschaft für Familienkunde. In: Münstersche Zeitung, 24.02.1920. Die „rote Erde“ ist ein Synonym für Westfalen. Zum Begriff vgl. Biederbeck, André: Rote Erde. In: Westfälische Erinnerungsorte. Beiträge zum kollektiven Gedächtnis einer Region. Hrsg. von Lena Krull. Paderborn 2017. S. 181–192.

8 Landesarchiv Nordrhein-Westfalen, Abt. Westfalen (LAV NRW W), B 120, Bd. 8, Nr. 5532: Werbeblatt Westfälische Gesellschaft für Familienkunde, 25.04.1920.

Stelle zur Sammlung familienkundlichen Quellenstoffes, zur Leitung familiengeschichtlicher Veröffentlichungen und zur Beratung bei einschlägigen Arbeiten; 2) Veranstaltung von regelmäßigen Vereinssitzungen, Vorträgen, sowie auch gelegentlichen Werbeversammlungen; 3) Herausgabe einer eigenen Zeitschrift, sobald die Verhältnisse dies gestatten.“[9] In der Vereinspraxis stellte sich in den folgenden Jahren heraus, dass vor allem die Aspekte der Beratung der Vereinsmitglieder, die Veranstaltung von Vorträgen und die Herausgabe einer Zeitschrift umgesetzt wurden.

Im einführenden Vorwort jener Zeitschrift, dem im November 1920 erstmal herausgegeben „Westfälischen Familien-Archiv“, verdeutlichte der Vorsitzende Schmitz-Kallenberg, wie die gefassten Vorsätze auf inhaltlicher Ebene gefüllt werden sollten:

> Das Programm der Zeitschrift ergiebt sich ohne weiteres aus dem Zwecke der Gesellschaft, als deren Publikationsorgan zu dienen sie bestimmt ist. Es erstreckt sich über Familienforschung im weitesten Umfang und über alle mit ihr in Zusammenhang stehenden Wissensgebiete. Neben theoretischen Auseinandersetzungen über die Aufgaben und Ziele der wissenschaftlichen Familienkunde und ähnlichen Abhandlungen mehr allgemeiner Art wird die Zeitschrift Beträge zur Geschichte einzelner Sippen, Familien und Persönlichkeiten, wobei selbstverständlich die Erforschung westfälischer Familiengeschichte im Vordergrund stehen wird, bringen.[10]

Da die Überlieferungslage der Vereinsgeschichte der 1920er Jahre fragmentarisch ist, müssen die verfügbaren Äußerungen zu Zielen und Motivationen als ausschnitthaft betrachtet werden. Konkret wurden die Vorstellungen von den Aufgaben und der Bedeutung der Genealogie und daraus abgeleitet die Bedeutung der Vereinsgründung in dem auf der Gründungsversammlung gehaltenen Vortag Friedrich von Klockes geäußert: „Wir stehen in der Tat heute in einem ungeahnten Aufschwunge genealogischer Forschung, wir haben seit etwa zwanzig Jahren bereits eine Renaissance der Genealogie, die die Ansätze zu einer Wissenschaft von weittragender Bedeutung birgt.“[11] Die angenommene gesellschaftliche Verbreitung genealogischer Tätigkeiten, mithin die weggefallene Beschränkung der Genealogie auf bestimmte Schichten, war für ihn der zentrale Grund, Genealogie mittels einer Vereinsgründung neu zu positionieren.

9 LWL-Archivamt für Westfalen, Archiv WGGF, GR 62: § 1 Satzungen der Westfälischen Gesellschaft für Familienkunde (vom 16. April 1920).
10 Schmitz-Kallenberg, Ludwig: Zur Einführung. In: Westfälisches Familien-Archiv 1 (1920). S. 1–2, hier S. 1.
11 Klocke, Friedrich von: Familienkunde, Gesellschaftskunde, Heimatkunde. In: Heimatblätter der Roten Erde 1/9–10 (1920). S. 279–289, hier S. 279.

> Wenn früher jemand das Wort Genealogie oder die deutsche Bezeichnung Familienkunde oder Geschlechterkunde hörte, dann hatte er, in 99 unter 100 Fällen, etwa die Vorstellung, daß dieses eine Sache sei, die in den Kreis der überwundenen Leute gehöre, daß es sich da um einen „adeligen Sport" handele, um einen Teil der gefährlichen Dreieinigkeit Gardeoffiziere oder Diplomaten, Rennpferde oder Windspiele und „Stammbäume", und daß dies Ganze nur in jener Gesellschaftsschicht noch ernst genommen werden könne, die nach der Meinung des aufgeklärten Bürgertums, wie Heinrich von Treitschke hübsch zu sagen pflegte, den Regenschirm just dann aufspanne, wenn der liebe Gott Weisheit regnen lasse. Und ähnliche Ansichten von der Genealogie mögen auch heute noch gelegentlich in weiteren Kreisen sich begegnen. Im allgemeinen ist freilich schon erkannt, daß es doch wohl ein wenig anders um diese Sache aussehen muß. Den besten Beweis dafür gibt die Statistik, die besagt, daß dieser angeblich „adelige Sport" längst alle Schichten des Volkes ergriffen hat, daß seit Jahrzehnten bereits eine recht umfängliche „bürgerliche Genealogie" vorhanden ist, daß heute manche der großen genealogischen Gesellschaften zu vier Fünfteln, ja zu neun Zehnteln aus dem weiteren Bürgertume sich zusammensetzen.[12]

Darüber hinaus entfaltete die Genealogie von Klocke zufolge ihre Bedeutung für den einzelnen Menschen und für die Heimatkunde. Auf den einzelnen Menschen bezogen führe sie zu den Urfragen der Menschheit:

> Verstehen des tief bedingten Menschentumes aus seinen Wurzeln abstammungsmäßiger und überlieferungsmäßiger Art, körperlich, seelisch, geistig, in der eigenen Familie oder bei anderen Geschlechtern, das kann rein menschlich genommen die wissenschaftliche Familienforschung und Geschlechterkunde fördern, daraus kann sie schönste Werte, auch erziehlichen Gehaltes, schöpfen lassen. Weit hingegen lehnt sie ab, was ihr oft als Aufgabe angedichtet wird und was hier und da in traurigen genealogischen Werken, die es natürlich ebenso gibt wie minderwertige Ortsgeschichten oder dergleichen, auch Ziel der Arbeit gewesen sein mag, – weit lehnt sie es ab, der Eitelkeit besonderer Menschheitsvertreter durch Ermittlung mehr oder weniger „glänzender" Vergangenheiten, „vornehmer" Verwandtschaften und ähnlicher trefflicher Dinge auf zweifelhafte Krücken zu helfen.[13]

Ihre Bedeutung für die Wissenschaft, mit der Hervorhebung, dass es sich um eine bürgerliche Wissenschaft handele, liege in der gesellschaftlichen Integration, nicht mehr in der Distinktion, die als „adeliger Sport" kritisiert wird. Was zu tun sei, sei mehr als die „äußeren Abstammungsverhältnisse, die Verwandtschaftsgliederung [...] in Stamm- und Nachfahrentafeln, in Ahnentafeln und in Sippschaftstafeln" zu erforschen, was von Klocke als „engere Genealogie" definierte. Vielmehr müsse, was er als „weitere Genealogie" oder synonym Familienkunde, Familienforschung oder Familiengeschichte bezeichnete, die „Stellung und Betätigung" der Personenkreise untersucht werden, auch unter Berücksichtigung

12 Klocke, Familienkunde (wie Anm. 11), S. 279.
13 Klocke, Familienkunde (wie Anm. 11), S. 286.

anderer Einflüsse als dem der Abstammung. Letzten Endes sei das noch unerreichte Ziel die „Allgemeine Genealogie“ (auch Geschlechterkunde oder Geschlechterforschung). Darunter verstand er eine Art Kombination von Wissensform und gesellschaftlicher Integration, die eine Voraussetzung sei, den Aufbau der Gesellschaft wissenschaftlich, soziologisch erfassen zu können, zugleich aber zum sozialen Zusammenhalt beitrage. Und das bezog er explizit auf „jeden Stand und jede Klasse“, grade auch um zu zeigen wie „alle Stände (gerade genealogisch) untereinander verbunden sind, wie ein steter Aufstieg aus den unteren in die oberen, ein steter Abstieg aus den oberen in die unteren Schichten alle Jahrhunderte hindurch stattgefunden hat, wie über die Risse in der Gesellschaft allerwärts versöhnende Erscheinungen emporsteigen.“ Das Ziel war für von Klocke hier eine „geschichtlich-vergleichende“ Gesellschaftswissenschaft.[14]

Als dritten Aspekt stellt er die Bedeutung der Genealogie für die Heimatkunde heraus. Durch die „Wechselwirkung zwischen Geschlecht und Heimat tritt dann die Familienforschung und Geschlechterkunde ein in den Kreis der Heimatkunde und stellt sich als ein gewiß nicht unnützer Mitarbeiter an den Heimatbestrebungen vor, die heute ja stündlich an Ausdehnung und Beachtung gewinnen und in der Tat unser Herz über das Elend des Alltags zu erheben vermögen.“[15]

Die praktische Umsetzung der formulierten Ziele und Motivationen funktionierte für einige Jahre. Der Verein gab seine Zeitschrift heraus und veranstaltete Vorträge und historisch-touristische Ausflugsfahrten, bei denen Archive, Klöster und Kirchen der Region besichtigt wurden. Doch schon im Jahr 1927 wurde die Gesellschaft auf Betreiben des Vereinsvorstandes wieder aufgelöst. Als Hauptgrund galt mangelndes Interesse. Treibende Kräfte der Vereinsarbeit, allen voran der Direktor des Landesmuseums Max Geisberg waren beruflich mit anderen Projekten ausgelastet oder von Münster abwesend. Die Besucherzahlen bei den Vorträgen sanken auf höchstens ein Dutzend und die Anfragen an die Geschäftsstelle gingen innerhalb von zwei Jahren von über hundert auf knapp dreißig zurück. Eine schlüssige Erklärung für diesen Einbruch des Interesses lässt sich allerdings nicht ausmachen. Zufälligerweise fand er kurz vor einer umfassenden politisch-staatlichen Mobilisierung der Genealogie in Deutschland statt. Ein Teil der Mitglieder fand eine neue Vereinsheimat in der schon 1913 zu Köln gegründeten „Westdeutschen Gesellschaft für Familienkunde“, die anders als der Name zunächst vermuten lässt, ihr eigentliches Betätigungsfeld im Rheinland hatte.

14 Klocke, Familienkunde (wie Anm. 11), S. 288.
15 Klocke, Familienkunde (wie Anm. 11), S. 288.

Die Neugründung 1936

Nach der Machtübergabe an die NSDAP änderten sich in den Folgejahren die politischen Rahmenbedingungen, wodurch Familienforschung von einer Hilfswissenschaft oder einem Hobby zu einer staatlich verordneten Pflichtübung wurde. Beginnend mit dem so genannten „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ vom 7. April 1933 wurde durch Abstammung begründete Ausgrenzung in die Gesetzgebung überführt. Da die vermeintliche rassische Unterscheidung der Bevölkerung auf anthropologische oder biologische Weise schlechterdings nicht möglich war, verfiel man seitens des nationalsozialistischen Regimes auf die genealogische Methode in Form des Abstammungsnachweises, umgangssprachlich auch Ariernachweis genannt.

Dieser politische Wechsel bereitete den Boden für neuerliche Aktivitäten der genealogischen Vereine. Da sich nun viele Menschen erstmals mit Familienforschung befassen mussten, wuchs auf diesem Gebiet entsprechend der Schulungs- und Informationsbedarf. Von den vormaligen Mitgliedern der Westfälischen Gesellschaft für Familienkunde wurde im Landesmuseum Münster aus diesem Grund eine Ausstellung geplant, die im März 1934 unter dem Titel „Wie treibt man Familienkunde?“ eröffnet wurde. Sie wurde noch von dem ehemaligen Vorsitzenden der Gesellschaft und Museumsdirektor Max Geisberg organisiert, kurz bevor er vom neuen Landeshauptmann aus dem Amt gedrängt wurde. Der Historiker Martin Griepentrog hat argumentiert, dass bei dieser und ähnlichen Wanderausstellungen zur Familienkunde in dieser Frühphase des Regimes schlicht eine herkömmliche Lesart der Genealogie gezeigt wurde und am Ende der Ausstellung ein Kapitel zur Rassenkunde angehängt wurde.[16]

Für eine weitere größere westfälische Wanderausstellung war dieser Befund dann nicht mehr zutreffend. Eine vom Städtischen Museum Hagen in Zusammenarbeit mit dem Gauschulungsamt Westfalen-Süd der NSDAP konzipierte Schau war nationalsozialistisch durchdrungen und erhob Ausgrenzung und Herstellung der Volksgemeinschaft zum Programm. Ende Juni 1935 wurde in Hagen die Ausstellung „Rasse, Sippe, Siedlung“ eröffnet. Den Besuchern sollte ein „überzeugende[r] Eindruck von den Grundsätzen und der Bedeutung der nationalsozialistischen Rassenpolitik“ vermittelt werden.[17] Innerhalb der Ausstellung sollte die Abteilung Sippe den „Sinn für Familienkunde in uns erwecken und stärken, damit wir schon im kleinen Rahmen der Familie, der Sippe, unser

---

16 Griepentrog, Martin: Kulturhistorische Museen in Westfalen (1900 – 1950). Geschichtsbilder, Kulturströmungen, Bildungskonzepte. Paderborn 1998. S. 321.

17 Doller, Richard: Rasse, Sippe, Siedlung. In: Heimat und Reich (1935). S. 315.

Verantwortungsgefühl üben, das für das Wohlergehen der großen Familie des Volkes wesentlich ist.“[18] Gezeigt wurden genealogische Tafeln, Urkunden, Wappen, Münzen, Leihgaben aus Familienbesitz oder Schülerarbeiten.[19] Der Text des Begleitheftes gipfelte in der Ausrufung der „Volksgenealogie“[20] und der Erklärung der Sippenforschung zur sittlichen Pflicht.

Begleitend zu dieser Ausstellung wurde für den 20. Juli 1935 eine „Familienkundliche Tagung“ vorbereitet. Aus diesem Anlass wandte sich der Heimatforscher Eberhard Winkhaus aus Hagen vorab an Landeshauptmann Karl Friedrich Kolbow.[21] Winkhaus (1892–1953) war seit 1924 Mitglied der Westfälischen Gesellschaft für Familienkunde gewesen und bezeichnete sich selbst als Fabrikant. In den 1920er Jahren hatte er sich aus dem Familienunternehmen zurückgezogen und sich nur noch der Veröffentlichung familien- und wirtschaftsgeschichtlicher Schriften, vornehmlich des südwestfälischen Raumes, gewidmet. Die geplante Tagung werde, so betonte Winkhaus, nicht offiziell vom NSDAP-Gauschulungsamt geplant, aber mit dessen Einverständnis, sondern von der Familienkundlichen Vereinigung in Hagen, als deren Vertreter er handelte.[22]

Nach geplanten Vorträgen, unter anderem von Heinrich Glasmeier, Gründungsmitglied der Westfälischen Gesellschaft für Familienkunde und Wegbereiter der Vereinigten Westfälischen Adelsarchive, sollte nun der entscheidende Punkt der Tagung folgen, ein Vortrag Winkhausens selbst. Dessen Zweck solle sein, einen neuen genealogischen Verein ins Leben zu rufen.[23] Und da Winkhaus dies nicht ohne Zustimmung des Landeshauptmannes zu tun gedachte, breitete er diesem seine Gedanken aus: Winkhaus hatte schon einen genauen Organisationsplan für die zu gründenden „Westfälischen Gesellschaft für Sippen- und Wappenkunde (W.S.W.)“ ausgearbeitet.

Erstens habe sie in „engster“ Verbindung zum Westfälischen Heimatbund zu stehen, zweitens solle der Landeshauptmann die Führung dieser beiden Zusammenschlüsse innehaben, drittens solle sich diese Verbindung auf Ortsgruppenebene wiederholen, indem die örtlichen Vorsitzenden der Heimatbünde in „Per-

18 Doller, Rasse (wie Anm. 17), S. 315.
19 Doller, Richard: Sippen-Forschung – Sittliche Pflicht! In: Rasse Sippe Siedlung. Wanderausstellung Westfalen-Süd. Dortmund 1935. S. 10–12, hier S. 11.
20 Doller, Sippen-Forschung (wie Anm. 19), S. 10.
21 LWL-Archivamt für Westfalen, Archiv LWL, 702/160, Bl. 3–7: Schreiben Winkhaus an Kolbow, 09.07.1935.
22 LWL-Archivamt für Westfalen, Archiv LWL, 702/160, Bl. 3–7: Schreiben Winkhaus an Kolbow, 09.07.1935.
23 LWL-Archivamt für Westfalen, Archiv LWL, 702/160, Bl. 3–7: Schreiben Winkhaus an Kolbow, 09.07.1935.

sonalunion zu Führern der örtlichen WSW Gruppen" zu ernennen seien, und viertens schlug er bereits eine konkrete Gliederung in Bezirke und Ortsgruppen vor. Ebenso konkret wurde er hinsichtlich der Gestaltung der Mitgliedsbeiträge, deren Verteilung auf die unterschiedlichen Gliederungen und der Art und Weise, wie die Kirchenbücher registriert, kopiert und gesammelt werden müssten. Auf der Ebene der genealogischen Wissensformate kam dadurch eine Standardisierung und Zentralisierung der Quellen bzw. der daraus generierten Zusammenstellungen hinein. Entscheidend ist, dass das in diesem Fall keine formulierte Konsequenz aus einer Orientierung etwa an der Rassenideologie der NSDAP war, sondern sich zeitgleich ergab. Winkhaus stellte es nur noch der Entscheidung des Landeshauptmannes anheim, ob und in welchem Umfang er diese Gedanken auf der bevorstehenden Tagung in Hagen äußern werde.[24] Mit diesem Vorstoß hatte er den Landeshauptmann etwas überrumpelt, er schien sich etwas zu weit nach vorn gewagt zu haben. Landeshauptmann Kolbow zeigte zwar Interesse und bekundete, dass er sich dieser „in der Gegenwart so wichtigen Frage auch persönlich" annehmen werde.[25] Vorerst wollte er eine etwaige Gründung allerdings zurückgestellt wissen. Zuerst müsste die Lage sondiert werden und mit allen maßgeblichen Kreisen gesprochen werden. Es wurde vermerkt, dass Winkhaus sich telefonisch damit einverstanden erklärt habe, bei der geplanten Tagung nicht von diesen seinen Plänen zu sprechen.[26]

Bei der Familienkundlichen Tagung in Hagen wurde dann allerdings doch von diesen Plänen in einer Weise gesprochen, dass es bis in die überregionalen Zeitungen drang. Es wurde berichtet, auf der Tagung sei die Rede davon gewesen, dass Landeshauptmann Kolbow – der dort nicht anwesend war – sich demnächst der Neuorganisation der westfälischen Familienforschung annehmen würde.[27] Damit war auch ein gewisser öffentlicher Handlungsdruck erzeugt worden. Landeshauptmann Kolbow und seine Mitarbeiter im Provinzialverband, der Kulturdezernent Ernst Kühl und Ludger Baumeister, begannen nun tatsächlich Vorbereitungen für eine Gründung zu treffen. Die vorherige Zurückhaltung wurde abgelegt, auch um zu verhindern, dass eine entsprechende Gründung von

---

24 LWL-Archivamt für Westfalen, Archiv LWL, 702/160, Bl. 3–7: Schreiben Winkhaus an Kolbow, 09.07.1935.
25 LWL-Archivamt für Westfalen, Archiv LWL, 702/160, Bl. 12: Schreiben Kolbow an Winkhaus, Abschrift, 31.07.1935.
26 LWL-Archivamt für Westfalen, Archiv LWL, 702/160, Bl. 12: Schreiben Kolbow an Winkhaus, Abschrift, 31.07.1935.
27 LWL-Archivamt für Westfalen, Archiv LWL, 702/160, Bl. 10: Das Wesen des deutschen Menschen. Tagung westfälischer Familienforscher und der Freunde der Sippenforschung in Hagen. In: Westfälische Landeszeitung, 22.07.1935.

anderer Stelle betrieben würde, womit man von Seiten der Provinzialverwaltung die Kontrolle über diesen Prozess verloren hätte. Insbesondere waren auf diesem Gebiet die Reichsstelle für Sippenforschung aktiv, die die Gleichschaltung der genealogischen Vereinslandschaft plante, aber auch die Landesbauernschaften des Reichsnährstandes oder der Nationalsozialistische Lehrerbund. Die Familienforschung wurde als so bedeutsam eingeschätzt, dass sich der Landeshauptmann selbst der Sache annahm.

Karl Friedrich Kolbow (1899 – 1945) war seit Oktober 1933 Landeshauptmann von Westfalen, unter dieser Bezeichnung firmierte der Leiter des Provinzialverbandes. Den Posten hatte er als „Alter Kämpfer“ und frühes NSDAP-Mitglied erhalten. Kulturpolitisch geriet er allerdings, so hat es Karl Ditt dargestellt, unter den Einfluß des älteren Kulturdezernenten Ernst Kühl. „Von ihm übernahm er in zunehmendem Maße die Anschauungen über den Wert und die Aufgaben der provinziellen Selbstverwaltung und Kulturpolitik.“[28] Kolbows kulturpolitischer Mentor Ernst Kühl (1888 – 1972) war promovierter Jurist, ebenso wie dessen Mitarbeiter und späterer Nachfolger als Kulturdezernent Ludger Baumeister (1905 – 2001). Hinsichtlich der Ziele, die sie mit der Kulturpolitik des Provinzialverbandes verfolgen wollten, waren sie sich relativ einig: Heimatgefühl und „Volkstum“ stärken, und das nicht nur durch museale Sammlung und Bewahrung, sondern auch durch die Erziehung der Menschen zum Bewusstsein für die westfälische Heimat. Dazu gehörte auch das Bewusstsein für die „volklichen und stammlichen Bedingungen“ der Heimat sowie die „seelische Verknüpfung“ mit der Sippe und Familie, dem was den Menschen „recht eigentlich ausmacht.“[29]

Der Provinzialverband Westfalen in Person der drei genannten Protagonisten trieb nun die Neugründung des genealogischen Vereins für Westfalen voran. Hierbei wurden nun nicht nur, wie bei der Gründung 1920, die örtlichen Münsteraner Archivare, der Altertumsverein und der Heimatbund, sondern auch die mit Aspekten der Sippenforschung befassten NSDAP-Stellen wie die Gaukulturwarte und auch die einzelnen Familienforscher mit einbezogen. Daraus ergab sich ein anderes Netzwerk als bei der ersten Gründung 1920. Es kam zu einer großen Besprechung im Landeshaus in Münster, wobei der ebenfalls eingeladene Eberhard Winkhaus darstellte, es sei „überaus wesentlich, zu vermeiden, dass irgendwelcher katholischer Einschlag überwiegt und centrümliche Bestrebungen

28 Ditt, Karl: Raum und Volkstum. Die Kulturpolitik des Provinzialverbandes Westfalen 1923 – 1945. Münster 1988. S. 166.

29 Nach Kühl, Ernst: Der Sinn der landschaftlichen Kulturpflege in Westfalen, Vortragsmanuskript für die Westfälische Kulturtagung am 19.1.1936 in Dortmund, zitiert nach Ditt, Karl: Der Kulturdezernent Dr. Ernst Kühl 1888 – 1972. In: Westfälische Forschungen 38 (1988). S. 273 – 296, hier S. 280 – 281.

unter dem Deckmantel einer Famvereinigung [sic] sich ausbreiten."[30] Diese antikatholischen Vorwürfe – auch auf die Westdeutsche Gesellschaft für Familienkunde bezogen – blieben dort nicht unwidersprochen. Das Verhältnis zu dieser rheinländischen Gesellschaft war jedoch das Hauptproblem, das es zu lösen galt. Es kristallisierten sich im Wesentlichen drei Möglichkeiten heraus: erstens der Verbleib einer westfälischen Landesgruppe innerhalb der Westdeutschen Gesellschaft, zweitens eine Angliederung an einen der anderen westfälischen Geschichtsvereine beziehungsweise den Heimatbund oder drittens die Neugründung einer eigenen Gesellschaft. Man favorisierte letztendlich die Gründung einer neuen Organisation. Dabei gab es sowohl Stimmen, die eine Abgrenzung zur vorherigen Westfälischen Gesellschaft für Familienkunde forderten, als auch solche, die die bewusste Kontinuität herstellen wollten. In den offiziellen Drucksachen des Vereins erfolgte jedoch keine ausdrückliche Anknüpfung an die Vorgängergesellschaft. Aber auch in Bezug auf eine Neugründung gab es genug offene Fragen. Als Veröffentlichungsforum wurde die Zeitschrift „Westfalen" (Organ des Altertumsvereins und des Landesmuseums) oder die Herausgabe eines eigenen Mitteilungsblattes ins Spiel gebracht, ebenso die Schaffung einer Beilage zur Zeitschrift des Westfälischen Heimatbundes „Heimat und Reich" oder zur Zeitschrift der Westdeutschen Gesellschaft.

Winkhaus hatte vor der Besprechung noch behauptet, es sei „nicht schwer, eine zentrale Familienkundliche Vereinigung in Westfalen aufzuziehen"[31], nun zeigte sich aber, dass es eine Vielzahl von Interessen, Meinungen und Akteuren gab, die es in Einklang zu bringen galt. Nach einigem Hin und Her wurde vom Landeshauptmann beschlossen, was Landesrat Ernst Kühl und Landesrat Karl Fix, der Staatsarchivdirektor Eugen Meyer, Wilhelm Schulte vom Westfälischen Heimatbund und der Schriftführer des Altertumsvereins Theodor Rensing kurz zuvor ausgehandelt hatten.[32] Die Organisation sollte als privater Verein gegründet werden, dabei sollte die Verbindung zum Provinzialverband dadurch hergestellt werden, dass der Vereinsvorsitzende durch den Landeshauptmann berufen werde, der zugleich als Kurator firmierte. Dabei sollten nun Quellenbestände und deren Auswertung organisatorisch integriert werden: Die Archivberatungsstelle ebenso wie die bestehenden Geschichtsvereine sollten inhaltlich mitarbeiten. Als Veröffentlichungsorgan wurde die Zeitschrift „Westfalen" und als Sitz das

30 LWL-Archivamt für Westfalen, Archiv LWL, 702/160, Bl. 18 – 19: Schreiben Winkhaus an Kühl, 07.08.1935.
31 LWL-Archivamt für Westfalen, Archiv LWL, 702/160, Bl. 18 – 19: Schreiben Winkhaus an Kühl, 07.08.1935.
32 LWL-Archivamt für Westfalen, Archiv LWL, 702/160, Bl. 41: Einladungsschreiben Kühl, 23.09.1935.

Stadtarchiv Soest bestimmt.[33] Als Vorsitzender wurde Hubertus Schwartz (1883–1966) nominiert, der Vorsitzende des Vereins für die Geschichte von Soest und der Börde, der unter der Bedingung, den Lehrer Richard Jüsten als Geschäftsführer an die Seite gestellt zu bekommen und für diesen die Stelle eines hauptamtlichen Stadtarchivars in Soest zu schaffen, einwilligte.[34]Aus welchem Grund die Wahl auf Soest fiel, wurde nicht festgehalten. Äußerungen von Landeshauptmann Kolbow legen es nahe, dass damit die landschaftliche Kulturförderung auch geographisch etwas in die Breite getragen werden sollte, die sich oft dem Vorwurf konfrontiert sah, zu sehr auf Münster konzentriert zu sein.

Unter dem Namen „Westfälischer Bund für Familienforschung" wurde am 15. Mai 1936 auf dem Westfalentag in Soest der Verein offiziell gegründet und der Öffentlichkeit präsentiert. Der Westfalentag stand unter dem Motto „Westfalen und Niederdeutschland" und wurde von den NSDAP-Gauleitungen Westfalen-Nord und Westfalen-Süd sowie dem Westfälischen Heimatbund organisiert. „Es war wie bei einem Reichstag im Mittelalter" – hielt der Jahresbericht des Heimatbundes als Stimmungsbild fest.[35] Der Gründungsakt war dabei in das übrige Programm der dreitägigen Veranstaltung eingebettet. Darunter befanden sich zahlreiche Vorträge und Ausstellungseröffnungen über niederdeutsche Kunst, Schrifttum, Heim- und Handwerk oder Wappen.[36]

Zur Gründung am Freitagnachmittag sprachen Kolbow, Schwartz und Meyer. Landeshauptmann Kolbow betonte in seiner Begrüßung, die Aufgabe des neuen Bundes sei es, „System in die westfälische Familienforschung zu bringen und durch den Zusammenschluß einen Austausch der Erfahrungen unter den einzelnen Familienforschern zu ermöglichen." Schwartz erklärte in seiner Ansprache, der Bund sollte „den Sinn für die Familienforschung und ihre weltan-

33 LWL-Archivamt für Westfalen, Archiv LWL, 702/160, Bl. 53–54: Schreiben Kolbow an Bürgermeister der Stadt Soest, 03.01.1936.

34 LWL-Archivamt für Westfalen, Archiv LWL, 702/160, Bl. 52: Schreiben Schwartz an Kolbow, 16.11.1935.

35 „Westfalen und Niederdeutschland" Der Westfalentag 1936 in Soest vom 15.–17. Mai. In: Der Westfälische Heimatbund. Jahresbericht 1936. Münster 1937. S. 8–27, hier S. 8.

36 LWL-Archivamt für Westfalen, Archiv LWL, 701/93, Bl. 75: Verlauf des Westfalentages 1936 „Westfalen und Niederdeutschland". Der Westfalentag als Teil der Heimatbewegung wird seit 1920 vom Westfälischen Heimatbund ausgerichtet und wurde seit 1933 in Zusammenarbeit mit der NSDAP zu einer Massenveranstaltung ausgebaut. Vgl. Ditt, Karl: Der Westfalentag. In: Westfälische Erinnerungsorte. Beiträge zum kollektiven Gedächtnis einer Region. Hrsg. von Lena Krull. Paderborn 2017. S. 127–139.

schauliche und volkstumspflegerische Bedeutung in Westfalen vertiefen."[37] Und anschließend hielt Staatsarchivdirektor Eugen Meyer (1893 – 1972) im Sitzungssaal des Rathauses einen Vortrag über „Sinn und Aufgaben der westfälischen Familiengeschichtsforschung und ihre Quellen."[38] Meyer ordnete darin die Familienforschung in den Kontext der neuen Zeit ein und erklärte zunächst, warum sie zu betreiben sei:

> Wir treiben Familienforschung, weil wir uns der Bedeutung der naturgegebenen Bindungen und Zusammenhänge bewußt geworden sind, weil wir erfahren haben, daß wir nicht viel sind aus uns selbst und durch uns selbst, sondern, daß wir geworden sind, äußerlich und innerlich, aus dem, was die Gesamtheit unserer Vorfahren, was der Boden, auf dem wir geboren sind, in uns niedergelegt haben. Darin liegen unsere Möglichkeiten und unsere Grenzen, ihnen können wir nicht entrinnen, und nur durch ihre Erkenntnis können wir zu uns selbst kommen, nur dadurch unsere Aufgabe im Leben richtig sehen und erfüllen und die Stelle, an der wir stehen, ausfüllen, daß wir dieses Erbe verstehen und deuten lernen. Nicht der Einzelmensch ist es letzten Endes, der das Leben bildet und die Geschichte macht, sondern die blut- und volksmäßige Gemeinschaft, von der das Einzelindividuum ein Teil ist.[39]

In diesen Äußerungen kommt die inhaltliche Anbindung der Familienforschung an die Volksgemeinschafts- und Blut-und-Boden-Ideologie zum Ausdruck. Die Familienforschung wird damit mit ihrer Anwendung bzw. einem rassenideologisch definierten Nutzen in eins gesetzt. Ebenso wird die Bedeutung des Individuums zurückgesetzt:

> Der Leitsatz bei dieser Arbeit muß immer wieder sein: Ich als Einzelpersönlichkeit und die Einzelpersönlichkeiten meiner Vorfahren sind eine geschichtlich höchst gleichgültige Angelegenheit, wir werden erst wirksam durch die Gemeinschaft, in der wir stehen, und von der wir ein Teil sind, es gilt also stets diese Gemeinschaft in den Vordergrund meiner Arbeit zu stellen; dann, aber auch nur dann, leiste ich fruchtbare und wertvolle Arbeit. Die Nachforschung nach den Lebensdaten meiner einzelnen Vorfahren und das Sammeln von Ahnen ist gewiß auch eine technisch wichtige Angelegenheit, und gerade heute sind wir ja durch die gesetzlich geforderten Abstammungsnachweise genötigt, diese Seite der familiengeschichtlichen Technik methodisch besonders gut auszubauen. Aber das Feststellen von Namen, Geburts- und Sterbedaten ist doch noch keine Familienforschung, und diese Ahnensammlerei ist keineswegs das Ziel, was wir mit unserer Arbeit erstreben wollen. Das was wir wollen, ist mehr und anderes. Es gilt nicht, oder doch nicht nur, vertikal zu arbeiten, also

---

37 Stadtarchiv Soest, D 1082: Auftakt zum Westfalentag 1936. Die ersten Tagungen – Landeshauptmann Kolbow über Sinn und Aufgaben des Bundes für Heimatkunde. In: Rheinisch-Westfälische Zeitung. 16.05.1936.
38 Der Vortrag wurde veröffentlicht als Meyer, Eugen: Sinn und Aufgaben der Familienforschung in Westfalen. In: Beiträge zur westfälischen Familienforschung 2/1 (1939). S. 1–4.
39 Meyer, Sinn (wie Anm. 38), S. 1.

> das eigene Individuum als solches nach rückwärts zu verfolgen, sondern auch horizontal, d. h. die Gemeinschaft, in der und durch die wir geworden sind, zu begreifen, ihr Lebensgesetz zu erfassen und damit auch ihre geschichtliche Aufgabe zu erkennen. Das allein ist die Familienforschung, wie wir sie betreiben sollen.
>
> Der Ausgangspunkt unserer Arbeit ist zwar das Individuum, der Einzelmensch, aber ihr Endziel ist nicht mehr das Individuum, sondern die Erkenntnis, in welcher Weise die blutsmäßige Verflechtung der Gesamtheit besteht. Wirkliche ernsthafte Familienforschung muß auf solche Weise notwendigerweise die Heimatforschung in sich schließen und nur dadurch, daß dies geschieht und daß das Gemeinschaftsschicksal des Blutes und des Heimatbodens mit seinen tausendfältigen Beziehungen und Bindungen nie aus dem Auge gelassen wird, nur dadurch gewinnt die Familienforschung ihren wirklichen Sinn, gewinnt sie Leben und Farbe. Familienforschung muß zur Volksforschung werden.[40]

An anderer Stelle wurde das nüchterner formuliert. Hauptziel der wiederbelebten Organisation sei die Unterstützung von Familienforschern durch „praktische Forschungshilfe“. Wie es in der neuen Satzung 1936 ähnlich wie schon 1920 formuliert wurde: Der Bund „will durch Sammlung und Veröffentlichung familiengeschichtlichen Stoffes, durch Veranstaltungen wissenschaftlicher Forschungen zur Familiengeschichte, durch gegenseitige Hilfe und durch die Bereitstellung von Fachkräften für die Erforschung von Einzelfragen seinen Mitgliedern und der Öffentlichkeit bei der Familienforschung dienen.“[41] Aufgrund personeller Querelen wurde bereits im Mai 1937 der Vorstand des Vereins durch den Landeshauptmann entlassen. Nach diesem „Fehlstart“ strebte der Landeshauptmann zunächst eine Übergangslösung an. In Einvernehmen mit dem Oberpräsident von Westfalen, Ferdinand von Lüninck, wurde Staatsarchivdirektor Eugen Meyer nun „vertretungsweise“ zum Leiter des Bundes bestellt.[42] Der Sitz des Bundes verblieb zunächst noch in Soest und der Geschäftsführer Jüsten blieb noch im Amt. Gleichzeitig wurde Meyer gebeten „dem weiteren Aufbau des Bundes“ seine „besondere Aufmerksamkeit zu schenken.“ Kolbow ordnete an, dass die Ver-

40 Meyer, Sinn (wie Anm. 38), S. 2. Zu der aufscheinenden Verbindung von Genealogie und völkischer Landesgeschichte, unter Begriffen wie Volkssippenkunde, Volkskörperforschung oder Volksgenealogie popularisiert, vgl. Hecht, Michael: Landesgeschichte und populäre Genealogie: Entwicklungen, Schnittstellen und Kooperationsmöglichkeiten. In: Landesgeschichte und public history. Hrsg. von Arnd Reitemeier. Ostfildern 2020. S. 113–135.
41 LWL-Archivamt für Westfalen, Archiv WGGF, GR 103: § 1, Satzung des Westfälischen Bundes für Familienforschung, 09.05.1936.
42 LWL-Archivamt für Westfalen, Archiv LWL, 702/160, Bl. 173: Schreiben Kolbow an Schwartz, 23.06.1937.

einsarbeit bis spätestens zum Anfang des Winters in geordneten Bahnen verlaufen müsse.[43]

In diesem Kontext entstand ein Denkschrift Meyers, in der er die Rolle des genealogischen Vereins auf den Punkt brachte. Zunächst legte er nach einer Bestandsaufnahme, Zukunftsperspektiven, inklusive der drei wichtigsten Aufgaben, sowie konkrete Umsetzungsempfehlungen dar. Bislang habe ein „klares und fest umrissenes Programm“ gefehlt. Die Arbeit sei durch die „von außen kommenden zufälligen Antriebe“ geprägt worden. Sie „bestand doch wohl wesentlich in der Beantwortung von Anfragen über Großväter und drgl., von sich aus hat sie der Familienforschung in Westfalen bis jetzt kaum Antrieb gegeben und Ziele gesetzt.“[44] In Bezug auf die räumliche Orientierung sei die Verankerung in Soest statt in Münster ein Fehler gewesen. Nur von der „geistigen Zentrale der Gesamtlandschaft“ aus bestehe „nicht nur die Möglichkeit sondern auch die Notwendigkeit, die Arbeit gesamtlandschaftlich auszurichten und sie nicht der Gefahr auszusetzen, daß sie im Lokalen steckenbleibt. Nur dort sind schließlich die technischen Hilfsmittel.“[45] Dass für diese Arbeit die Form eines Vereinszusammenschlusses nötig war, stand für Meyer außer Frage:

> Daß wir für die westfälische Landschaft eine Organisation der Familienforschung nötig haben, kann gar keinem Zweifel unterliegen. Sie ist nötig nicht nur, um das eigentliche sippenkundliche Interesse, das allenthalben einen ungeheuren Aufschwung genommen hat, in die richtige Bahn zu lenken und mit der Landschaft zu verbinden, sondern vor allem auch deswegen, weil die familiengeschichtliche Forschung gegenüber einer überaus großen Zahl von Menschen heute das einzige Mittel und der einzige Weg ist, um geschichtlich sehen zu lehren und ihr Interesse an geschichtlich Gewordenem und überhaupt an dem Leben als Geschichte zu wecken und zu pflegen, eine Aufgabe, deren Wichtigkeit sich alle für die Kulturpflege und Volkserziehung Verantwortlichen bewußt sein müssen, ganz gleichgültig ob ihnen die Familienforschung als wissenschaftliche Disziplin paßt oder nicht. Es ist dazu aber eines notwendig: Die Familienforschung und ihre Organisation in Westfalen muß unter allen Umständen herausgehoben werden aus der Sphäre jenes grotesken Sportes, bei dem die „Forschung“ sich in dem Feststellen der Namen möglichst vieler Ahnen erschöpfte. Sie muß unter allen Umständen auf eine Grundlage gestellt werden, auf der diese individualistische Einzelforschung einmündet in die Arbeit an der Volks- und Landschaftsforschung, d. h. die westfälische Familienkunde muß von einer individualistischen zu einer soziologi-

43 LWL-Archivamt für Westfalen, Archiv LWL, 702/160, Bl. 173r: Schreiben Kolbow an Meyer, 23. 06. 1937.

44 LWL-Archivamt für Westfalen, Archiv LWL, 702/160, Bl. 168 – 172: Eugen Meyer: Zur Organisation der familiengeschichtlichen Forschung in Westfalen, 10. 06. 1937.

45 LWL-Archivamt für Westfalen, Archiv LWL, 702/160, Bl. 168 – 172: Eugen Meyer: Zur Organisation der familiengeschichtlichen Forschung in Westfalen, 10. 06. 1937.

> schen und volksgeschichtlichen Betrachtung hingeführt werden. Nur dann erfüllt sie ihre kulturpädagogische Aufgabe und ihren ethischen Sinn.[46]

Hier knüpfte er an die Gedanken an, die Friedrich von Klocke bereits auf der Gründungsversammlung der Westfälischen Gesellschaft für Familienkunde im Jahr 1920 geäußert hatte, ergänzte sie jedoch. Neu hinzugekommen waren die Aspekte der „Volkserziehung“ und die Bedeutung der praktischen Anwendung der Familienforschung für die Zwecke des Abstammungsnachweises. Ebenfalls wurde die Genealogie hier nun als Mittel gesehen, Interesse für Geschichte und Heimatkunde zu wecken. In der Konsequenz folgerte Meyer, ergäben sich drei Aufgaben: Forschungshilfe, Publikationen und „Erziehung“ der Mitglieder. Letzteres hätte durch „immer wiederkehrende Unterweisung, Vorträge draußen auf dem Lande, Kurse und Publikationen“ zu erfolgen.“[47] Staatsarchivdirektor Eugen Meyer begann sein Arbeitsprogramm umzusetzen. Er erneuerte den Kontakt zu den maßgeblichen übergeordneten Institutionen wie der Reichsstelle für Sippenforschung und leitete den Neuaufbau des Vereins im Einvernehmen mit dieser Institution ein. Wenig später wurde schließlich auch eine Lösung für die ausstehende Besetzung des Vorsitzes gefunden. Auf die Bitte von Kolbow hin erklärte sich der Oberpräsidenten der Provinz Westfalen, Ferdinand Freiherr von Lüninck, bereit, die Leitung des Westfälischen Bundes für Familienforschung zu übernehmen. Der Münsteraner Stadtarchivar Ernst Hövel wurde gleichzeitig zum Geschäftsführer berufen. Ebenso wurde der Sitz der Geschäftsstelle ins Staatsarchiv Münster verlagert. Erstmals im Jahr 1938 konnte nun auch eine eigene Zeitschrift herausgegeben werden, die „Beiträge zur westfälischen Familienforschung“. Die Vereinsaktivitäten gerieten mit Beginn des Zweiten Weltkrieges ins Stocken und wurden schließlich eingestellt. Nach mehrjähriger Pause wurde die Vereinsarbeit im Jahr 1948 wieder aufgenommen. Dass die „Familienforschung“ nach dem Ende der NS-Diktatur skeptisch beäugt wurde, brachten Vereinsverantwortliche dann zwar noch mit der Mobilisierung der Vereine zugunsten der Rassen- und Vernichtungspolitik in Verbindung – das aber nannten sie in der Regel einen „politischen Missbrauch“, die eigene Initiative aber erwähnten sie dabei nicht mehr.

46 LWL-Archivamt für Westfalen, Archiv LWL, 702/160, Bl. 168–172: Eugen Meyer: Zur Organisation der familiengeschichtlichen Forschung in Westfalen, 10.06.1937.
47 LWL-Archivamt für Westfalen, Archiv LWL, 702/160, Bl. 168–172: Eugen Meyer: Zur Organisation der familiengeschichtlichen Forschung in Westfalen, 10.06.1937.

Schluss

Im Jahr 1920 gründeten angesehene, akademisch ausgebildete Fachhistoriker und Nachwuchsarchivare einen bürgerlichen familienkundlichen Verein. Hier versammelten sich bürgerliche Honoratioren bei Vortragsabenden und als Leser der Vereinszeitschrift. Dabei stand die Abgrenzung vom Adel, genauer gesagt von Praxen adeliger Genealogie, bei ausdrücklicher Betonung der eigenen Bürgerlichkeit im Vordergrund. Unter Hervorhebung der eigenen Wissenschaftlichkeit beabsichtigte man einen Beitrag zur Wissenschaft zu leisten und gleichzeitig „Dilettantismus" auf diesem Gebiet zu verhindern. Hinzu kam die gelegentlich pathetische Verklärung der Bedeutung der Genealogie für den Einzelnen und die Heimatkunde.

Im Jahr 1936 gründeten führende Vertreter der Provinzialpolitik unter Einbeziehung der entsprechenden nationalsozialistischen Institutionen für Sippenkunde und heimatkundlicher Kreise einen Zusammenschluss, der zwar auf dem Papier noch Verein genannt wurde, in der Praxis aber mit Stellen der NSDAP und der öffentlichen Hand (hier in Form des Provinzialverbandes) systematisch verknüpft wurde. Hier standen nun Volkserziehung und die konkrete Anwendungsorientierung der Genealogie, mithin die Verwertung ihrer Forschungsergebnisse für Zwecke des Abstammungsnachweises und der Rassenkunde im Zentrum. Die Neugründung des Bundes durch den Provinzialverband, eingeleitet durch Initiative eines einzelnen Familienforschers, hatte die nationalsozialistische Rassenpolitik als Voraussetzung, ohne die der Bedarf an einem schulenden und belehrenden genealogischen Verein in dieser Form nicht vorhanden gewesen wäre und der wohl auch keine finanzielle und personelle Unterstützung von dieser Seite erhalten hätte. Der Wissensaustausch über den Verein betraf nun nicht mehr Fragen der Quellenkunde oder der bürgerlichen Geschichte, sondern sollte Quellen und Inhalte unter der Überschrift „Volksgemeinschaft" in eins setzen. Statt „grotesken Sport" zu treiben, galt es die Volksgemeinschaft zu stärken. Gleichwohl blieb die Mitgliederschaft im Verein recht heterogen: eine Anbindung an die NSDAP bzw. einzelne Parteiorganisationen geschah über einzelne Personen. Die Zeitschrift erhielt und behielt von einzelnen Ausnahmen abgesehen eine auf konkrete genealogische Quellen konzentrierte Ausrichtung.

Die Frage nach den hier dargestellten Motiven zur Vereinsgründung und -arbeit, mithin die Frage weshalb es für die westfälische Landschaft einen Verein für Familienforschung bedürfte, wurde dabei stets von Vereinsvorständen oder aus der Politik gestellt und beantwortet. Die Mitglieder hingegen machten am Ende aber stets das Gleiche: die Familienforscher forschten für sich allein und nutzten den Verein in Bezug auf die Vortragsabende und die Veröffentlichungsmöglichkeiten der Vereinszeitschrift.

Genealogien als wissenschaftliche (Selbst-)Beschreibungen

Astrit Schmidt-Burkhardt

Sprachbild und Symbol

Zur Genealogie in der Kunst/Geschichte

Der Baum ist ein altes Sinnbild, womöglich sogar die wichtigste systemische Veranschaulichung historisch-kausaler Relationen.[1] Er steht für Ordnung und Entwicklung. Als Abstammungsbaum gliedert er aus der Vergangenheit sich herleitende Beziehungen, indem er über die Dreiteilung Wurzel, Stamm und Äste eine Rangfolge einführt. Als Evolutionsbaum beschreibt er zeitliche Prozesse analog zur biologischen Gesetzlichkeit von Wachsen, Blühen und Vergehen. Diese doppelte Logik, die das Baumschema repräsentiert, lässt sich anhand zweier Bildreihen exemplarisch verdeutlichen.

Die erste Bildfolge – sie ist der mittelalterlichen Handschrift des italienischen Mnemonikers Antonius de Mercatello (auch: Martello) entnommen – präsentiert den Baum als topologischen Komplex, der sich über den Stamm, vor allem aber die Ast-Etagen inhaltlich erweitern lässt (Abb. 1–3).[2] Assoziiert mit der Lehre von den vier Elementen und deren Eigenschaften, bildet die Baumreihe das Gerüst einer auf Assoziationsketten beruhenden Gedächtniskunst, die ihre *loci* an einem abstrakten Aufbau ausgerichtet hat und nicht an konkreten Erinnerungsbildern. Die vertikalen Komplexitätsstufen und die horizontalen Komplementärgrößen schaffen durch räumliche Strukturvorgaben ein stabiles symmetrisches Orientierungsmuster als Gedächtnisstütze.

Gegenüber dieser statischen Ordnungsfigur unterliegt der Baum als organisches Entwicklungssymbol seinerseits gestalterischen Transformationen. Nicht nur dass sich das arboreske Verzweigungsmuster sowohl ins Abstrakte wie ins Figurative hin entfalten lässt, wie bei allen formalen Veränderungen bringt die Kunst der Verwandlung immer zugleich das Moment einer signifikanten Bedeutungsverschiebung mit sich. Diese qualitative Differenzierung ist Thema der zweiten Bildreihe.

---

1 Vgl. Demandt, Alexander: Metaphern für Geschichte. Sprachbilder und Gleichnisse im historisch-politischen Denken. München 1978. S. 101–113; ders.: Der Baum. Eine Kulturgeschichte. 2. Auflage Köln 2014 (Originalausgabe 2002).

2 Zum Stammbaum als mnemotechnischen System vgl. exemplarisch Heck, Kilian: Ahnentafel und Stammbaum. Zwei genealogische Modelle und ihre mnemotechnische Aufrüstung bei frühneuzeitlichen Dynastien. In: Seelenmaschinen. Gattungstraditionen, Funktionen und Leistungsgrenzen der Mnemotechniken vom späten Mittelalter bis zum Beginn der Moderne. Hrsg. von Jörg Jochen Berns u. Wolfgang Neuber. Wien [u. a.] 2000. S. 563–584.

 https://doi.org/10.1515/9783110718034-016

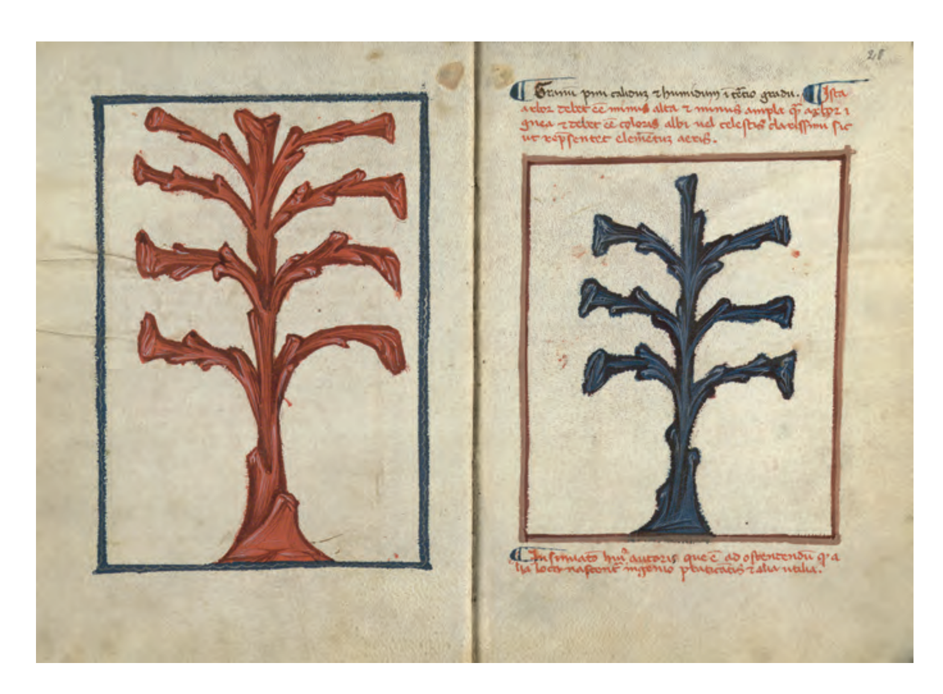


Abb. 1: Antonius de Mercatello, *Ars memoriae. Commentum super libro de memoria*, [Florenz] 1401, Württembergische Landesbibliothek, Stuttgart, Cod. theol. et phil. 4° 2, fol. 19v – 20r.

Mit scharfem Witz demonstriert eine zionistische Karikatur aus der Zeit um 1900 die Auswirkungen des Assimilationsdrucks, den die Wilhelminische Epoche auf ihre jüdischen Bürger ausübte: die Metamorphose des Chanukkaleuchters in einen Christbaum (Abb. 4). Die Pointe erschöpft sich jedoch keineswegs in der bildlichen Konversion des rituellen Gegenstands jüdischer Glaubenskultur in einen mit der christlichen Kultur verknüpften Weihnachtsbaum. Unter die Losung „Darwinistisches" gestellt, wird die morphologische Sequenzierung als satirische Form deduktiver Logik gleichzeitig in eine evolutionäre Vorstellung überführt. Die Bildsequenz lässt sich nämlich nicht nur in entwicklungsgeschichtlicher Breite lesen, die Legende vertikalisiert sie gleichsam: „Wie sich der Chanuk[k]aleuchter des Ziegenfellhändlers Cohn in Pinne zum Christbaum des Kommerzienrats Conrad in der Tiergartenstraße (Berlin W.) entwickelte." Die Vorstellung einer Höherentwicklung, wie sie in der Idee des Baumwachstums mitschwingt, wird hier ins Sozialdarwinistische gewendet und als gesellschaftlicher Aufstieg beschrieben. Der Chanukkaleuchter verändert also nicht nur seine Gestalt, er ‚wechselt' ebenso den Besitzer – vom einfachen Fellhändler zu einer honorierten Persönlichkeit der Wirtschaft – und mit jenem seinen sozialen



Abb. 2: Antonius de Mercatello, *Ars memoriae. Commentum super libro de memoria,* [Florenz] 1401, Württembergische Landesbibliothek, Stuttgart, Cod. theol. et phil. 4° 2, fol. 21r.



Abb. 3: Antonius de Mercatello, *Ars memoriae. Commentum super libro de memoria,* [Florenz] 1401, Württembergische Landesbibliothek, Stuttgart, Cod. theol. et phil. 4° 2, fol. 22r.



Abb. 4: *Darwinistisches*, in: *Schlemiel*, 2. Jg., Nr. 1, 1. Januar 1904, S. 3, Jüdisches Museum Berlin, Foto: Jens Ziehe.

Standort: von der Posener Provinz zu einer prominenten Wohnadresse in der Hauptstadt des Deutschen Kaiserreichs.

Ordnung und Entwicklung sind die beiden Denkbilder, die seit jeher mit dem Baumbild fest verbunden sind. Nicht zuletzt aus diesem Umstand erklärt sich, warum der Baum zu den am meisten verbreiteten Darstellungstypen der Genealogie gehört. In Legitimationsnöte geriet die monokausale Her- und Ableitungsikonografie erst, als Michel Foucault – unter Rekurs auf Friedrich Nietzsche – die Leitkategorie „Genealogie“ einer geschichtsphilosophischen Revision unterzog. Die methodische Korrektur hin zur ideologiekritischen Ursachenforschung erfolgte mithilfe des begrifflichen Instrumentariums eines Historikers. Foucaults emphatischer Genealogiebegriff verfehlte seine Wirkung nicht – schon gar nicht bei den Stammbaumgestaltern der Kunstgeschichte. Die visuelle Kultur hatte ihrerseits, noch bevor Foucault seine theoriegeleitete Grundsatzkritik vorbrachte, alternative Denkfiguren entwickelt, ohne den Baum als vitales Sinnbild aufzugeben.

Denkfigur „Stammbaum“

Die Kunsthistoriografie kommt ohne genealogische Erzählfiguren nicht aus. Mit dem „Stammbaum“ bediente sie sich eines wirkmächtigen Sprachbildes. Schon bei Plinius d. Ä. angelegt, fand das Muster der Filiation Eingang in die Vitenliteratur der Renaissance.[3] Seit Georgio Vasari, dem sogenannten Vater der Kunst-

3 Zur Filiation als Gegenmodell zu Innovation vgl. Kris, Ernst u. Otto Kurz: Die Legende vom

historik, gehört die Stammbaummetapher zum gängigen Repertoire der Kunstgeschichtsschreibung. Als Sinnbildvehikel bewegt sie sich geradezu automobil durch die Gedankenwelt von Generationen in der Kunstpublizistik, Kunstphilosophie, Kunstwissenschaft und natürlich in der Künstlerschaft.

Die Geschichte der Begriffstriade „Kunststammbaum" bzw. deren Auflösung in der Genitivformulierung „Stammbaum der Kunst" steht noch aus. Soviel lässt sich aber schon jetzt sagen: Wie alle Denkfiguren unterliegt auch diese Metapher signifikanten Konjunkturen. Ein solcher begriffsgeschichtlicher Verdichtungsschub zeichnet sich etwa in der ästhetischen Theorie des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts ab, und zwar als Reflex auf die Auflösungstendenzen eines verbindlichen Kanons. Johann Georg Sulzer hatte mit dem Aufbau seines „allgemeinen Stammbaums" eine Rangabstufung der schönen Künste festgelegt, die auf den unterschiedlichen Leistungsfähigkeiten der Sinne beruhte.[4] Johann Gottfried Herder und Immanuel Kant hingegen geriet der „genetische Stammbaum" der Künste zum Zankapfel ihrer philosophischen Auseinandersetzungen, im Zuge derer differierende Vorstellungen von Evolution und Klassifikation, also von Entwicklungen und ihrer Ordnung, harsch aufeinanderprallten.[5] Wenn die Kunsthistorik wiederum das anschauliche Sprachbild aufrief, dann gerade, um zwischen der Spannung, die Entwicklung und Einteilung respektive Evolution und Klassifikation erzeugen, zu vermitteln. Denn: Anhand der Genealogie als Narrationsmuster ließ sich die Vielfalt der Künste als Einheit beschreiben.

Widerstand gegen diese Art von geschlossener Erzählfolge regte sich stets dort, wo es galt, einzelne Künstler zu ihrem genuinen Recht auf autonome Größe zu verhelfen. Namentlich Johann Dominicus Fiorillo stand am Ausgang des 18. Jahrhunderts dem Denken in Generationen und Genealogien rundweg ablehnend gegenüber. An seinem Desinteresse an Geschlechterfolgen, Ableitungen und Verkettungen von stilistischen „Manieren" ließ der erste Universitätsprofessor für bildende Künste in Europa recht unverblümt keinen Zweifel: „[...] wie ein Stamm sich in verschiedne Zweige getheilt und ausgebreitet hat, wie hinwieder aus Vermischungen des Charakters einer Schule und eines Landes mit dem eines andern, neue Erscheinungen hervorgegangen sind", von all dem wollte Fiorillo

Künstler. Ein geschichtlicher Versuch. Frankfurt a. M. 1980. S. 43 f., 46–48, 50 (Originalausgabe 1934).

4 Vgl. Sulzer, Johann George: Allgemeine Theorie der Schönen Künste in einzeln, nach alphabetischer Ordnung der Kunstwörter auf einander folgenden, Artikeln abgehandelt. Zweyter Theil von K bis Z. Leipzig 1775. S. 73 (Originalausgabe 1771–74).

5 Vgl. Siegel, Carl: Herder als Philosoph. Stuttgart [u. a.] 1907. S. 111; Burckhardt, G. E.: Herder und Kant, Philosophieren und Philosophie. In: Archiv für Geschichte der Philosophie. Hrsg. von Ludwig Stein. Bd. 22/2. Berlin 1909. S. 192–196, hier S. 195.

nichts wissen.[6] Der Maler in ihm war dem Historiografen überlegen und so stärkte der Göttinger Ordinarius der eigenschöpferischen Kunst den Rücken und nicht der quasiliterarischen Genealogie. In seiner zweibändigen *Geschichte der zeichnenden Künste von ihrer Wiederauflebung bis auf die neuesten Zeiten* (1798) richtete Fiorillo dementsprechend das „Hauptaugenmerk" auf einzelne Künstler, um jeweils deren Talent und Stil zu charakterisieren. Methodisch gesehen war er wie Kant ein Kategorisierer, wenn er auch nicht an dessen Scharfsinn heranreichte. Kurzum: Fiorillos historiografischer Singularisierungsansatz und die kunstgenetischen Erklärungsversuche seiner Zeit verhalten sich zueinander wie These und Antithese. Gleichwohl konnte seine unüberwindliche Abneigung gegenüber dem Denken in Wahlverwandtschaften und ideellen Adaptionsverhältnissen nicht verhindern, dass sich der luzide Gebrauch von Baummetaphern im Kunstdiskurs – unterstützt durch den Evolutionismus als Leittheorie des 19. Jahrhunderts – immer mehr durchgesetzt hat.

Die kunstphilosophischen Bemühungen des deutschen Idealismus, die Rangordnung der Künste als aufstrebenden Stammbaum zu beschreiben, sind dabei nicht als Reaktion auf die politischen Ereignisse in Frankreich unternommen worden. Es lässt sich aber in weiterer Folge zeigen, dass das Kappen der genealogischen Bourbonenlinie durchaus von der Kunsttheorie reflektiert wurde. So gehört etwa der Architekturkritiker und Kunsthistoriker Peter Meyer zu jenen Stammbaumdenkern des 20. Jahrhunderts, die sich der Suggestivkraft des Sprachbildes für theoretische Erklärungs- und Begründungszwecke bedienten. In den 1930er-Jahren hatte sich Meyer als Redakteur und Autor der wichtigsten helvetischen Architektur- und Kunstzeitschrift *Das Werk* durch seine oft im polemischen Ton verfassten Beiträge einen Namen gemacht. Während seine Zeitgenossen die abstrakte Malerei und das Neue Bauen goutierten, propagierte Meyer einen historisierenden Stilpluralismus als Reminiszenzgemisch und angewandten Eklektizismus, so wie er ab 1870 voll ausgeprägt war. Nach dem Zweiten Weltkrieg und dem großen Orientierungsdefizit, das dieser Weltenbruch hinterließ, zeigte Meyer in seiner zukunftsgerichteten Geschichtsphilosophie alsdann die Auswirkungen des Historismus auf. Mit zeitdiagnostischer Präzision analysierte er in seinem populären Hauptwerk *Europäische Kunstgeschichte* (1948) die postmoderne Epoche, deren Beginn er mit dem *anything goes* der Gründerzeit datierte. Die eigentliche Ursache dieser „absoluten Beliebigkeit" aber, die sich bis zur Idee der Reversibilität der Stile in der Avantgarde fortsetzt,

6 Fiorillo, Johann Dominicus: Geschichte der zeichnenden Künste von ihrer Wiederauflebung bis auf die neuesten Zeiten. Bd. 1: Die Geschichte der Römischen und Florentinischen Schule enthaltend. Göttingen 1798. S. x – xi (Nachdruck Hildesheim [u. a.] 1997).

erblickte Meyer in der Französischen Revolution.[7] Sie „hatte den Zusammenhang im entscheidenden Punkt abgeschnitten, indem sie die rechtliche Legitimität verletzt hatte – darüber konnten alle naturrechtlichen Hilfskonstruktionen nicht hinweghelfen. Man konnte sich einige Generationen lang so stellen, als ob eigentlich nichts passiert wäre, das Bewusstsein im Bodenlosen zu stehen, ließ sich nicht mehr verdrängen. Durch die Auflösung der Tradition war jede Epoche der Vergangenheit verfügbar geworden: „[...] der Stammbaum der Kunst war gefällt, und nun konnten die Scheiter einzeln verfeuert werden – in beliebiger Reihenfolge."[8]

Den politischen Bruch 1789 mit der dynastischen Führungselite schildert Meyer insofern als folgenreiche Urszene, von der aus alle weiteren kunstgenealogischen Auflösungstendenzen gedacht werden müssen. In seiner Übertragung eines revolutionären Handlungsmusters auf die Kunstgeschichte sah er sich durch die avantgardistischen Manifeste einmal mehr bestätigt, ohne den darin stets reklamierten absoluten Neuanfang als rhetorisches Ablenkungsmanöver von den eigenen Anstrengungen einer genealogischen Selbstverortung zu begreifen.[9] Gemessen an der vereinfachten Vorstellung von der Kunstgeschichte des 17. Jahrhunderts, die sich Meyer in einen „realistischen und einen idealistischen Zweig" als Epochensignatur zurechtbog, empfand er den modernen Stilpluralismus als geradezu verwirrend.[10] Ihm fehlte der „einheitliche Stil".[11]

Meyer, der sich in den Auseinandersetzungen zwischen Modernisten und Traditionalisten während der 1920er-Jahre demonstrativ in die neutrale Mitte gestellt hatte, um dort eine ausgleichende Haltung einzunehmen, beklagte nach dem Zweiten Weltkrieg ebenjene Entnormierung der Kunst, die in der Nachfolge von Oswald Spenglers Katastrophentheorie als „Verlust der Mitte" wahrgenommen wurde.[12] Meyers Kritik orientierte sich am kerzengeraden Baumstamm als kulturelles Leitbild, wie ihn beispielsweise Ferdinand Olivier 1823 für die neu-

---

7 Den Ausdruck „absolute Beliebigkeit" benutzt Meyer erst in der letzten Auflage seiner *Europäischen Kunstgeschichte* (1969), vgl. Medici-Mall, Katharina: Im Durcheinandertal der Stile. Architektur und Kunst im Urteil von Peter Meyer (1894 – 1984). Basel [u. a.] 1998. S. 24.

8 Meyer, Peter: Europäische Kunstgeschichte. Bd. 2: Von der Renaissance bis zur Gegenwart. Zürich 1948. S. 289.

9 Vgl. Schmidt-Burkhardt, Astrit: Stammbäume der Kunst. Zur Genealogie der Avantgarde. Berlin 2005. Weiterführend: dies.: The Art of the Diagram. In: Genealogies of Art, or the History of Art as Visual Art. Hrsg. von Manuel Fontán del Junco [u. a.]. Madrid 2019. S. 28 – 59.

10 Meyer, Kunstgeschichte (wie Anm. 8), S. 202.

11 Meyer, Kunstgeschichte (wie Anm. 8), S. 335.

12 Vgl. Spengler, Oswald: Der Untergang des Abendlandes. Umrisse einer Morphologie der Weltgeschichte. 2 Bde. Wien [u. a.] 1918 – 1922; Sedlmayr, Hans: Verlust der Mitte. Die bildende Kunst des 19. und 20. Jahrhunderts als Symptom und Symbol der Zeit. Salzburg 1948.



Abb. 5: Ferdinand Olivier, *Stammbaum der neudeutschen Kunst (Sieben Gegenden aus Salzburg und Berchtesgaden, Blatt 1, Zueignung)*, 1823, Lithografie, 28,2 × 35,5 cm, Salzburg Museum, Salzburg.

deutsche Kunst entworfen hatte (Abb. 5). Die Vorstellung einer organischen Entfaltung der Kunst, fundiert in religiös motivierter Glaubenskraft, fand darin ihre Pathosformel: Mit dem bruchlos-stufenweisen Wachstum ließ sich die Idee von moralischem wie ästhetischem Fortschritt gleichermaßen als Baumkrone veranschaulichen.

Für die emanzipatorische Devise einer undogmatischen Moderne fehlte Meyer dagegen das Verständnis und zur Beschreibung der vielfältigen Richtungen in Malerei, Bildhauerei und Architektur die metaphorische Vorstellungskraft. Dabei ließ sich am Symbol des Baumes sehr wohl ein pluralistisches Kunstweltbild entwickeln.

Als der selbst ernannte Merz-Künstler Kurt Schwitters während des Zweiten Weltkriegs im englischen Internierungslager auf der Isle of Man bei einem seiner Vorträge, die er für Mitgefangene hielt, wiederholt auf das Sprachbild des „Stammbaums der Kunst“ zurückgriff, dann um ebenjene globale Kunst in ihren nationalen Facetten zu fassen, die bei Meyer ausgeblendet sind. Ein Ast reprä-

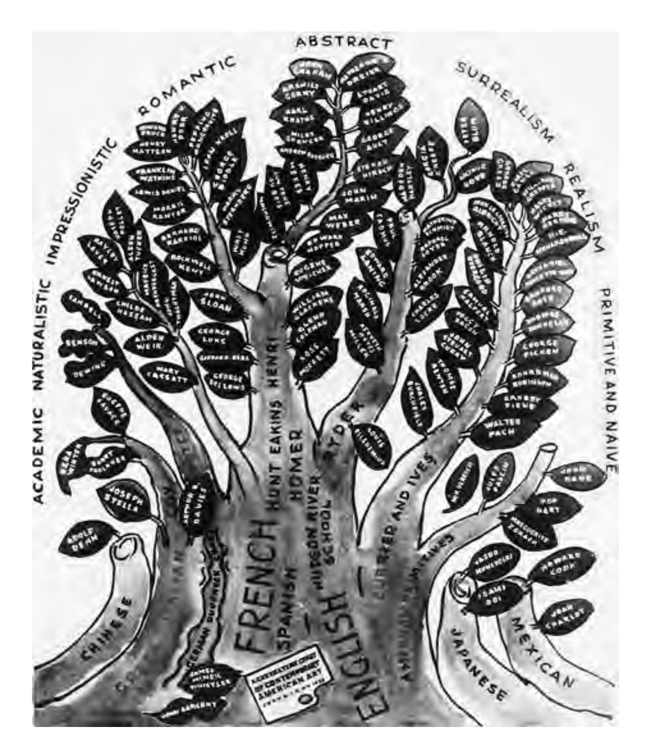


Abb. 6: Nathaniel Pousette-Dart, *A Gestaltian Chart of Contemporary American Art*, in: *Art and Artists of Today*, 1. Jg., Nr. 6, Juni/Juli 1938, S. 2.

sentierte die europäische Kunst, ein anderer die japanische und wieder ein anderer die ägyptische Kunst.[13] Schwitters kommt bei der Auslegung seines Sprachbildes hingegen Nathaniel Pousette-Darts *A Gestaltian Chart of Contemporary American Art* so bemerkenswert nahe, dass man meinen möchte, er sei von dem engagierten Grafikdesigner und Landschaftsmaler aus Valhalla, New York, inspiriert worden, der sich heute – im Rückblick – als Stammbaumsammler zu erkennen gibt (Abb. 6).[14]

1938 – ein Jahr nach der Eröffnung der Wanderausstellung *Entartete Kunst* und eines vor dem Beginn des Zweiten Weltkriegs – in der New Yorker Zeitschrift *Art and Artists of Today* abgebildet, war dem kunstinteressierten Lesepublikum

13 Vgl. Schwitters, Kurt: Europäische Kunst des 20. Jahrhunderts (1940 – 45). In: ders.: Das literarische Werk. Bd. 5: Manifeste und kritische Prosa. Hrsg. von Friedhelm Lach. Köln 1981. S. 379 – 384.

14 Der Nachlass des Künstlers befindet sich zusammen mit dem seines weit berühmteren Sohns Richard in The Richard Pousette-Dart Foundation, Suffern, NY.

aus Pousette-Darts Feder ein Weltkunststammbaum vor Augen geführt worden, dessen Begrifflichkeit für die Drucklegung jedoch kurzerhand überarbeitet wurde: der „nationalistische" Zweig auf der Tuschzeichnung war in „naturalistisch" umretouchiert und so politisch neutralisiert worden (Abb. 7). Insgesamt setzte Pousette-Dart auf die breite Basis eines gleichermaßen paritätischen wie pluralistischen Stilsystems, in dem keine Kunstrichtung und kein Künstler eine dominante Sonderrolle spielt. Nur so ließ sich seiner Meinung nach die künstlerische Freiheit langfristig sichern – auch und gerade als Antwort auf die von Walter Gropius im „Hitler'schen Ton" eingeforderte alleinige Führungsrolle der Architektur. Das breitstämmige Baumschema mit frappanter Tendenz zur Verbuschung stand in seinem mit „Freedom of Expression" betitelten Plädoyer als Modell gleichsam für das Konzept von Wachstum, Freiheit und Selbstverwirklichung der nordamerikanischen Kunst.[15] Mit der zum Stilfächer ausgebreiteten Laubkrone richtete es sich dezidiert gegen „one definite style", zumal ein solcher jeweils in Deutschland, Italien oder der Sowjetunion für Propagandazwecke instrumentalisiert worden war. Die Diversifikation als Entwicklungsspitze vollendet gleichsam, was in der europäischen Tradition kunstgenetisch zwar angelegt, dort aber zum Absterben verurteilt war, ebenso wie die asiatischen oder lateinamerikanischen Randphänomene dieses Kunstbaumsystems.

Hatte sich Pousette-Dart in Wort und Bild zur Funktion der Genealogie geäußert, so verzichtete Schwitters auf das Symbol, um mit der Wahl seiner Metapher ein umso groteskeres Bild vor dem geistigen Auge seiner Zuhörer entstehen zu lassen. Schwitters verglich nämlich den „Stammbaum der Kunst" in Deutschland und Russland mit einer „Kopfweide". Gemeint war ein zunächst frei gewachsener großer Baum der Kunst, der für Propagandazwecke bis zur Unkenntlichkeit zurechtgestutzt worden sei. Das nachdrückliche Sprachbild der „Kopfweide" bot dem dadaistischen Einzelgänger, entwurzelt wie er im englischen Exil war, dennoch ideellen Halt, insofern als er sich dazu in Beziehung setzen konnte – und sei es in der klaren Distanzierung zum zurückgeschnittenen deutschen Kunstbaum.[16]

15 Vgl. Pousette-Dart, Nathaniel: Freedom of Expression. In: Art and Artists of Today 1/6 (Juni/Juli 1938). S. 3.

16 Schwitters' Vortragstext (wie Anm. 13), dem die Begriffe entnommen sind, lässt darüber keinen Zweifel.

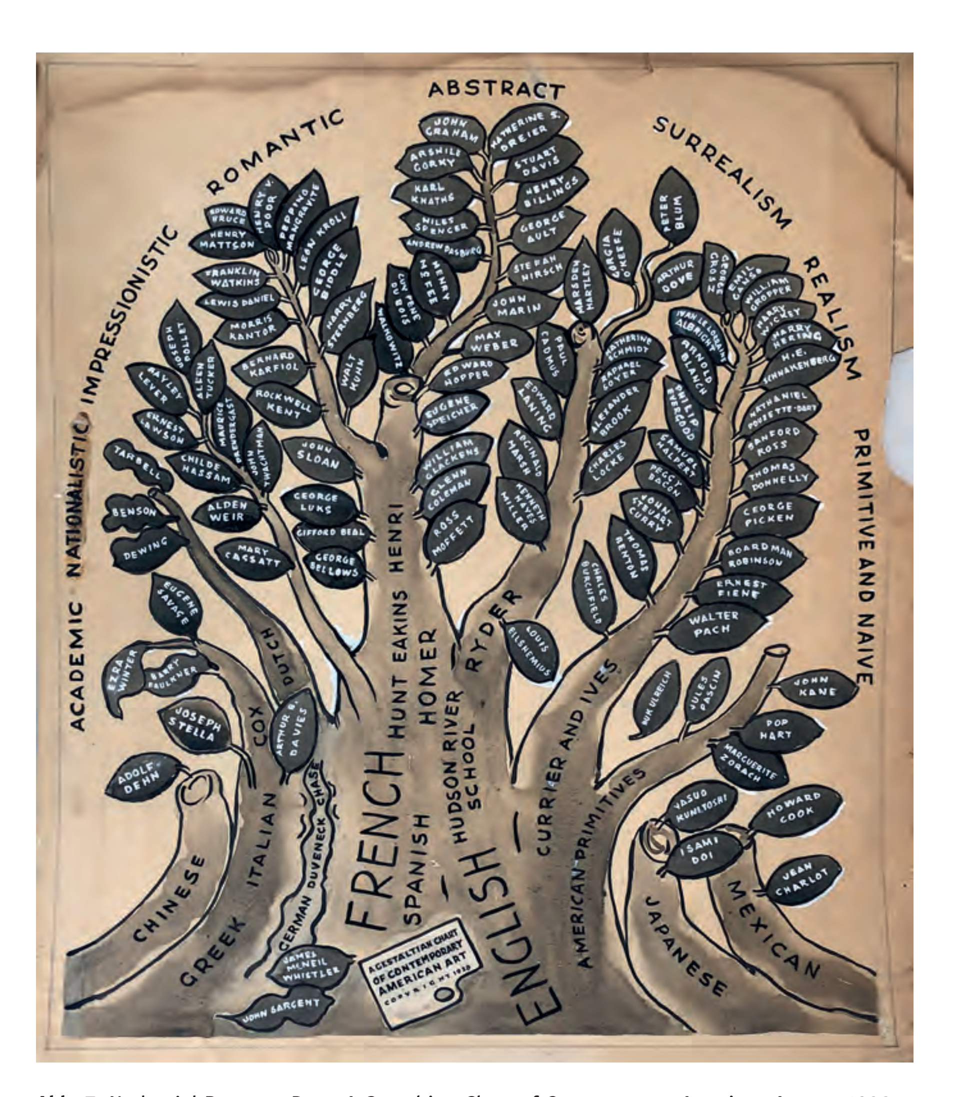


Abb. 7: Nathaniel Pousette-Dart, *A Gestaltian Chart of Contemporary American Art*, um 1938, Feder, Tinte und Bleistift auf Karton, 62 × 53 cm, The Richard Pousette-Dart Foundation, Suffern, NY.

Vom Begriff zum Bild

Angesichts der Komplexität ästhetischer Entwicklungen und deren unterschiedlichen Geschwindigkeiten, in Schwitters Überlegungen ist dies berücksichtigt, verlor die Baummetapher als suggestives Erklärungsbild kunsthistorischer Phänomene zwar nicht an Bedeutung, wohl aber der Stammbaum als visueller Imperativ avantgardistischer Autogenealogisierungen. Für die Brüche, Diskontinuitäten und Widersprüche, die sich in einer globalisierten Moderne als Spannungsverhältnis zwischen sehr unterschiedlichen Positionen darstellen, war das figurative Hierarchieschaubild kein adäquates Repräsentationsmodell mehr. Die Dynamisierung der Kunstgeschichte nach 1900 verlangte nach anderen diagrammatischen Bildforme(l)n, in denen sich nicht zuletzt das konfliktäre Kräftespiel und Kräftemessen innerhalb der Avantgardebewegungen veranschaulichen ließ.

Überlebt hat der Stammbaum der Kunst allenfalls noch in der Karikatur. Das geschönte Bild des harmonischen Zusammenwachsens einer in sich gespaltenen Kunstszene unter blauem Himmel, das Miguel Covarrubias in naivem Stil mit dem *Tree of Modern Art – Planted 60 Years Ago* zeichnete, erhob keineswegs Anspruch auf Genealogiekritik (Abb. 8). Der getrimmte Zierbaum mit seinen nach dem Allianzprinzip verschlungenen Astarmen war vielmehr überkommenes Wunschbild unverbrüchlicher Solidarität, noch bevor er 1933 in *Vanity Fair* veröffentlicht wurde. Die harten Auseinandersetzungen unter den Avantgardisten um die künstlerische Führungsposition lassen sich in Covarrubias' modifizierter Nachzeichnung einige Jahre später mit Blick auf das eingefügte Namensblatt „Dali" in der Laubkrone nur erahnen, eine Berichtigung, die Salvador Dalís Aufstieg zum „Mister Surrealism" während seines US-amerikanischen Exils Rechnung trägt (Abb. 9).

Der permanente Richtungsstreit bzw. Verdrängungswettkampf zwischen den diversen Kunstströmungen ließ sich mit einem Baum indes nicht angemessen vermitteln – weder als Sprach- noch als Symbolbild. Der weitaus theoretischer klingende Begriff der „Evolution" eröffnete hier neue Perspektiven. Indem er sich von naturverhafteten Vorstellungen entfernte, sprich sie abstrahierte, ließ er alternative Visualisierungsmöglichkeiten im Zeichen der Genealogie zu. Einen neuen Standard setzte schließlich der Gründungsdirektor des Museums of Modern Art in New York, Alfred H. Barr jr. Sein berühmtes *Diagram of Stylistic Evolution from 1890 to 1935* (1936) ist als deszendierendes Flussdiagramm angelegt (Abb. 10).[17] Ausgehend von vier Gründungsvätern – Vincent van Gogh, Paul

---

17 Vgl. weiterführend Schmidt-Burkhardt, Stammbäume (wie Anm. 9), S. 114–184.



Abb. 8: Miguel Covarrubias, *The Tree of Modern Art – Planted 60 Years Ago*, in: *Vanity Fair*, Bd. 40, Nr. 3, Mai 1933, S. 36.

Gauguin, Paul Cézanne und Georges Seurat – wird der genealogische Faktor als stilbildende Einflussnahme über ein ausgeklügeltes System aus Pfeilen gelenkt, deren Spitzen symbolisch die Kampfrhetorik der Avantgardisten aufgreifen.[18]

Ob bei der grafischen (Re-)Konstruktion kunsthistorischer Prozesse die Wahl auf ein Baumdiagramm oder ein Evolutionsschema fällt, diese Entscheidung ist nicht nur für die Theoriebildung relevant. Es schwingt in ihr ebenfalls die Frage nach der Funktion von Genealogie mit. War das Bild des Baumes geprägt von der Vorstellung, aus einer gemeinsamen Vergangenheit als Erbe mit gerichteter Schubkraft nach oben herauszuwachsen, sozusagen als Telos der Geschichte, so ließ sich über den Evolutionsbegriff nicht nur ein abstrakteres Geschichtsbild entwerfen. Mit ihm konnte außerdem die Richtung der Entwicklung bis zu 180 Grad umgepolt werden, wie das Barr-Diagramm zeigt. Kraft dieser Schub-

18 Paraphrase auf Henri Focillon, „L'influence n'est alors que le moyen des affinités […]". In: Focillon, Henri: La vie des formes. Paris 1934. S. 61.

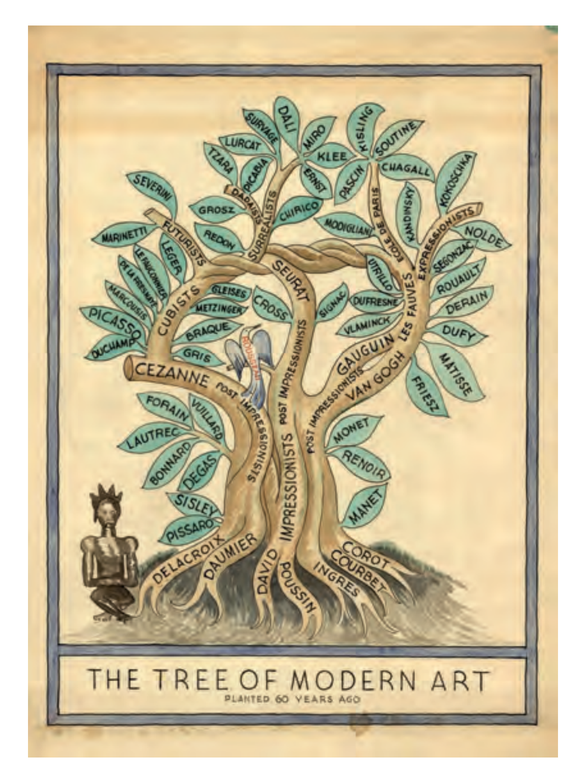


Abb. 9: Miguel Covarrubias, *The Tree of Modern Art – Planted 60 Years Ago*, um 1940, Aquarell auf Papier, 94 × 71 cm, David Rumsey Map Center, Stanford University, Stanford, CA.

umkehr rückt der Ausgangspunkt historischer Entwicklungen gravitätisch an oberste Stelle.

Die Idee von überragenden Künstlerpersönlichkeiten als epochemachenden Impulsgebern wurde zwar schon zu Barrs Zeiten hinterfragt, aber erst die Debatte um den „Tod des Autors", wie sie ab 1967 Roland Barthes und Michel Foucault für die Literaturforschung angestoßen haben, löste eine grundsätzliche Neubestimmung der genetischen Verfasstheit von Avantgarde aus. Die Väterinstanz und der um sie betriebene Personenkult geriet zunehmend in Diskrepanz zur auktorialen Dekonstruktion, nicht zuletzt weil selbst die Kunst- und die Architekturwissenschaft in gesuchter Anbindung an poststrukturalistische Diskurse dazu übergingen, zwischen historischen Personen und überzeitlichen Tendenzen der Geschichte zu unterscheiden. Der Ideenpool, aus dem die Moderne schöpfte, ließ sich nun viel allgemeiner und grundsätzlicher fassen.

Charles Jencks gehörte als Architekt und Theoretiker zu jenen Kunstwissenschaftlern, die mit scharfer Beobachtungsgabe die Verschiebungen innerhalb der

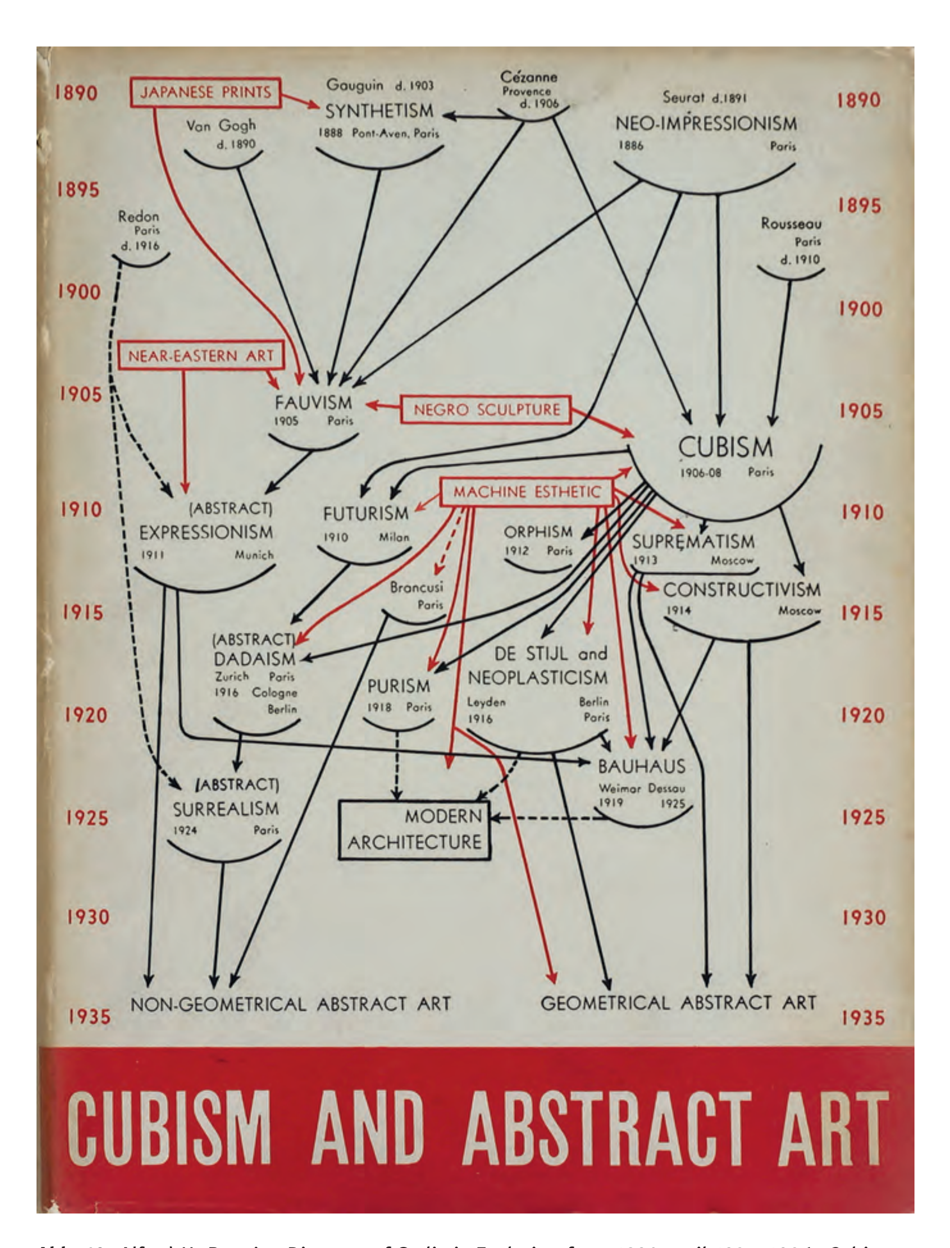


Abb. 10: Alfred H. Barr jr., *Diagram of Stylistic Evolution from 1890 until 1935*, 1936, *Cubism and Abstract Art*, Ausst.-Kat. The Museum of Modern Art, New York 1936, Schutzumschlag.

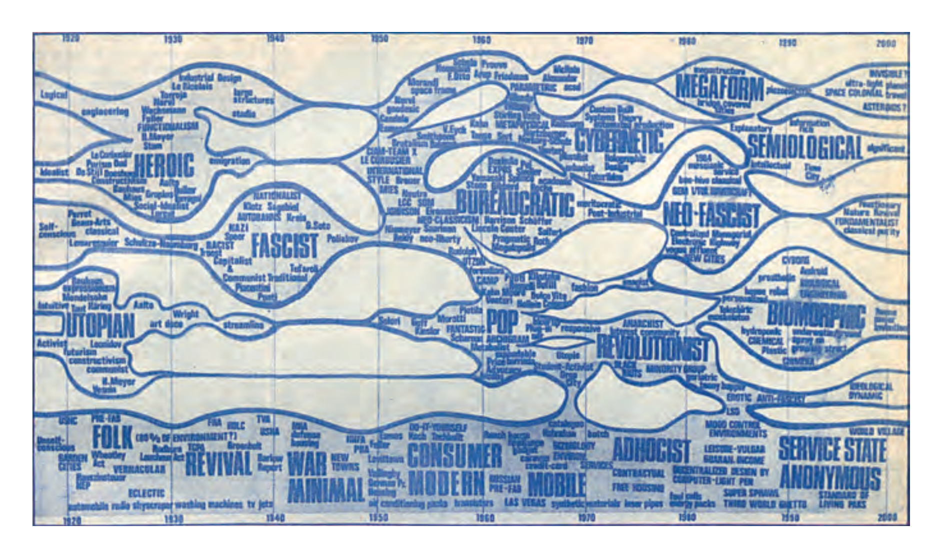


Abb. 11: *The Evolutionary Tree*, in: Charles Jencks, „The Evolutionary Tree“, in: *Architectural Design*, Bd. 40, Oktober 1970, S. 527.

Avantgardebewegungen des 20. Jahrhunderts in immer wieder neuen flottierenden Begriffsclustern zu fassen gesucht hat (Abb. 11). Diese synoptischen Darstellungen mit dem Einheitstitel *The Evolutionary Tree*, die seit 1970 zum festen Inventar von Jencks' Veröffentlichungen gehören, arbeiteten auf eine Resemantisierung der Kunstgeschichte hin, die sich im Falle von Barrs Flussdiagramm in einer kommentararmen Stilgeschichte erschöpfte. Die dortige Sammelbezeichnung „modern architecture“ löste Jencks in einer Begriffsflut auf, aus der einzelne Leitvokabeln, sogenannte „definers“, typografisch herausragen.

Nach dem Vorbild von Claude Lévi-Strauss' anthropologischen Untersuchungen über die elementaren Strukturen menschlicher Verwandtschaft, führte Jencks die verschiedenen Formen der Architektur und deren Affinitätsgrade auf sechs elementare Grundmuster zurück, die er stratigrafisch von oben nach unten als „logical“, „idealist“, „self-conscious“, „intuitive“, „activist“ und „unself-conscious“ bestimmte.[19] Mit dieser kontingenten Setzung, Jencks sprach unter Rekurs auf Ludwig Wittgenstein von „Familienähnlicheit“, wird nicht nur eine Fülle von außerkünstlerischen Wissenssphären wie jene der Psychologie oder

---

19 Vgl. Jencks, Charles: Architecture 2000. Predictions and Methods. London 1971, S. 21 Fn. 1, S. 41 Fn. 2, S. 45, 123. Zur Vorgeschichte des anthropologischen Verwandtschaftsdiagramms vgl. Bouquet, Mary: Family Trees and Their Affinities. The Visual Imperative of the Genealogical Diagram. In: The Journal of The Royal Anthropological Institute 2/1 (1996). S. 43 – 66.

Philosophie einbezogen, sie gibt sich darüber hinaus als Kritik an monokausalen Geschichtsbildern zu erkennen.[20]

Morphologisch betrachtet hat sich Jencks' Synchronopse vom klassischen Baumbild der Architekturgeschichte weit entfernt (Abb. 12). In demonstrativer Diskrepanz zu einer visuellen Evidenz kommt ihm immerhin der Werktitel semantisch auffällig nahe. „The Evolutionary Tree" ist Programm. Und das nicht nur im übertragenen Sinne: Jencks vergleicht die architektonischen Strömungen ganz konkret mit biologischen Arten, deren Entfaltung und Dezimierung er als wechselseitiges Abhängigkeitsverhältnis beschreibt. Um diesen von ihm typografisch gefassten Verdrängungswettbewerb biologistisch zu unterfüttern, übertrug Jencks das darwinistische Ideologem des „survival of the fittest" mit der Formel „struggle for existence" auf sein Fach.[21]

Doch der hier angestrebte Analogieschluss ist problematisch, und zwar gleich aus mehreren Gründen: Zum einen kommen architektonische Strömungen, anders als im Tierreich, nie völlig zum Erliegen. Sie besitzen zu allen Zeiten als „Neo"-Bewegungen das Potenzial zum Revival. Zum anderen können Architekten zwischen verschiedenen Stilen nach Belieben wechseln – so oft und so schnell sie wollen. Selbstgefällig stilisierte sie Jencks zu einer Spezies, für die es in der Evolution kein Äquivalent gäbe.[22] Die von ihm bemühte Sprachverschränkung zwischen Evolutionstheorie und Architekturgeschichte ist aber noch aus einem weiteren Grund irreführend: Im Tierreich beruht das „Überleben des Stärkeren" auf Anpassung; im Gegensatz dazu sind die Entwicklungen der Baukunst innovationsgetrieben. Bei der Übertragung einer organischen Entwicklungsmetapher auf die Architekturgeschichte, stellt sich zudem die grundsätzliche Frage, was konkret ausgebildet werden soll?

Um eine Merkmaltransformation diagnostizieren zu können, braucht es überhaupt erst einen Ausgangspunkt, von dem aus sich Veränderungen feststellen lassen. Wenn Jencks der Frage nach dem Woher, die am Anfang jeder Evolutionsgeschichte steht, durch die Wahl seiner Begriffe ausweicht – sie sind gesetzt, aber durch keine Tradition verdichtet –, so gibt er doch eine Antwort auf die Frage nach dem Wohin. Indem er die im oben und unten flankierenden Zeitgleis gelenkte Strukturanalyse über ihr Entstehungsjahr 1970 bis ins nächste Jahrtausend fortsetzt, überführt er diese in eine zyklentheoretische Konjekturalgeschichte. Letztere geht – inspiriert durch Vasari, Spengler und Heinrich Wölfflin – von der

20 Vgl. Jencks, Charles: Die Postmoderne. Der neue Klassizismus in Kunst und Architektur. Übers. von Cornelia Berg-Brandl. Stuttgart 1987. S. 34, 37 (engl. Originalausgabe: Post-Modernism. The New Classicism in Art and Architecture. London 1987).

21 Vgl. Jencks, Charles: Modern Movements in Architecture. Oxford 1973. S. 29.

22 Vgl. Jencks, Charles: The Evolutionary Tree. In: Architectural Design 40 (Oktober 1970). S. 527.

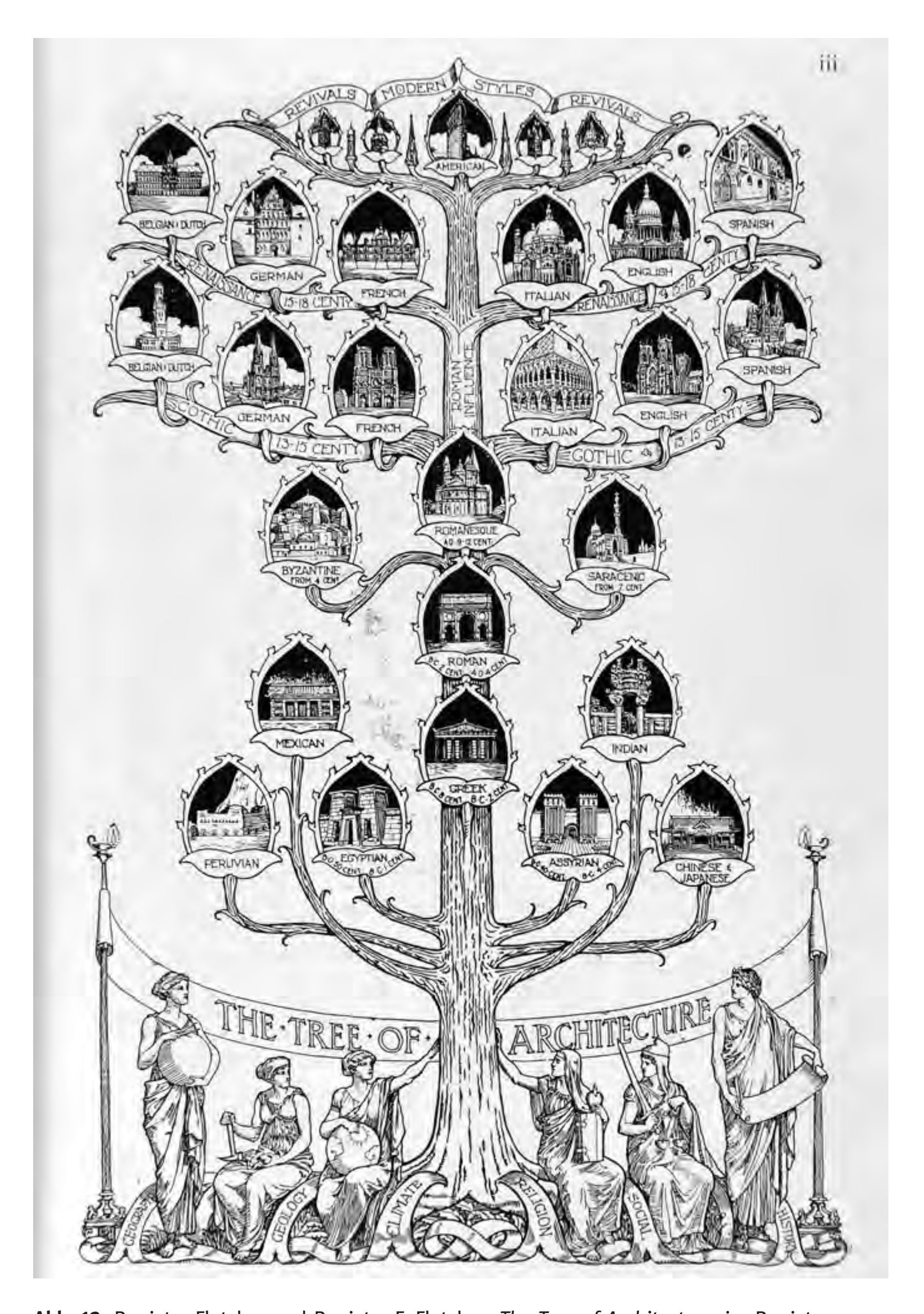


Abb. 12: Banister Fletcher und Banister F. Fletcher, *The Tree of Architecture*, in: Banister Fletcher, *A History of Architecture on the Comparative Method for Students, Craftsmen, and Amateurs*, London 1921[6], S. iii.

willkürlichen Annahme aus, dass architektonische Trends alle 25 Jahre wiederkehren würden.[23] Zur optischen Verstärkung dieser Wellenbewegungen hat Jencks biomorphe Leerformen eingesetzt. Anhand dieser sogenannten „blobs" mit ihrer fluiden Tropfenform zeigt Jencks – im Gegensatz zu den Informationsbrachen in hydrografisch angelegten Weltgeschichtskarten (Abb. 13) – Diskontinuitäten der Geschichtsentwicklung auf.[24] In der Antizipation als „vorweggenommene Genealogie" (Patrick Boucheron) entstand so ein Zukunftsszenario, das Jencks als empirischer Historiker in den folgenden Jahrzehnten mit immer wieder neuen *Evolutionary Trees* und Blick auf die Realgeschichte adaptieren wird.

Trotz begründeter Anfechtungen: Der Baum hat als theoretisches Modell und Denkfigur die analytische Einbildungskraft maßgebend geprägt. Selbst dort, wo die vom Konzeptkünstler Donald Corrigan, einem Landsmann von Jencks, 1972 zu Papier gebrachten Strukturen intuitiv als filigranes Verzweigungssystem, nicht aber immediat als Baumikone verstanden werden müssen. Immerhin rief Corrigan wie vor ihm Jencks das musterhafte Urbild im Werktitel *Tree of Modern Art in Wash.[ington], D. C.* auf und legte damit eine Fährte (Abb. 14). Im Vergleich von Corrigans Differenzierungsschema mit der traditionellen Ikonografie des Kunststammbaums lässt sich jedoch vor allem verdeutlichen, wie sich die Genealogie von der argumentativen Kausalkette zur soziologischen Kartierung verschieben lässt. Die Transformation des hieratischen Stammbaums in eine kontextualisierende Mindmap führte zu einer situativen Analyse, deren grafisches Formenvokabular der Straßenkarte entlehnt zu sein scheint. Beim versierten Kenner der Stadt Washington wecken die beiden, mit dickem Strich diagonal von links auf den vertikalen Achsenstumpf zulaufenden Linien konkrete Assoziationen mit den Verkehrsarmen, welche die National Mall umgreifen. Die Pennsylvania Avenue im Norden und die Maryland Avenue im Süden der Washingtoner Prachtallee mit den dort ansässigen Museen und Kulturinstitutionen wurden anspielungsreich in „Non-Profit Institutions" und „Art History" umbenannt.

Das ist allerdings nur die halbe Wahrheit. Bei der Erstveröffentlichung des Corrigan'schen Diagramms in Richard Kostelanetz' Anthologie *Essaying Essays. Alternative Forms of Exposition* (1975) war dessen rechter Teil ausgeblendet worden. Gezielt versuchte der Herausgeber, der in seinem damals bahnbrechenden Band konzeptuell angelegte Denkräume und Leseflächen zusammengetragen hatte, die Wahrnehmung des Text-Bild-Hybrids beim Leser/Betrachter in eine

23 Jencks, Architecture 2000 (wie Anm. 19), S. 41.

24 Zu alternativen Vorbildern für die Blasengebilde vgl. Höfler, Carolin: ‚Whirls and Eddies'. Charles Jencks' Bubble-Diagramme zur Architekturgeschichte des 20. Jahrhunderts. In: Stil-Linien diagrammatischer Kunstgeschichtsschreibung. Hrsg. von Wolfgang Cortjaens u. Karsten Heck. München 2014. S. 232–249.

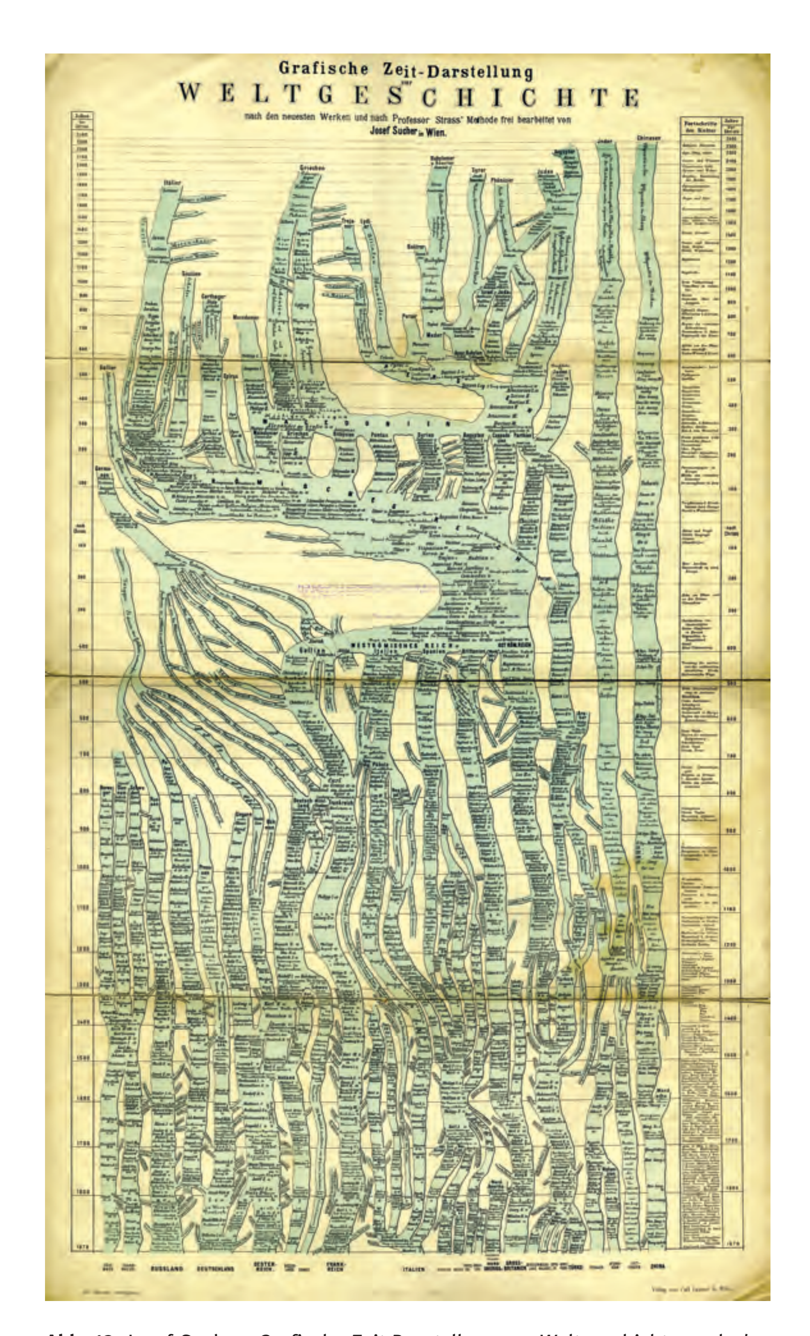


Abb. 13: Josef Sucher, *Grafische Zeit-Darstellung zur Weltgeschichte nach den neuesten Werken und nach Professor Strass' Methode frei bearbeitet*, um 1878, Farblithografie, 105 × 52 cm, Sammlung Woldan, Österreichische Akademie der Wissenschaften, Wien.

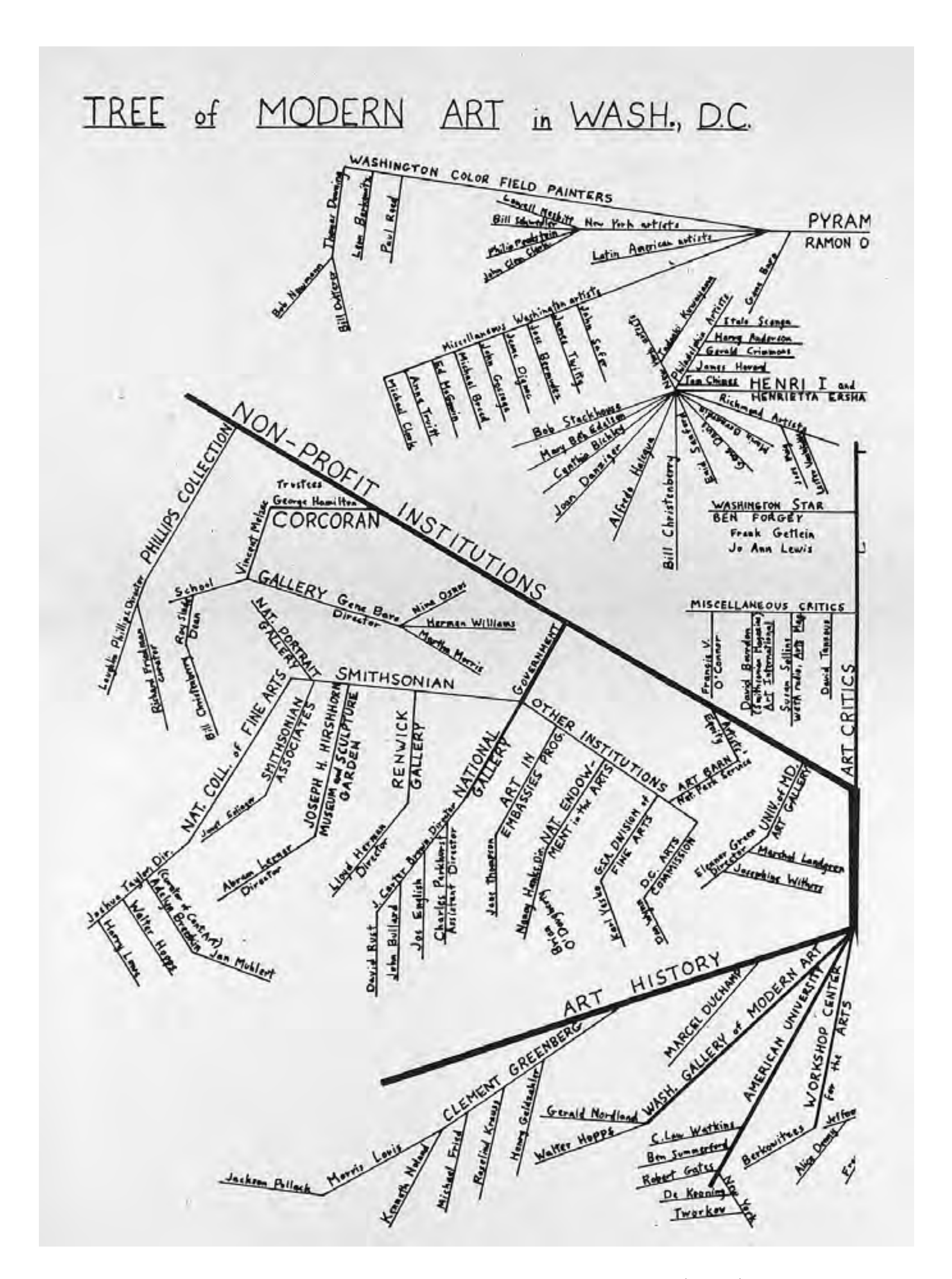


Abb. 14: Donald Corrigan, *Tree of Modern Art in Wash.[ington], D. C.* (Detail), 1972, in: Richard Kostelanetz (Hg.), *Essaying Essays. Alternative Forms of Exposition,* New York 1975, zw. S. 48 und 49.

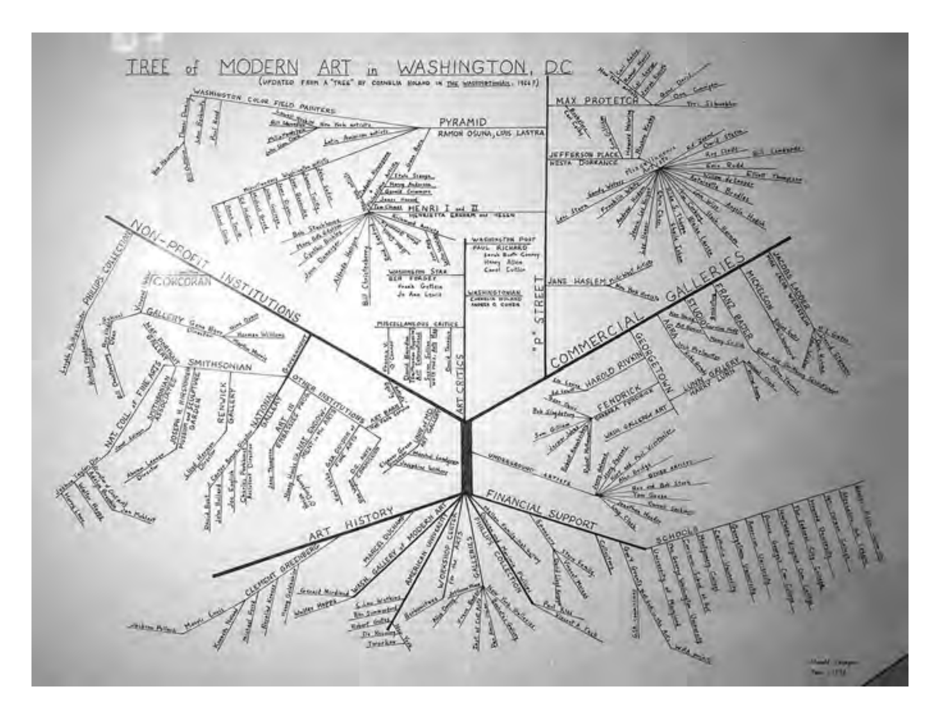


Abb. 15: Donald Corrigan, *Tree of Modern Art in Washington, D. C.*, 1972, Filzstift auf Papier, 44,5 × 57 cm, Richard Kostelanetz, Ridgewood, NY, Foto: Andrew Morinelli.

bestimmte Richtung zu lenken. Dazu passt, dass Corrigans konkrete Anregung zu seinem Schema geflissentlich wegretuschiert wurde.

Der entscheidende Hinweis darauf findet sich nur in der bislang unbekannten Originalzeichnung unter dem bedeutungsvollen Werktitel: „Updated from a ‚Tree' by Cornelia Noland in *The Washingtonian*, 1966?" (Abb. 15). Gemeint war *A Tree of Modern Art in Washington*, den die Kunstkritikerin 1967 mit einer eigenen Kolumne im Washingtoner Stadtmagazin veröffentlich hatte (Abb. 16). Ihr in poppigen Farben abgedruckter „Führer durch die Flora und Fauna" der damals aktuellen lokalen Kunstszene wies mehr Gemeinsamkeiten mit naiver Malerei auf als mit der sarkastischen „How to look …"-Witzkritik eines Ad Reinhardts – trotz augenscheinlicher Anleihen und entsprechenden Déjà-vu-Effekten. Kostelanetz kappte indes diese Einflussgenealogie für seine Publikation, um Corrigans analytische Leistung, referenzlos wie sie nun schien, als „alternative Form der Darstellung" besser zur Geltung zu bringen.

De facto ist Nolands behübschter Erklärungsversuch mit botanischer Plausibilitätsanmutung einem nüchternen Liniendiagramm gewichen, das die institutionellen und kommerziellen Ermöglichungsbedingungen von Kunst vor Ort



Abb. 16: Cornelia Noland, *A Family Tree of Modern Art in Washington*, in: *The Washingtonian Magazine*, Bd. 2, Nr. 5, Februar 1967, S. 58 f. (reproduced by permission of William Noland).

in den Blick nimmt. Corrigans im Ansatz spiegelsymmetrisch um die zentrale Richtlinie der Kunstkritik („Art Critics“) ausgerichtetes Schaubild legt die Struktur des künstlerischen Feldes, das heißt die um kulturelle Anerkennung konkurrierenden Akteure und Institutionen, in seiner Heimatstadt unverhohlen offen, um es im Vorgriff auf Pierre Bourdieus spätere Untersuchungen zu sagen.[25] Die mit grafischen Mitteln postulierte Dichotomie besteht auf der vertikalen Achse zwischen oben und unten sowie auf der horizontalen Ebene zwischen links und rechts. Mit diametralen Gegensätzen, die „Non-Profit Institutions“ und „Commercial Galleries“ bzw. „Art History“ und „Financial Support“ bilden, ist das von ideellen und materiellen Interessen bestimmte Kräftefeld kultureller Produktion definiert.

Aus der Tatsache, dass in Corrigans Erklärungsmodell die Galerieszene mitsamt ihren Künstlern am ausgedehntesten geraten ist, können die äußeren Umstände abgeleitet werden, warum sich die Zweige mit den „Washington Color

25 Vgl. Bourdieu, Pierre: Die Regeln der Kunst. Genese und Struktur des literarischen Feldes. Übers. von Bernd Schwibs u. Achim Russe. Frankfurt a. M. 1999 (franz. Originalausgabe: Les Règles de l’art. Genèse et structure du champ littéraire. Paris 1992).

Field Painters“ und den „Miscellaneous Washington artists“ nicht ausbreiten und entfalten konnten: Die kommerziellen Galerien unterhalten keinerlei direkte Verbindung zu den großen Institutionen vor Ort. Dieser unauflösliche Gegensatz zwischen Kunsthandel und Museumswelt hatte schwerwiegende wie nachhaltige Folgen für die lokale Künstlerschaft einschließlich Corrigan selbst, der von dem jungen Galeristen „Max Protetch“ vertreten wurde – ohne nennenswerten Erfolg. In den 1980er-Jahren gab Corrigan die künstlerische Praxis schließlich ganz auf und arbeitete – wie vor ihm der einflussreiche Kunstkritiker Clement Greenberg – bei der US-amerikanischen Zollbehörde.[26]

Genealogische Sprachbilder und Symbole sind weder aus der Kunst noch aus der Geschichtsschreibung wegzudenken. Die herausragende Bedeutung, die dabei dem Stammbaum als ikonisches bzw. narratives Regulativ zwischen Beständigkeit und Veränderung zukommt, liegt in seiner zweifachen, sich komplementär ergänzenden Bildlogik: als ordnendes System und als Sinnbild für organisches Wachstum. Damit verbunden ist die These, dass die Nachzeichnung historischer Entwicklungen einem biologischen Modell folgt. Das monokausale Verteilernetz als hierarchische Erklärungsfigur, das der Baum darstellt, reicht jedoch bei Weitem nicht aus, um den multikomplexen Zusammenhängen (kunst-)geschichtlicher Prozesse gerecht zu werden. Dennoch lebt der Baum als womöglich wichtigste Denkfigur für progressive Geschichte weiterhin fort – unbeschadet aller Einwände. Wo aber Fakten eine andere Bildsprache sprechen, bedient das Sprachbild den Wunsch nach Kontinuität und Zusammenhang.

26 Vgl. Kostelanetz, Richard: A Dictionary of the Avant-Gardes. 2. Auflage. New York 2000. S. 137. In Corrigans Zeichnung scheint Greenberg als Vertreter der „Art History“ auf, der er im traditionellen Sinne nie war.

Marianne Sommer

Die Familie und der Stammbaum des Menschen in der Anthropologie

Die genealogische Konzeption der Menschheit ist eine sehr alte, und ich werde argumentieren, dass sie als eine der Inspirationen gelten muss, schließlich auch das Bild des Stammbaums auf die Menschheit als Ganze anzuwenden. Das genealogische Verständnis des Menschen war lange vor der Entstehung der Anthropologie im 18. Jahrhundert Teil der christlichen Lehre. Damit einher ging ebenfalls eine Differenzierung nach Abstammung sowie die Priorisierung eines bestimmten Zweigs.[1] In der Anthropologie wiederum liegt die genealogische Auffassung den Überlegungen über Geschichte und Diversität des Menschen vor dem Übergang zu einem evolutionären Verständnis zugrunde. Wie wir aber sehen werden, ist es das Denken in der Familiengenealogie gewesen, das Charles Darwin dazu verleitete, die Menschheit genealogisch zu fassen und von da aus die gesamte organismische Welt. Dennoch publizierte Darwin keine Stammbäume und zeichnete nie einen Stammbaum des Menschen. Diesen Schritt überließ er anderen.

Wie das Bild des Stammbaums in die Anthropologie kam, oder besser von welchen bestehenden Visualisierungstechniken dies inspiriert war, ist unklar. Eher, als direkte Bezüge zur Geschichte des Stammbaums in kulturellen Bereichen wie religiöser und säkularer Genealogie und Tierzucht aufzuzeigen, wird bis anhin von allgemeinen diskursiven und visuellen Formationen ausgegangen.[2] Dies gilt auch für die Versuche, organismische Vielfalt generell in die visuelle Ordnung des Stammbaums zu bringen.[3] Mir geht es in diesem Beitrag nicht um solche Fragen. Was ich aber zeigen werde, ist, dass es zu kurz greifen würde, den Einsatz von Stammbäumen in der Anthropologie als eine logische Weiterentwicklung der früheren Visualisierungen in anderen Kulturbereichen, aber auch in der Naturgeschichte und Biologie aufzufassen. Denn diese Übertragung ist alles andere als selbstverständlich. Im Gegenteil ist sie problematisch. Sie vollzieht mindestens drei grundlegende Eingriffe, die unserem heutigen Verständnis der Evolution und

1 Hieke, Thomas: Die Genealogie der Genesis. Freiburg i.B. 2003.
2 Bouquet, Mary: Family Trees and Their Affinities: The Visual Imperative of the Genealogical Diagram. In: Journal of the Royal Anthropological Institute 2/1 (1996). S. 43 – 66.
3 Zum Beispiel Hellström, Nils Petter: Darwin and the Tree of Life: The Roots of the Evolutionary Tree. In: Archives of Natural History 39/2 (2012). S. 234 – 252.

 https://doi.org/10.1515/9783110718034-017

Diversität des Menschen zuwiderlaufen. Auf diese werde ich mich im Folgenden anhand von konkreten Beispielen fokussieren:

Erstens ist der Stammbaum, wie er in der Darstellung von Abstammung von Individuen Verwendung findet, in seiner Übertragung auf Abstammung der Arten und höherer Taxa tendenziell typologisch. An die Stelle von Individuen werden ganze Gruppen gesetzt, die analog zum Familienstammbaum durch einen Spezies- oder Gattungsnamen oder gar ein Bildchen symbolisiert werden. Damit minimiert der Stammbaum die Variabilität innerhalb eines Taxons. Dies gilt auch für jene Stammbäume, die die innerartlichen menschlichen Varietäten (mit)berücksichtigen. Solche Stammbäume laufen zweitens Gefahr, in Analogie zu den anderen im Baum aufgeführten Gruppen, die alle Arten oder höhere Taxa sind, für die verschiedenen Menschengruppen einen Speziesstatus zu suggerieren. Damit maximiert das Bild des Stammbaums die Distanz zwischen den lebenden Menschengruppen und kann gar Polygenismus ausdrücken. Drittens können Stammbäume des Menschen für das Narrativ eines lokalen Ursprungs und der anschließenden globalen Verbreitung stehen. Die Form des Stammbaums – eventuell auf eine Weltkarte projiziert – legt nahe, dass Diversifizierung durch Migration zustande kam und ohne Durchmischung stattfand: Die Äste/Menschgruppen trennen sich im Bild des Baums oder auf der Karte sukzessive voneinander und entwickeln sich danach in Isolation. Die beiden erwähnten Tendenzen – die Minimierung von Variabilität innerhalb und die Maximierung von Differenz zwischen Menschengruppen und damit der Eindruck von ‚reinen Rassen' oder gar verschiedenen Menschenarten – werden im Bild-Narrativ verstärkt.

Tatsächlich finden sich in der Geschichte der Anthropologie polygenistische und rassistische Theorien, denen die Anwendung des Stammbaums auf den Menschen entspricht. Das Motiv des Stammbaums unterstützte die Unterteilung der Menschheit in mehrere Arten und deren hierarchische Anordnung. Es gab aber auch seit der Einführung des Stammbaums in die Anthropologie kritische Überlegungen. Im Folgenden werde ich mit neuen Forschungsresultaten und unter Bezug auf meine bisherigen Forschungen einige Schlaglichter auf die Geschichte des Stammbaums des Menschen in der Anthropologie werfen, ausgehend von einer Spurensuche nach den ersten solchen Bildern. Allerdings wird die Suche nach dem Ursprung nicht im Zentrum stehen. Vielmehr geht es mir um die Politiken des Stammbaums: Was bedeutete die Übertragung dieser Methode auf die Evolution und Klassifikation der Menschen? Welche Praktiken und Annahmen standen hinter den Bildern? Deckten sich die visuellen Botschaften mit den Theorien der Autor*innen oder liefen sie diesen zuwider? Gab es Kritik am Modell des Stammbaums für die Geschichte, Verwandtschaft und Diversität des Menschen? Der Fokus liegt dabei auf Europa und den USA und zeitlich auf den Entwicklungen seit Mitte des 19. Jahrhunderts.

Genealogische und evolutionäre Konzeptionen des Menschen: Der Einzug des Stammbaums in die Anthropologie

Die Übertragung des Bilds des Stammbaums auf die biologische Klassifikation unter Einbezug der menschlichen Varietäten ist nicht dem Aufkommen der Evolutionstheorie geschuldet. Das erste Bild, welches die menschlichen Varietäten miteinschloss, das ich bisher ausfindig machen konnte, ist das Wandbild *A General View of the Animal Kingdom* von 1857 der naturkundigen Anna Maria Redfield (Abb. 1.1). Der emeritierte Biologieprofessor J. David Archibald erwähnt das Bild in seiner kondensierten Betrachtung der Geschichte der Visualisierungen der natürlichen Ordnung in Naturgeschichte und Biologie, bezeichnenderweise ohne auf dieses Alleinstellungsmerkmal, also den Einbezug der Menschengruppen, einzugehen.[4] Die in den USA tätige Redfield gehörte einer vermögenden Familie an und sammelte Muscheln, Mineralien sowie Pflanzen und setzte sich mit wissenschaftlicher Literatur auseinander. Später erhielt sie das Äquivalent eines Masterabschlusses von der Ingham University, der ersten Institution dieser Art für Frauen. Das Wandbild zeigt die natürlichen Beziehungen zwischen den Tieren und sollte im Unterricht zum Einsatz kommen, um Kindern die zoologische Klassifikation näherzubringen. Redfield war keine Vertreterin der Evolution der Arten, und sollte es auch nach Darwins und den Publikationen anderer zum Thema nicht werden – ihr Lehrbuch *Zoological Science* von 1858, das zur Erklärung des Wandbildes diente, wurde bis 1874 herausgegeben.[5] Was das Bild zeigt, sind die vier Stämme der Organismen nach dem einflussreichen vergleichenden Anatomen aus Frankreich, George Cuvier: Articulata, Radiata, Mollusca und Vertebrata.

Interessanterweise sind die Menschen hier nicht die Krone der Schöpfung, wie es später so oft der Fall sein sollte und wie es bereits vor Redfield in Bildern der Fall war, die den Menschen als Spezies, aber nicht dessen Varietäten einschlossen. Und dies, obwohl sich Redfield in ihrem Buch auf den amerikanischen Geologen Edward Hitchcock bezog, der am Anfang dieser Tradition stand und in seiner „Paleontological Chart" in *Elementary Geology* von 1840 den Menschen

---

4 Archibald, J. David: Aristotle's Ladder, Darwin's Tree: The Evolution of Visual Metaphors for Biological Order. New York 2014. S. 74–76.

5 Redfield, Anna Marian: Zoölogical Science, or, Nature in Living Forms … : Adapted to Elucidate the Chart of the Animal Kingdom by A.M. Redfield, and Designed for the Higher Seminaries, Common Schools, Libraries, and the Family Circle. New York [u. a.] 1858.



Abb. 1.1: Anna Maria Redfield, *A General View of the Animal Kingdom* (Wandbild), 1857, New York und Hartford: E. B. und E. C. Kellogg.

(*man*) durch eine königliche Krone darstellte.[6] Bei Redfield sind die menschlichen Varietäten nahe beim Stamm abgebildet. Trotzdem könnten wir dazu verführt sein, die damals bereits althergebrachte Hierarchie der ‚Rassen' zu erkennen, weil das ‚weiße' Paar zuoberst ist. Aber die Dynamik des Frontispizes des Lehrbuchs (Abb. 1.2) legt eher nahe, dass die ‚weiße Varietät' die ursprüngliche ist. Redfield hatte wohl also das System des bekannten Göttinger Anatomen Johann Friedrich Blumenbach im Kopf, nach welchem die ‚mongolischen', ‚malaiischen', ‚amerikanischen' und ‚äthiopischen' Varietäten ursprünglich aus der kaukasischen hervorgingen.

Weiter bemerkenswert ist, dass Redfield im Buchtext das Sprachbild der Stufenleiter der Wesen verwendete. Die Bimana (der Mensch) waren dabei das Glied zwischen den Tieren und den spirituellen Wesen. Es war dieses Bild der Stufenleiter, das nun auch in Bezug auf die klimatisch und kulturell bedingten menschlichen Varietäten klare Hierarchien erzeugte, von den ‚Hottentotten' bis zu den ‚Kaukasiern'. Dabei bediente sie sich der Unterscheidungsmerkmale der

6 Hitchcock, Edward: Elementary Geology. Amherst 1840; Archibald, J. David: Edward Hitchcock's pre-Darwinian (1840) ‚Tree of Life'. In: Journal of the History of Biology 42/3 (2009). S. 561–592, hier S. 578.

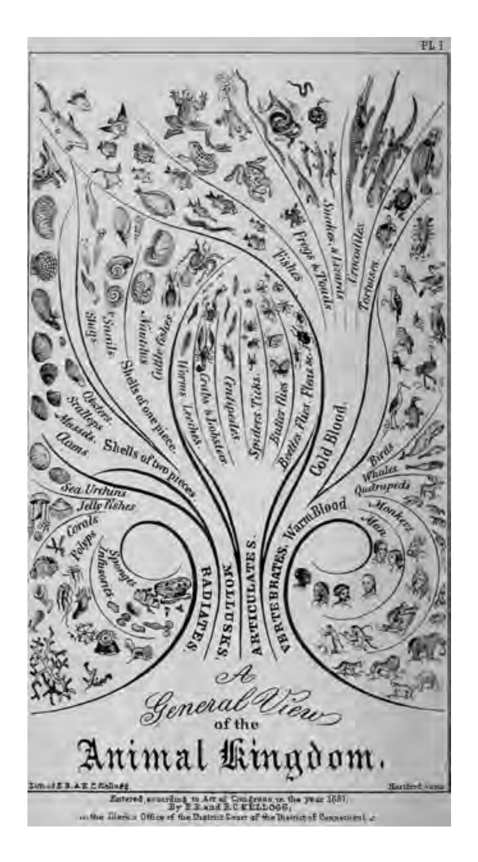


Abb. 1.2: „A General View of the Animal Kingdom", 1858. In: Anna Maria Redfield, *Zoölogical Science, or, Nature in Living Forms, Illustrated by Numerous Plates. Adapted to Elucidate the Chart of the Animal Kingdom by A. M. Redfield, and Designed for the Higher Seminaries, Common Schools, Libraries, and the Family Circle*, New York und Hartford: E. B. und E. C. Kellogg, UC Berkeley, Tafel 1.

frühen physischen Anthropologie wie Farbe und Struktur der Haare, Hautfarbe sowie Schädel- und Gesichtsform. Der Stammbaum ließ sich also von Beginn an mit der Hierarchie der Lebewesen in der *scala naturae* verbinden, die zur Etablierung ‚rassischer Hierarchien' in Biologie und Kultur diente und oft Schwarze Menschen zum Bindeglied zwischen Mensch und Tier degradierte. Im Gegensatz zu zahlreichen Gelehrten folgte Redfield Blumenbach aber auch dahingehend, dass sie den Menschen als eine einzige Art auffasste. Wenn dies vor dem Hintergrund ihrer Hierarchisierung der ‚Rassen' aus heutiger Sicht auch eher paradox anmuten mag, so stand Redfield doch in jener Tradition der Naturgeschichte, deren Praktiker*innen diese als der Bruderschaft und Gottesliebe förderlich verstanden. Dies ist im Kontext ihrer Zeit im Gegensatz dazu zu sehen, dass polygenistische Theorien (aus der Anthropologie) dazu benutzt wurden, die Sklaverei zu rechtfertigen. Die Menschengruppen gingen diesen zufolge auf verschiedene Schöpfungen zurück, und Schwarze Menschen wurden als die Nachkommen Chams und damit als zur ewigen Knechtschaft verflucht betrachtet. Darwin ver-

fasste noch 1871 sein Buch zur Evolution des Menschen – *The Descent of Man* – als ein großes Argument gegen den Polygenismus.[7]

Dass wir den Stammbaum der menschlichen Varietäten so früh, wenn nicht als erstes, im Unterricht antreffen, verweist auf seine Fähigkeit, Inhalte zwischen den Disziplinen zirkulieren zu lassen und augenscheinlich sinnfällig an den Schulen und in der Öffentlichkeit zu vermitteln. Diese Fähigkeit dürfte mit der Ubiquität des Bildes in unseren Kulturgeschichten zu tun haben.[8] Aber was vermeintlich so einfach ist, kolportiert Annahmen, die bereits damals nicht von allen geteilt wurden. Dies lässt sich am Beispiel von Darwin aufzeigen. Insbesondere für seine Anwendung des genealogischen Modells auf den Menschen konnte nachgewiesen werden, dass dieses vom genealogischen Verständnis der Familie inspiriert war. Die genealogische Sicht auf die Menschheit inspirierte wiederum das evolutionäre Verständnis der Natur insgesamt. Darwins Konzeption der organismischen Vielfalt war dezidiert genealogisch und evolutionär.[9] Man könnte also meinen, der Einsatz des Stammbaums zur Verbildlichung der gemeinsamen Abstammung aller Lebewesen lag für Darwin auf der Hand. Wie ich aber andernorts gezeigt habe, war Darwin gegenüber derartigen Aufstellungen von konkreten Abstammungslinien skeptisch. Generell ging es ihm eher darum, die Mechanismen der Evolution zu ergründen, als über spezifische Phylogenien zu spekulieren. Im Privaten experimentierte er zwar mit Stammbäumen, publizieren wollte er diese aber nicht. Und er scheint gegenüber dem Stammbaumbild in Bezug auf den Menschen besonders kritisch gewesen zu sein, was sich auch aufgrund seines Austauschs mit dem ‚deutschen Darwin' – Ernst Haeckel – vermuten lässt.[10]

---

7 Für eine kurze Diskussion des Einflusses ‚der Kette der Lebewesen' und der Annahme von Polygenismus auf die frühe Anthropologie, siehe zum Beispiel Sommer, Marianne: Evolutionäre Anthropologie zur Einführung. Hamburg 2015. S. 9 – 17.

8 In diesem Zusammenhang ist neben dem Familienstammbaum sicher das Bild des Baums des Lebens zu nennen, siehe z. B. Klapisch-Zuber, Christiane: Stammbäume: Eine illustrierte Geschichte der Ahnenkunde. München 2004; Höhler, Gertrud: Die Bäume des Lebens: Baumsymbole in den Kulturen der Menschheit. Stuttgart 1985; Cook, Roger: Tree of Life: Image for the Cosmos (Art and Imagination). London 1988. Zum Gebrauch des Baumdiagramms in der Geschichte der Naturgeschichte, Philologie, Harmonie und Wissensorganisation, siehe z. B. Hellström, Petter: Trees of Knowledge: Science and the Shape of Genealogy. Uppsala 2019.

9 Desmond, Adrian u. James Moore: Darwin's Sacred Cause: How a Hatred of Slavery Shaped Darwin's Views on Human Evolution. Boston 2009.

10 Sommer, Marianne: The Meaning of Absence: The Primate Tree That Did Not Make It into Darwin's *The Descent of Man*. In: British Journal for the History of Science Themes (2021), S. 1 – 17. doi:10.1017/bjt.2020.14.

Haeckels Stammbäume der Anthropologie eignen sich dazu, die Problematik der Visualisierungstechnik in Bezug auf die menschliche Vielfalt herauszuarbeiten. Haeckel war sicher zu einem guten Teil der Grund dafür, dass sich der Stammbaum in der Anthropologie durchsetzte. Er war nach meinem jetzigen Wissensstand der erste Experte, der ihn auf die menschlichen Varietäten anwandte, die er für verschiedene Arten hielt. Der Stammbaum war das richtige Visualisierungsmittel für seine Theorien, weil dieses Bild, wie einleitend festgehalten, mindestens Artenstatus der ‚Menschenrassen' suggeriert, diese als Typen darstellt und in eine Hierarchie bringen kann.[11] Haeckel benutzte die vergleichende Sprachforschung sowie anatomische Kriterien wie Haarstruktur für seine Klassifikationen. Und es war die deutsche Philologie, die früh mit Entwicklungsbäumen aufwartete. Wie Simone Roggenbuck und andere gezeigt haben, bezogen sich Gelehrte des 19. Jahrhunderts auf die Botanik und Anatomie, wenn sie ihre Sammel- und Klassifikationspraktiken in der vergleichenden Sprachforschung als Methoden zur Erhellung der Genealogie von Sprachen fassten. Und wie der Boom in biologischer und anthropologischer Klassifikation, so sind auch diese linguistischen Praktiken in kolonialen und missionarischen Tätigkeiten zu verorten. Sie waren Teil des großen Projekts, die Vielfalt der global werdenden Welt zu sammeln, zu vergleichen und in eine handhabbare und zunehmend historische Ordnung zu bringen, die auch ‚erklären' könnte, wieso nicht alle Menschen gleich sind. Die Einführung des genealogischen Stammbaums in die Linguistik – als ein solches Ordnungsprinzip – geschah erst unabhängig vom Aufkommen der evolutionären Biologie. Der deutsche Philologe August Schleicher publizierte seinen ersten Sprachbaum 1853. In der Folge stand das Baumdenken aber in reziprokem Austausch: Schleichers Einfluss war besonders groß auf Haeckel, für den das natürliche System in einem Stammbaum bestand. Durch Haeckel las Schleicher Darwin, und Darwin wurde durch Haeckel auf Schleichers Idee der Evolution der Sprachen aufmerksam.[12]

Im abgebildeten Baum aus Haeckels *Natürliche Schöpfungsgeschichte* (Abb. 1.3) sehen wir seine ‚zwölf Menscharten und deren Rassen'. Die großen Stämme der ‚Wollhaarigen' (oder ‚Negroiden') und der ‚Schlichthaarigen' gehen darin auf hypothetische Urmenschen zurück. In späteren Auflagen dieses Stammbaums wurden die Urmenschen (Pithecanthropi) noch auf erfundene

11 Sommer, Meaning (wie Anm. 10), S. 12.

12 Roggenbuck, Simone: Die genealogische Idee in der vergleichenden Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts. In: Generation. Zur Genealogie des Konzepts – Konzepte von Genealogie. Hrsg. von Sigrid Weigel [u. a.]. Paderborn 2005. S. 289 – 314, hier S. 303 – 304; Sommer, Meaning (wie Anm. 10), S. 11.

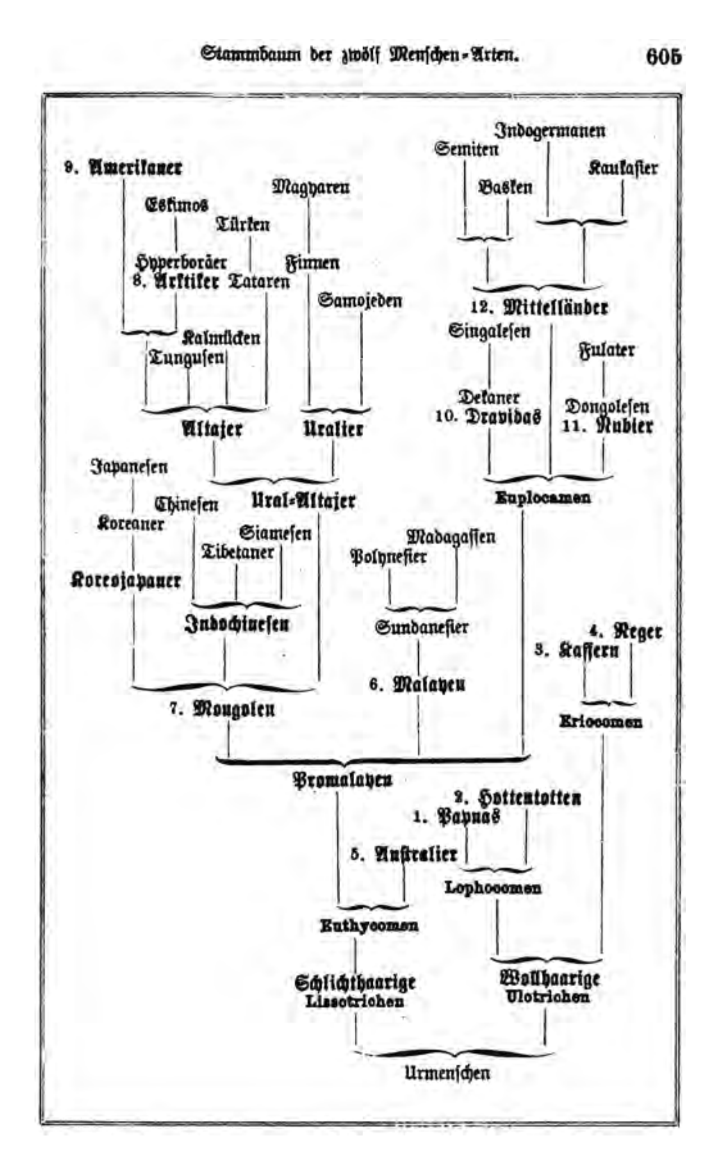


Abb. 1.3: „Stammbaum der zwölf Menschen-Arten", 1870 [1868]. In: Ernst Haeckel, *Natürliche Schöpfungsgeschichte,* 2. Auflage, Berlin: Reimer, S. 605.

sprachlose Affenmenschen zurückgeführt (Alali).[13] Die Veddas von Ceylon waren für Haeckel so primitiv, dass sie in diesen Diagrammen und im Text als Vorfahren der Asiaten und Europäer dienen konnten. Aus letzteren hatten sich nach Haeckel die Indogermanen oder ‚Arier' entwickelt, die den Stammbaum beherrschen. Solche Bäume und die Theorien, für die sie standen, waren in imperialistischen Praktiken und Ideologien verwurzelt. Für Haeckel bestand Fortschritt in Vorgeschichte und Geschichte in der Verdrängung von ‚niederen' durch ‚höhere Rassen'. Die ‚Wollhaarigen' waren seiner Ansicht nach nicht fähig zur Zivilisation. Die Mittelländer und insbesondere die Indogermanen waren also dazu bestimmt, mittels ihres überlegenen Verstandes die Welt zu beherrschen. Die Geschichte und Gegenwart von Imperialismus und Kolonialismus erschienen so wie die natürliche Fortsetzung einer weiter zurückreichenden Vergangenheit. Sie demonstrierten, wie ‚niedrigere' von ‚höheren kolonialisierenden Rassen' im Zeichen des Fortschritts verdrängt oder ausgerottet wurden. Dieser Prozess ließ sich für Haeckel in seiner Gegenwart am Schicksal der amerikanischen und australischen Ureinwohner, der ‚Hottentotten' und Papuas ablesen.[14]

Damit wird auch klarer, was ich meinte, wenn ich eingangs angedeutet habe, dass Stammbäume für Narrative des Ursprungs und der Migration und Differenzierung der Menschen stehen können. Tatsächlich lässt sich dies im Fall von Haeckel aufzeigen, denn er publizierte in derselben Auflage der *Natürlichen Schöpfungsgeschichte*, aus der auch der Stammbaum von Abbildung 1.3 stammt, im Anhang eine Karte, die eine Projektion dieses Stammbaums auf den Globus darstellt. Es handelt sich bei diesem Bild nach Haeckel um eine „Hypothetische Skizze des monophyletischen Ursprungs und der Verbreitung der zwölf Menschen-Species von Lemurien aus über die Erde" (Abb. 1.4). Die Wurzel des Baums kommt auf dem fiktiven vormaligen Kontinent Lemurien zu liegen, der im westlichen Indischen Ozean vermutet wurde. Von dort aus haben sich die Menschengruppen verbreitet und dadurch differenziert, offensichtlich ohne sich vermischt zu haben. Obwohl Haeckel seinen Karten-Stammbaum monophyletisch nannte, trennt sich die Linie des Menschen gleich nach dem Ursprung, also noch auf Lemurien, in acht verschiedene Arten auf. Tatsächlich würde Haeckel aufgrund der Sprachanalogie schließlich so weit gehen zu behaupten, dass die lebenden Menschentypen aus verschiedenen *Pithecanthropi*-Vorläufern entstanden seien. Vergleichende philologische Studien, nach denen die gängigen Sprachen

13 Stammbaum der zwölf Menschen-Arten, aus Haeckel, Ernst: Natürliche Schöpfungsgeschichte. 9. Aufl. Berlin 1898 [1868]. S. 743.

14 Haeckel, Schöpfungsgeschichte (wie Anm. 13), S. 729–765; Sommer, Evolutionäre Anthropologie (wie Anm. 7), S. 40–45.

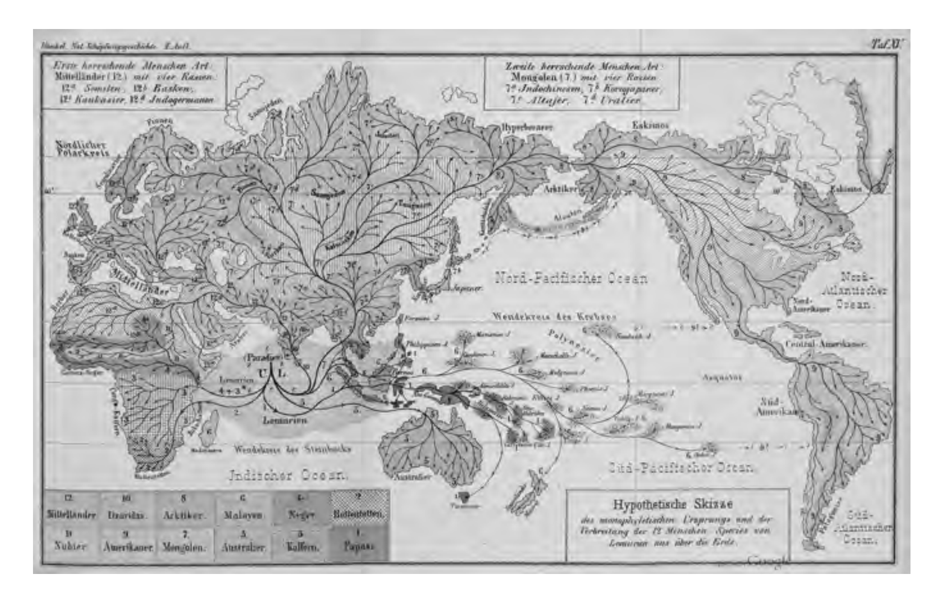


Abb. 1.4: Entwurf des monophyletischen Ursprungs und Migrationsmusters der zwölf Arten und 36 Rassen des Menschen von Lemurien über den Globus, 1870 [1868]. In: Ernst Haeckel, *Natürliche Schöpfungsgeschichte,* 2. Auflage, Berlin: Reimer, Tafel XV.

nicht auf einen gemeinsamen Ursprung zurückgeführt werden konnten, galten Haeckel als Beleg für Polygenismus.[15]

Während wir also geneigt sind, einen Stammbaum auch in der Anthropologie als einendes Prinzip zu verstehen, das die Verwandtschaft und den gemeinsamen Ursprung allen Lebens beziehungsweise aller Menschen betont, so zeigt sich bei genauerem Hinschauen, dass die Aufspaltung der Menschheit in sich historisch isoliert voneinander entwickelnden Einheiten, polygenistische Züge aufweisen konnte. Dabei ist das Diagramm von Abbildung 1.4 eine Art Patin des Stammbaums (Abb. 1.3), und die beiden aufeinander bezogenen Genres von Darstellungen halten sich bis heute. Wie wir noch sehen werden, haben sie insbesondere in der genetischen Anthropologie einen neuen Durchbruch erlebt, obwohl nun unter ganz anderen theoretischen Vorzeichen. Ich werde also fragen müssen, ob die Darstellungsformen, die Haeckels rassistischen und polygenistischen Vorstellungen gut entsprachen, auch noch der neuesten Anthropologie gerecht

15 Haeckel, Schöpfungsgeschichte (wie Anm. 13), S. 726; Sommer, Meaning (wie Anm. 10); die Karte, aber nicht der entsprechende Baum, wird auch erwähnt in Pietsch, Theodore W.: Trees of Life: A Visual History of Evolution. Baltimore 2012. S. 98 – 122.

werden. Bevor ich aber darauf eingehe, wende ich mich ‚Haeckels Erbe' in der älteren Anthropologiegeschichte zu.

Der Siegeszug des Stammbaums in der rassischen Anthropologie

Mit Haeckels Stammbäumen setzte im 20. Jahrhundert die Hochzeit dieser Diagramme ein. Abbildung 2.1 ist ein Beispiel des Präsidenten des mächtigen amerikanischen Museums für Naturgeschichte in New York, Henry Fairfield Osborn. Wie andere Bäume auch, etablierte dieser Baum eine Hierarchie der Menschentypen, hier ausgehend vom ‚Kaukasier' hinunter bis zum Australier. Die ‚Rassen' sind nicht mit Namen bezeichnet, sondern durch schematische Schädel dargestellt, die primitive und progressive Merkmale aufweisen. Auch dieser Baum minimiert also die Variation innerhalb einer Gruppe und maximiert die Distanz zwischen diesen, insbesondere indem den heutigen Varietäten lange unabhängige Entwicklungslinien gegeben wurden. Zu diesem Zeitpunkt hatte sich die Paläoanthropologie bereits voll etabliert, und es wurden für gewöhnlich auch fossile Typen miteinbezogen. Osborn pflanzte die ‚fossilen Rassen von hoher Intelligenz' auf Abzweiger von jenem Ast, der zur ‚kaukasischen Rasse' führt – oder mit Osborn gesagt, zu den ‚Kaukasiern', die mindestens eine eigene Art bilden. Obwohl Osborn von „Human Family" sprach, war ihm also eher an der Verneinung von naher Verwandtschaft gelegen. Ebenfalls nicht untypisch sind die Kategoriensprünge bei den Bezeichnungen für die rezenten Menschentypen: von nationalen Gruppen („Chinese") bis zu indigenen Bevölkerungen („Hottentot"). Bei Letzteren handelte es sich mitunter um Konstrukte kolonialer Praktiken, die dadurch genauso wie andere Labels den Anschein einer biologischen Realität erhielten.[16]

Bleiben wir noch kurz beim einflussreichen amerikanischen Museum für Naturgeschichte. Der Stammbaum in Abbildung 2.2 von Osborns Mitarbeiter und Mitpaläontologen William King Gregory wurde in den Museumshallen zur Paläontologie ausgestellt, die Millionen von Menschen besuchten. Er zeigt die ‚Menschenrassen' wie Individuen in einem Familienstammbaum – Gregory be-

---

16 Sommer, Marianne: Ancient Hunters and Their Modern Representatives: William Sollas's (1849–1936) Anthropology from Disappointed Bridge to Trunkless Tree and the Instrumentalisation of Racial Conflict. In: Journal of the History of Biology 38/2 (2005). S. 327–365; Sommer, Marianne: Population-Genetic Trees, Maps and Narratives of the Great Human Diasporas. In: History of the Human Sciences 28/5 (2015). S. 108–145, hier S. 109–111.

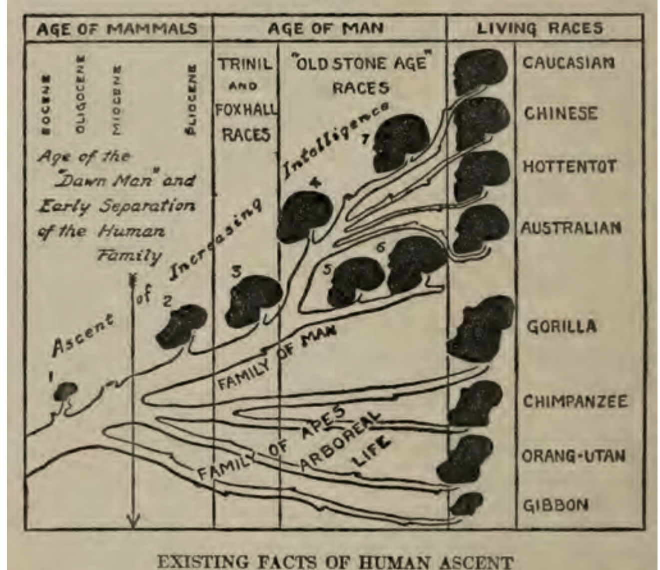


Abb. 2.1: „Existing Facts of Human Ascent", 1926. In: Henry Fairfield Osborn, *Evolution and Religion in Education: Polemics of the Fundamentalist Controversy of 1922 to 1926*, New York: Charles Scribner's Sons, S. 206.

zeichnete seinen Baum auch als „Family Tree" – und treibt die typologische Visualisierung damit auf die Spitze. Dementsprechend sind die ‚Weißen', ‚Gelben', ‚Roten' und Afrikaner auf sehr klassische Art dargestellt. Obwohl Gregory zur Zeit der Publikation des Buches, in dem der Baum abgedruckt wurde, Osborns übertriebenem Parallelismus (Orthogenese) bereits widersprach, sind in diesem Baum keine der lebenden und fossilen Arten in direkter Abstammung miteinander verbunden, und lebende Formen haben sich seit langem isoliert entwickelt. Anatomische Ähnlichkeiten zwischen lebenden Formen – insbesondere zwischen den Australiern, die einiges weiter unten auf Höhe der Cro-Magnons angebracht sind, und dem Rest der modernen Menschen – sowie zwischen lebenden und fossilen Formen – sogar zwischen den Cro-Magnons und den rezenten Menschen – müssten daher teils über parallele Evolution statt mit naher Verwandtschaft begründet werden. Eine extreme Ausprägung von Parallelismus scheint dadurch am Werk, dass sich der Hauptstamm des modernen Menschen als eigenständiger bis zur Wurzel zurückverfolgen lässt, wo die Lemuroiden und Tar-

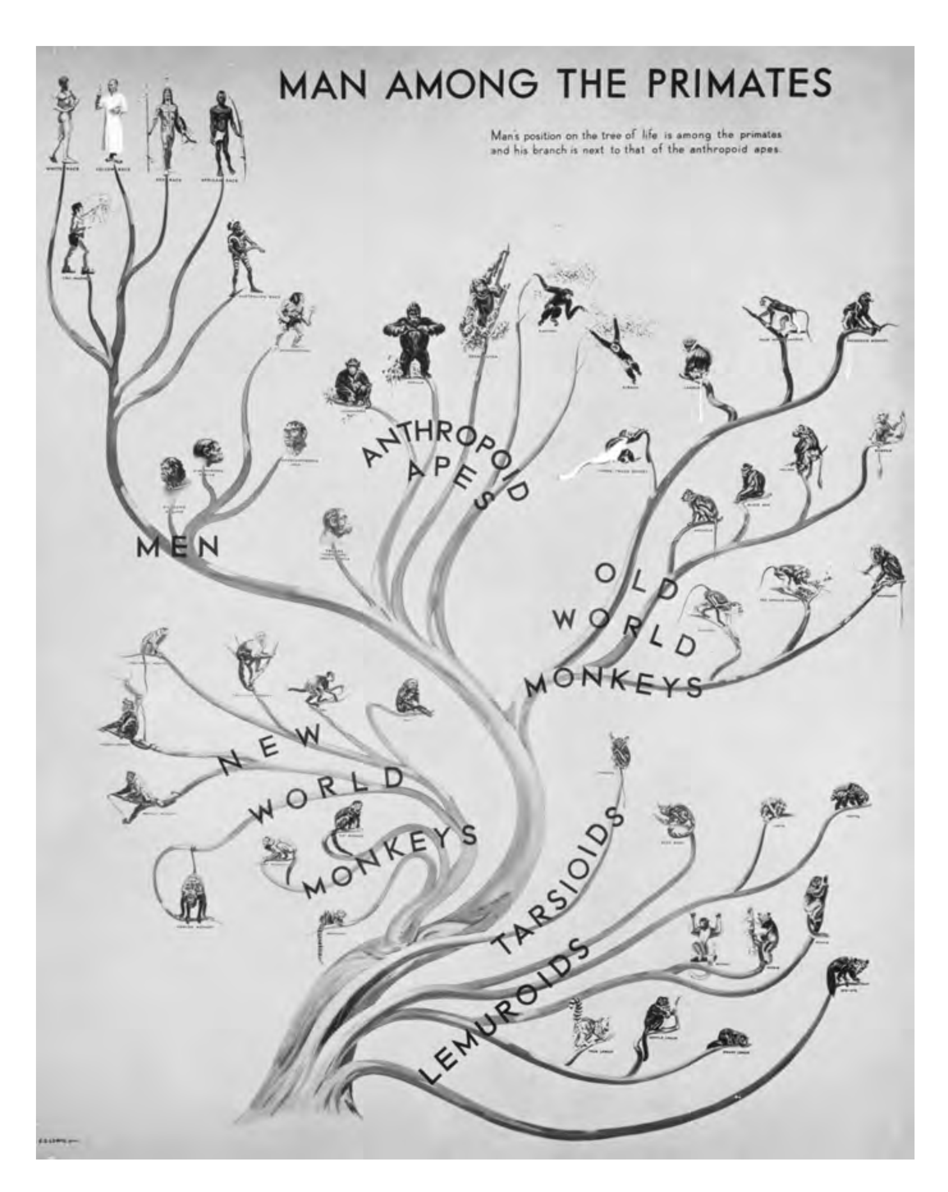


Abb. 2.2: „Family Tree of the Primates, Wall-painting in the American Museum of Natural History New York", 1934. In: William King Gregory, *Man's Place Among the Anthropoids: Three Lectures on the Evolution of Man from the Lower Vertebrates*, Oxford: Clarendon, Abbildung 3, gegenüber S. 14.

sioiden abzweigen. Diese Tatsache war Osborn nicht entgangen und er freute sich über Gregorys Abbildung 3 (meine Abb. 2.2).[17] Denn dieser weit verbreitete Parallelismus, der nun langsam in die Kritik geriet, konnte die Menschen von den Affen distanzieren und die ‚Weißen' von den ‚Anderen'. Gregory war, wie sein mächtiger Vorgesetzter, aktiv in der eugenischen bevölkerungspolitischen Bewegung und glaubte an die Überlegenheit der Angelsachsen.[18]

Die Annahmen von Parallelismus, Artstatus der Menschengruppen und der typologische Ansatz wurden in der darwinschen oder modernen Synthese unterminiert. Dies sei in diesem Kontext anhand eines schönen Diagramms von George Gaylord Simpson (Abb. 2.3) lediglich angedeutet. Der Amerikaner, der ebenfalls am Museum für Naturgeschichte in New York arbeitete und seinerseits einer der einflussreichsten Paläontologen des 20. Jahrhunderts war, insistierte seinen Kolleg*innen gegenüber, dass es keine Archetypen gebe, sondern Arten, die aus individueller Diversität bestünden. Es war die Zeit des populationsgenetischen und statistischen Verständnisses von biologischen Arten: „A species is not a model to which individuals are referred as more or less perfect reproductions,



Abb. 2.3: Archetypisches vs. statistisches Artverständnis. In: George Gaylord Simpson, The Role of the Individual in Evolution, Journal of the Washington Academy of Sciences 1941 31(1): 1 – 20, S. 11. Aus Gründen des Copyrights kann diese Abbildung in der Open-Access-Version nicht gezeigt werden.

17 Sommer, Marianne: History Within: The Science, Culture, and Politics of Bones, Organisms, and Molecules. Chicago 2017. S. 125.

18 Sommer, Marianne: Bones and Ochre: The Curious Afterlife of the Red Lady of Paviland. Cambridge 2008. S. 121 – 218, 283 – 285 und Appendix B; ausführlich zu Osborn [und Gregory] auch im Zusammenhang der Entwicklungen in phylogenetischen Diagrammen, siehe Sommer, History Within (wie Anm. 17), S. 18 – 134; Areson Clark, Constance: God – or Gorilla: Images of Evolution in the Age of Jazz. Baltimore 2008. S. 132 – 161.

but a defined field of varying individuals.“[19] Dieses Verständnis führte auch zur Kritik am Stammbaum des Menschen.[20]

Während Synthetiker mitunter ganz von phylogenetischen Visualisierungen in Bezug auf den Menschen absahen, übertrug der deutsche Anatom Franz Weidenreich das Populationsverständnis erstmals auf die Familie des Menschen. Weidenreich betrachtete die Menschheit als eine einzige Art mit kontinuierlicher Variabilität. Er argumentierte gar, dass nicht nur die lebenden, sondern auch die fossilen Menschenformen zu derselben Spezies gehörten, obwohl er zur besseren Verständlichkeit die gebräuchliche Nomenklatur beibehielt. Das Diagramm in Abbildung 2.4 zeigt seine Interpretation des Fossilienbefunds, nachdem die geographischen Varietäten lokale Spezialisierungen aufweisen und gleichzeitig durch anhaltenden Genaustausch die Ähnlichkeit untereinander bewahren. Somit stehen die vertikalen Linien für Abstammung, die horizontalen für Verbreitung und Spezialisierung und die diagonalen für Gentransfer – das Resultat ist kein Baum, sondern ein Netzwerk.

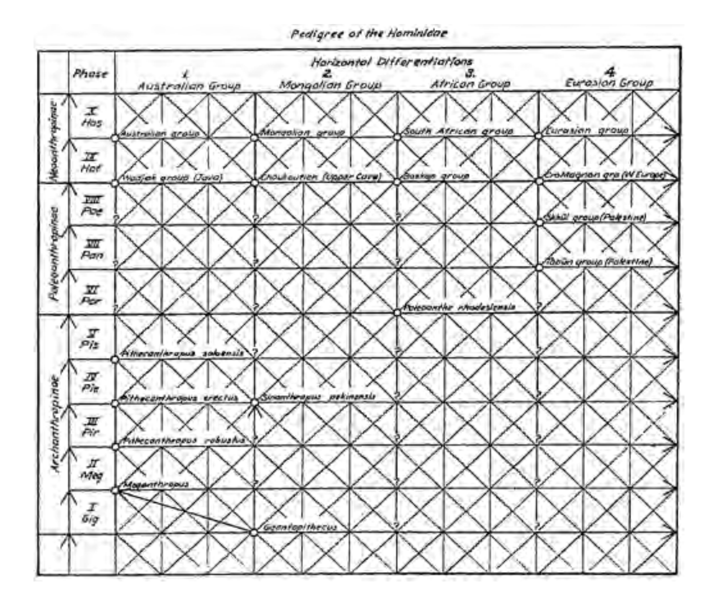


Abb. 2.4: „Pedigree of Hominidae“, 1946. In: Franz Weidenreich, *Apes, Giants, and Man*, Chicago: University of Chicago Press, S. 30.

19 Simpson, George Gaylord: The Role of the Individual in Evolution. In: Journal of the Washington Academy of Sciences 31/1 (1941). S. 1–20, hier S. 14.
20 Sommer, History Within (wie Anm. 17), spezifisch zu Simpson S. 128–131, zur Zurückweisung des Stammbaums des Menschen in der Synthese S. 195–196, 239–241.

Dies bedeutete aber keineswegs das Aus des Stammbaums oder des Parallelismus. Das sogenannte britische Orakel der Anthropologie, Arthur Keith, der die Hominidenevolution früh als Baum theoretisierte und darstellte und insbesondere um eine lange und edle Abstammung der Briten besorgt war, bestückte die unabhängigen Äste, die zu den rezenten ‚Rassen' führten, noch 1948 mit unterschiedlichen (postulierten) fossilen Gattungen, ohne dabei Genaustausch anzunehmen. Diese unabhängigen, hoch differenzierten Ahnenlinien der ‚Rassen' hatten lokale Varietäten von am Boden lebenden Anthropoiden und *Dartians* (Australopithecinen) zum Ursprung, aus welchen sie sich parallel zueinander entwickelten. Dieses Szenario hatte also mehr gemeinsam mit Haeckels und Osborns als mit Weidenreichs. Denn Weidenreich war zwar von verschiedenen lokalen Linien ausgegangen, die aber über Genaustausch eine einzige Spezies bildeten, also war sein Modell im Endeffekt unilinear. Haeckels, Osborns und Keiths Vorstellungen waren demgegenüber multilinear und eher polygenistisch, weit entfernt von Weidenreichs weitreichender ‚eine-Art-Hypothese'.[21]

Ich schließe diesen Teil mit einem sehr idiosynkratischen Diagramm (Abb. 2.5). Bei diesem Blütengeflecht handelt es sich um das Schema der menschlichen Phylogenese des amerikanischen Genetikers Reginald Ruggles Gates aus dem Jahr 1948. Direkt aus dem fossilen Affen *Meganthropus* sprießen hier verschiedene Stängel in Richtung der Arten *Homo australicus*, *Homo africanus* und *Homo mongoloideus*. Aber der ‚kaukasische Stamm' ist noch stärker separiert vom Rest der Hominiden und thront über diesen. Ohne jegliche Verbindungen zu den anderen Menschenstämmen wachsen der *Homo sapiens* (Cro-Magnons) und schließlich *Homo caucasicus* aus *Eoanthropus* (Piltdown) empor, einem Missing Link mit großem Gehirn aus Großbritannien, das später als Fälschung entlarvt wurde. Aber nur der aus dieser Linie stammende ‚nordische Mensch' ist der wahre *Homo sapiens*, denn man gewinnt klar den Eindruck, dass der ‚Alpine' schon wieder einen Abstieg markiert. Man achte auch auf das Detail, dass allein dieses Gewächs einer Vase entspringt (links unten im Bild, bezeichnet mit *Eoanthropus*), als wäre von Anbeginn klar gewesen, dass es sich dabei um die kultivierte Pflanze handelt. Obwohl das Bild auf den ersten Blick Rhizom-artig scheint, zerlegte Ruggles Gates den Baum also vielmehr, um als ‚Nordischer' alle Verwandtschaft mit den ‚Anderen' von sich zu weisen. Er postulierte verschiedene Ursprungsorte, -gattungen und -zeiten sowie eine unabhängige Entwicklung der ‚Menschenarten'. Er versuchte, die Genetik mit seinem Bild in Einklang zu bringen, indem er angeborene Trends annahm,

21 Zu Keith, siehe Sommer, Bones and Ochre (wie Anm. 18), S. 197–212; zur synthestischen Kritik des Stammbaums des Menschen und dessen Weiterleben, siehe Sommer, Population-Genetic Trees (wie Anm. 16), S. 109–115.

die die unterschiedlichen Entwicklungen gesteuert hätten. Diese orthogenetische Evolution à la Osborn erklärte er mit Parallelmutationen. Ruggles Gates und sein Buch wurden zur Zielscheibe von Synthetikern wie dem amerikanischen Genetiker Theodosius Dobshansky. Denn es war gerade die neue Genetik, die den Weg in eine andere Richtung wies.[22]

Die Stammbäume wachsen auch in der genetischen Anthropologie weiter

Knapp 20 Jahre nach der Publikation von Ruggles Gates Schema der menschlichen Phylogenese erlaubten es mathematische Modelle, Computertechnologien und genetische Datensätze, Stammbäume der Familie des Menschen auf neue Weise zu produzieren. Der italienische Genetiker Luigi Luca Cavalli-Sforza ar-



Abb. 2.5: „Scheme of Human Phylogeny", 1948. HUMAN ANCESTRY FROM A GENETICAL POINT OF VIEW by Reginald Ruggles Gates, Cambridge, Mass.: Harvard University Press, Copyright © 1948 by the President and Fellows of Harvard College. Aus Gründen des Copyrights kann diese Abbildung in der Open-Access-Version nicht gezeigt werden.

22 Zur Geschichte des Stammbaums in der physischen Anthropologie, siehe Sommer, Evolutionäre Anthropologie (wie Anm. 7), S. 111–134; Bowler, Peter J.: Theories of Human Evolution: A Century of Debate, 1844–1944. Baltimore 1986. S. 61–146.

beitete mit dem britischen Statistiker und Genetiker Anthony W. F. Edwards zusammen, um, wie sie angaben, den ersten Stammbaum menschlicher Populationen zu generieren. Sie analysierten 20 Allele aus dem Zusammenhang der fünf hauptsächlichen Blutgruppensysteme von 15 menschlichen Populationen (drei pro Kontinent). Die Untersuchung der Häufigkeiten von Blutgruppenpolymorphismen in menschlichen Populationen ergab aufgrund der Parsimonie-Methode einen evolutionären Stammbaum mit einem wilden Mix an Populationsbezeichnungen.[23] Diesem Stammbaum lagen andere Annahmen zugrunde als den in den vorhergehenden Abschnitten besprochenen, die meist Speziesstatus der Menschengruppen, parallele Evolution und ein typologisches Denken ausdrückten. Die genetische Variabilität stand nun im Vordergrund und die Annahme von ‚reinen Rassen' und ‚Rassen' überhaupt wurde zurückgewiesen. Dennoch unterteilte das Baumdiagramm die menschliche Variation in klar voneinander getrennte Gruppen und legte nahe, dass dieses merkwürdige Bündel an Populationen, das von *English* (Sprache oder Nation?) bis *Eskimo (Victoria I)* reichte, einst aus einem gemeinsamen Ursprung hervorging, sich seither jedoch nie mehr durchmischte.

Daraus wird bereits ersichtlich, dass auch der erste genetische Baum eine Karte war, eine diagrammatische Darstellung eines Narrativs von Ursprung und Differenzierung durch Verbreitung. Es erstaunt daher kaum, dass die Autoren, noch bevor sie den oben erwähnten genetischen Stammbaum publizierten, diesen auf eine Weltkarte projizierten.[24] Tatsächlich nahmen Cavalli-Sforza und Edwards in ihrem Modell Entwicklung in Isolation und eine konstante Verbreitungs- und Teilungsrate der Populationen an. Mutterpopulationen würden sich jeweils in (mit ihnen) genetisch identische Tochterpopulationen spalten. Die geographische Distanz wurde dabei der genetischen Distanz proportional gesetzt, wobei letztere zufälliger genetischer Drift zugeschrieben wurde. Diese genetische Distanz verwies auf die Zeit, die seit der Trennung von zwei Ästen vergangen war. Evolution wurde damit als „a branching random walk"[25] mit einer konstanten Wahr-

---

23 Cavalli-Sforza, Luigi Luca u. Anthony W. F. Edwards: Analysis of Human Evolution. In: Genetics Today. Proceedings of the XI. International Congress of Genetics, The Hague, The Netherlands, September 1963. Vol. 3. Hrsg. von Sipke J. Geerts. Oxford [u. a.] 1965. S. 923–952, hier S. 929.
24 Edwards, Anthony W. F. u. Luigi Luca Cavalli-Sforza: Reconstruction of Evolutionary Trees. In: Phenetic and Phylogenetic Classification: a Symposium [held in the Hartley Laboratories of the University of Liverpool on the 8th and 9th April 1964]. Hrsg. von Vernon Hilton Heywood [u.a]. London 1964. S. 67–76, hier S. 75.
25 Cavalli-Sforza, Luigi Luca u. Anthony W. F. Edwards: Phylogenetic Analysis. Models and Estimation Procedures. In: American Journal of Human Genetics 19/3 (1967). S. 233–257, hier S. 256.

scheinlichkeit der Gabelung und einer konstanten Migrations- und Evolutionsrate gefasst. Während also die Erzählungen der Geschichte des modernen Menschen, wie sie in Stammbäumen abstrahiert sein können, oft wie ein Heldenepos der ‚Eroberung der Welt' daherkommen, konzipierten die Genetiker den Prozess als eine brownsche Bewegung.

Cavalli-Sforza und Edwards setzten die Hauptgabelung in ihrem ersten Stammbaum der Populationen so, dass sie die Europäer und Afrikaner auf der einen von den Asiaten auf der anderen Seite trennte. Durch die Art und Weise, wie dieser unveröffentlichte Baum auf die Weltkarte projiziert wurde, kam der Ursprung in der Gegend des heutigen Irans zu liegen, was eher an die Annahme eines ‚asiatischen' Ursprungs eines Haeckel oder Osborn erinnert. Noch war also die nächste große Synthese nicht erreicht, die die Paläoanthropologie, die prähistorische Archäologie und die neue genetische Anthropologie zu guten Teilen im *out-of-Africa* Paradigma (auch *African Eve* oder *mitochondrial Eve* genannt) zusammenbringen sollte.[26] Es war erst in der Forschung mit DNA-Sequenzen, dass sich in den 1980er Jahren im ersten Stammbaum, der auf der Grundlage von Sequenzunterschieden in mitochondrialer DNA gemacht wurde, die ‚kaukasischen Proben' näher mit den ‚orientalischen' und ‚amerindischen' gruppierten als mit den ‚Bantu' und ‚Buschmännern' und die Wurzel des Stammbaums damit nach Afrika verschoben wurde.[27]

Cavalli-Sforza blieb eine führende Figur in der Geschichte der Humanpopulationsgenetik und er war wesentlich dafür mitverantwortlich, dass sich diese Formen der Illustration sowohl innerhalb wie über die Wissenschaft hinaus verbreiteten. Das von ihm maßgeblich mitverfasste Buch *The History and Geography of Human Genes* (1994) wurde zu einem Standardwerk des Forschungszweigs und Cavalli-Sforza adressierte auch bebilderte Publikationen an ein breiteres Publikum.[28] Neben anderen und in stets verfeinerter Form sind diese beiden Darstellungsweisen – der isolierte Stammbaum und der Stammbaum als Migrationsmuster auf der Landkarte – bis heute beliebte Visualisierungsmethoden der genetischen Anthropologie – nun eben mit Ursprung und Wurzel in Afrika.[29] Abbildung 3.1 zeigt eine von vielen Adaptionen einer solchen Karte aus *The History and Geography of Human Genes*. Wohl um die Problematik der Repro-

26 Sommer, Marianne: History in the Gene: Negotiations Between Molecular and Organismal Anthropology. In: Journal of the History of Biology 41/3 (2008). S. 473 – 528.

27 Johnson, M. Jacqueline [u. a.]: Radiation of Human Mitochondria DNA Types Analyzed by Restriction Endonuclease Cleavage Patterns. In: Journal of Molecular Evolution 19/3 – 4 (1983). S. 255 – 271, hier S. 267.

28 Cavalli-Sforza, Luigi Luca [u. a.]: The History and Geography of Human Genes. Princeton 1994.

29 Sommer, History Within (wie Anm. 17), S. 257 – 284, siehe auch S. 302 – 354.

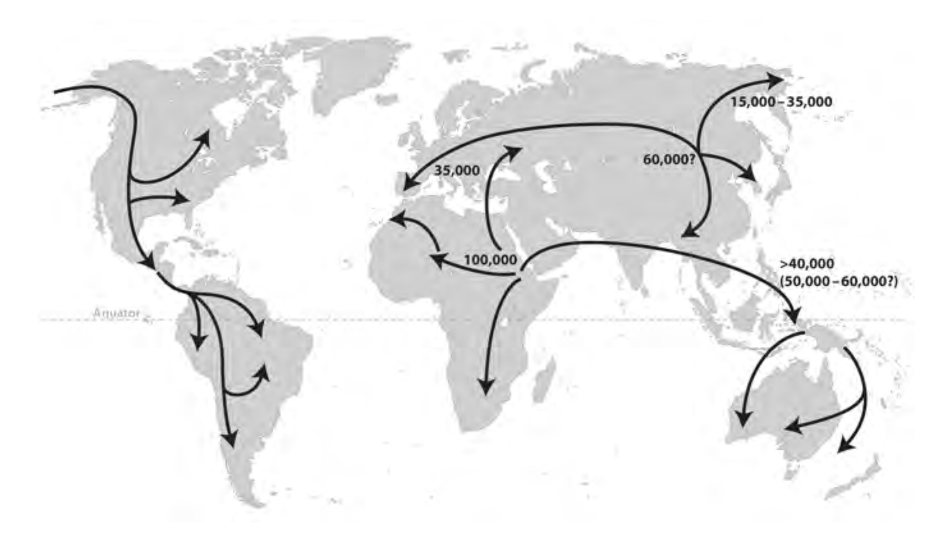


Abb. 3.1: „Reconstruction of Human Migratory Paths After Cavalli-Sforza, et al., History and Geography of Human Genes, p. 156“, Zeichnung: Peter Palm, Berlin, nach Wikimedia Commons, https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Cavalli-Sforza_Human_Migration_Paths.jpg (06.01.21), Patrick Edwin Moran, CC BY SA 3.0, https://creativecommons.org/licenses/by-sa/3.0/deed.en.

duktionsrechte zu umgehen (oder aus Liebe zur Mercator-Projektion), halbierte dieser Illustrator eine Weltkarte aus dem Buch und positionierte die Amerikas links, so dass der Migrationsstrom (über die Beringstraße) quasi unterbrochen wird.

Seit dem Aufkommen der Gesamtgenomanalysen und der Einführung des Programms STRUCTURE sind Populationsgenetiker*innen vermehrt dazu übergegangen, genetische Durchmischung, sogenannte *admixture*, zu untersuchen und zu visualisieren. Mit STRUCTURE und anderen Programmen wie FRAPPE und ADMIXTURE lassen sich individuelle DNA-Proben einer vorgegebenen Anzahl von Gruppen (K) zuteilen und als farbige Balken visualisieren. Für diesen Vorgang der Sortierung braucht das Programm keine Informationen über die Herkunftspopulation der individuellen Samples. Diese Information wird erst später dazu genommen. Die einzelnen DNA-Stränge und damit die vom Programm gebildeten Gruppen erscheinen meist nicht einfarbig, sondern enthalten verschiedene Farbabschnitte, was sie als gemischt, als aus verschiedenen geographischen Regionen stammend, ausweist. Denn bestimmte DNA-Abschnitte gelten für unterschiedliche ‚Ursprungspopulationen‘ und Weltregionen als typisch. Je grösser dabei K ist, desto mosaikartiger wird das Bild. Ich habe online einen Blog ge-

funden, auf dem beginnend mit K gleich 1 bis zu K gleich 15 gearbeitet wurde (Abb. 3.2).

In Abbildung 3.2 sind die (in diesem Fall 15) vom Programm erstellten größeren Gruppen nicht wie sonst für solche Visualisierungen üblich eingezeichnet, sondern nur die untersuchten 139 kleineren, denen die 2,230 Individuen angehören, deren DNA-Stränge analysiert wurden. Dennoch werden so etwas wie reine Ursprungspopulationen angenommen, aus denen die heutigen Populationen und Individuen nun ein Gemisch bilden. Dies zeigt sich, wenn die Daten dazu verwendet werden, um für die 15 von ADMIXTURE eruierten ‚ursprünglichen Komponenten oder Populationen'[30] einen Stammbaum zu generieren. In diesem Prozess verschwindet nämlich die Durchmischung wieder und wir erhalten ein Diagramm, das aus scheinbar genetisch reinen Gruppen eine Ordnung von den ‚Sub-Sahara Afrikanern' bis zu den ‚Sibiriern' herstellt. Statt ein menschliches Mosaik sehen wir also in Abbildung 3.3 wieder die Diaspora, in deren Prozess sich Populationen (in diesem Fall die 15) scheinbar differenzierten, ohne zu konvergieren – in der längst typischen Form mit einer ersten Gabelung, die Afrika vom Rest trennt und damit dem Kontinent und dessen Menschen nicht nur Ursprünglichkeit zuschreibt, sondern sie auch zum ersten ‚Anderen' macht. Immer noch minimiert der Stammbaum (optisch) die Variabilität innerhalb von Populationen und maximiert die Distanz zwischen solchen. Sein Erbe in einer rassischen und rassistischen Anthropologie besteht im Anschein diskreter und hermetisch voneinander getrennter Einheiten. Während der Stammbaum kulturell für nahe Grade der Verwandtschaft steht, kann er in Übertragung auf Menschengruppen das Gegenteil bewirken: Verwandtschaft kleinzeichnen.[31]

Auf den ersten Blick wirkt es, als ob meine Abbildung 3.4, die zu den ebenfalls beliebten, gemischten Visualisierungsformen gehört, diesen Vorgang gleich auf einen Blick deutlich machen würde: Sie verbindet unter ‚b' das Tortendiagramm, das, wenn auch unter Annahme einst reiner Ursprungspopulationen, Durchmischung der Gruppen anzeigt, mit einem auf den Kopf gestellten Stammbaum, bei dem die Farben und Linien wieder isoliert und rein wirken. Allerdings werden zwei unterschiedliche Dinge gezeigt. Unter ‚b' sehen wir die Haplogruppenzusammensetzung ‚realer', wenn auch auf eine bestimmte Anzahl genetische Samples reduzierter, Menschengruppen aus Europa und dem Nahen Osten, also zum Beispiel der ‚Saamen', der ‚Basken', der ‚Griechen' und der ‚Türken'. Der Stammbaum zeigt aber die Haplogruppen selbst, also sozusagen die Genealogie

30 „[A]ncestral components" oder „ancestral populations", vgl. Pontikos, Dienekes: Human Genetic Variation: The First? Components. http://dienekes.blogspot.com/2010/12/human-genetic-variation-first.html (7.12.20).

31 Sommer, History Within (wie Anm. 17), spezifisch dazu S. 380 – 384.

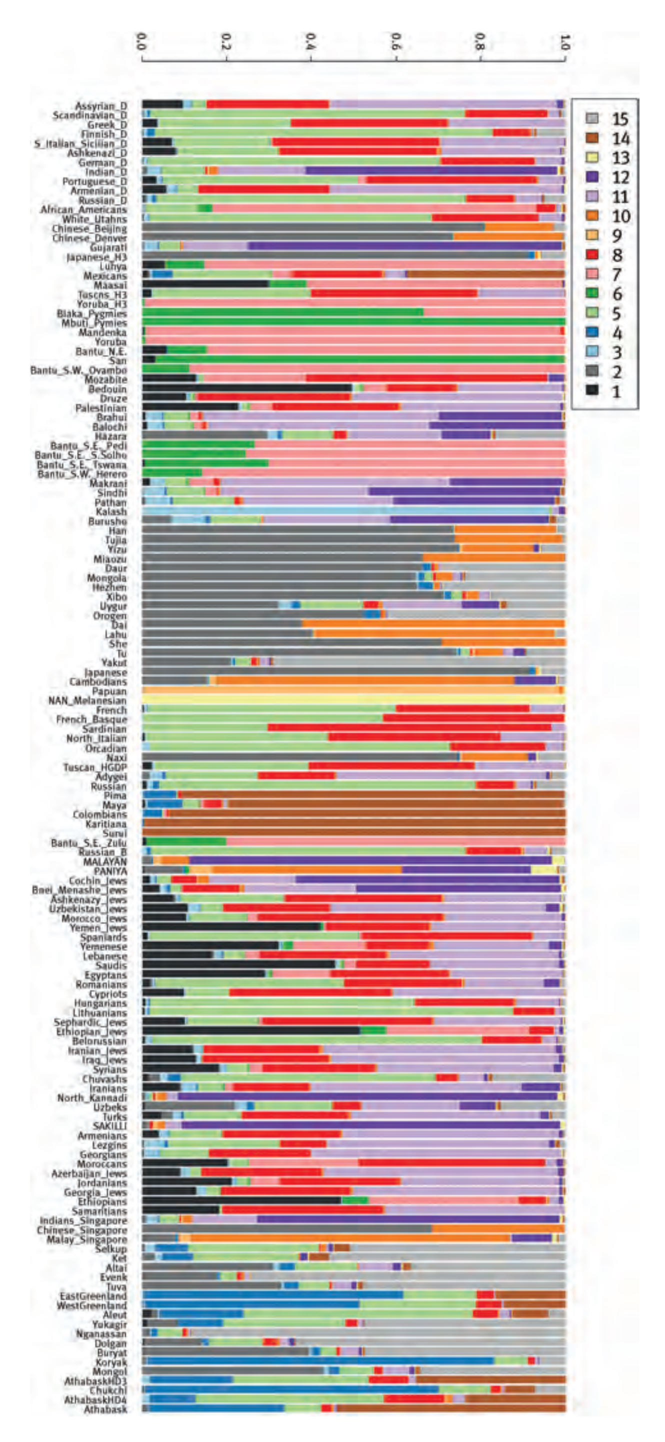


Abb. 3.2: Balkendiagramm mit K=15 von Dienekes Pontikos, http://dienekes.blogspot.com/2010/12/human-genetic-variation-first.html (01.12.20).

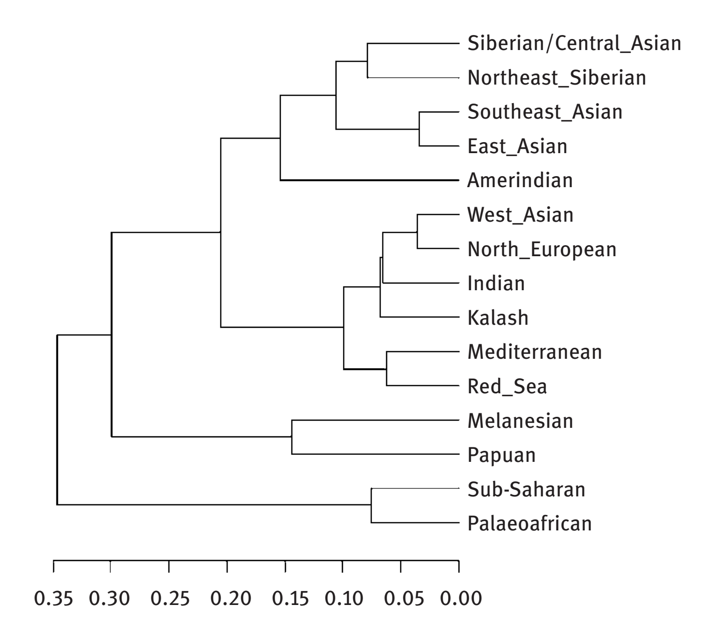


Abb. 3.3: Dendrogramm aus hierarchischem Clustering der 15 Komponenten von Dienekes Pontikos, http://dienekes.blogspot.com/2010/12/human-genetic-variation-first.html (01.12.20).

eines DNA-Moleküls, in diesem Fall einer bestimmten Region des Y-Chromosoms. Die Buchstaben ‚M', ‚L' oder ‚S', mit einer Zahl bei den Ästen, benennen wichtige Mutationsschritte in der Ausdifferenzierung dieser Sequenz. Gleichzeitig sagt der Buchstabe, welches Labor den genetischen Marker entdeckt hat, und ‚M' steht dabei für das Stanford Lab, dem Cavalli-Sforza lange vorstand. Das Kürzel für die Haplogruppe – eines Asts des Y-Chromosomen-Stammbaums – ist im Balken zuunterst angegeben. Und dennoch: Phylogenien von DNA-Sequenzen wurden mitunter mit jenen menschlicher Populationen gleichgesetzt, und Haplogruppen galten auch als die Äste des menschlichen Stammbaums.

Während im Baum meiner Abbildung 3.4 die Astlängen den molekularen Differenzen und damit der ermittelten Zeit seit der Trennung von Haplotypen proportional gesetzt sind, kann genetische Differenz auch farblich ausgedrückt werden. In meiner Abbildung 3.5, die nach einem Bild von Cavalli-Sforza komponiert ist, wurden die Zahlen für die genetischen Differenzen zwischen Populationen möglichst maßstabgetreu auf das Farbspektrum des Regenbogens übertragen. Das scheint zumindest eine kontinuierliche Auseinanderentwicklung unter Aufrechterhaltung von Gemeinsamkeit zu betonen. Die Unterschiede sind graduell. Am interessantesten sind aber vielleicht die Querverbindungen zwi-

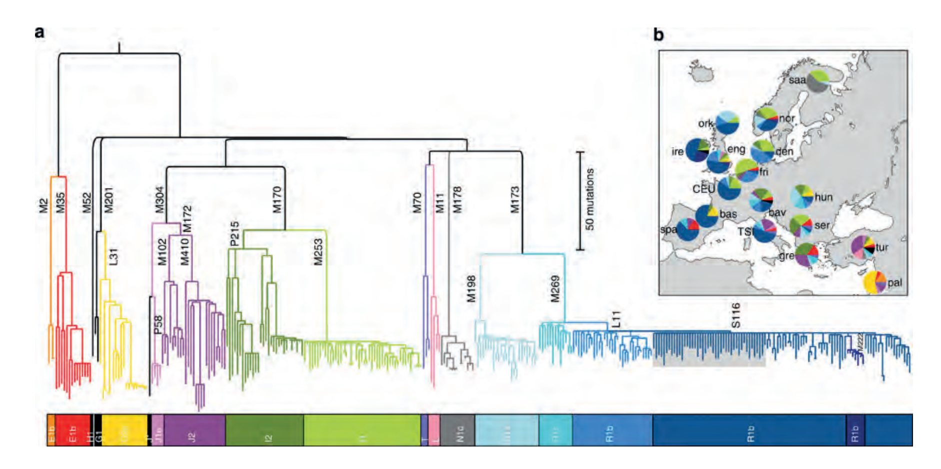


Abb. 3.4: „Phylogeny and Geographical Distribution of European MSY Lineages“. In: Chiara Batini et al. Large-scale recent expansion of European patrilineages shown by population resequencing, Nature Communications 6, 7152 (2015), doi:10.1038/ncomms8152, S. 3, https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Phylogeny_and_geographical_distribution_of_European_MSY_lineages.jpg, Wikimedia.Commons (06.01.21), CC BY 4.0, https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/.

schen einigen Ästen, die möglicherweise auf Genaustausch zwischen Populationen hinweisen. Cavalli-Sforzas Bild aus *Genes, Peoples, and Languages*[32], das hier verarbeitet wurde, ist demgegenüber eine Gegenüberstellung des genetischen Populationsbaums mit dem Baum der Sprachen – eine Analogiebildung, die für Cavalli-Sforzas Arbeit, wie bereits für Haeckels, wichtig war. Cavalli-Sforzas Populationsbaum zeigt weder Farben noch Querverbindungen. Damit belegt die Arbeit an diesem Bild und deren Resultat in Abbildung 3.5 den Versuch, den lange vorhandenen Einsichten der genetischen Anthropologie in die Durchmischung von Populationen gerechter zu werden. Allerdings erscheint Durchmischung auch in Abbildung 3.5 als relativ rezent und eher gering. Das ‚einfache' Baum-Bild ist damit kaum dekonstruiert.

Mit solch dürftigen Querverbindungen geben sich jedenfalls die Kritiker*innen von *admixture*-Modellen, die sogenannten Multiregionalisten*innen, nicht zufrieden. Sie akzeptieren das Bild der menschlichen Evolution nicht, wonach sich Populationen in relativer Isolation entwickelt (und erst im Anschluss durchmischt) haben. Damit ist für sie der Stammbaum keine adäquate Darstellung der menschlichen Evolution zu irgendeinem Zeitpunkt. Vielmehr gehen sie

32 Cavalli-Sforza, Luigi Luca: Genes, Peoples, and Languages. Harmondsworth 2000. S. 144.

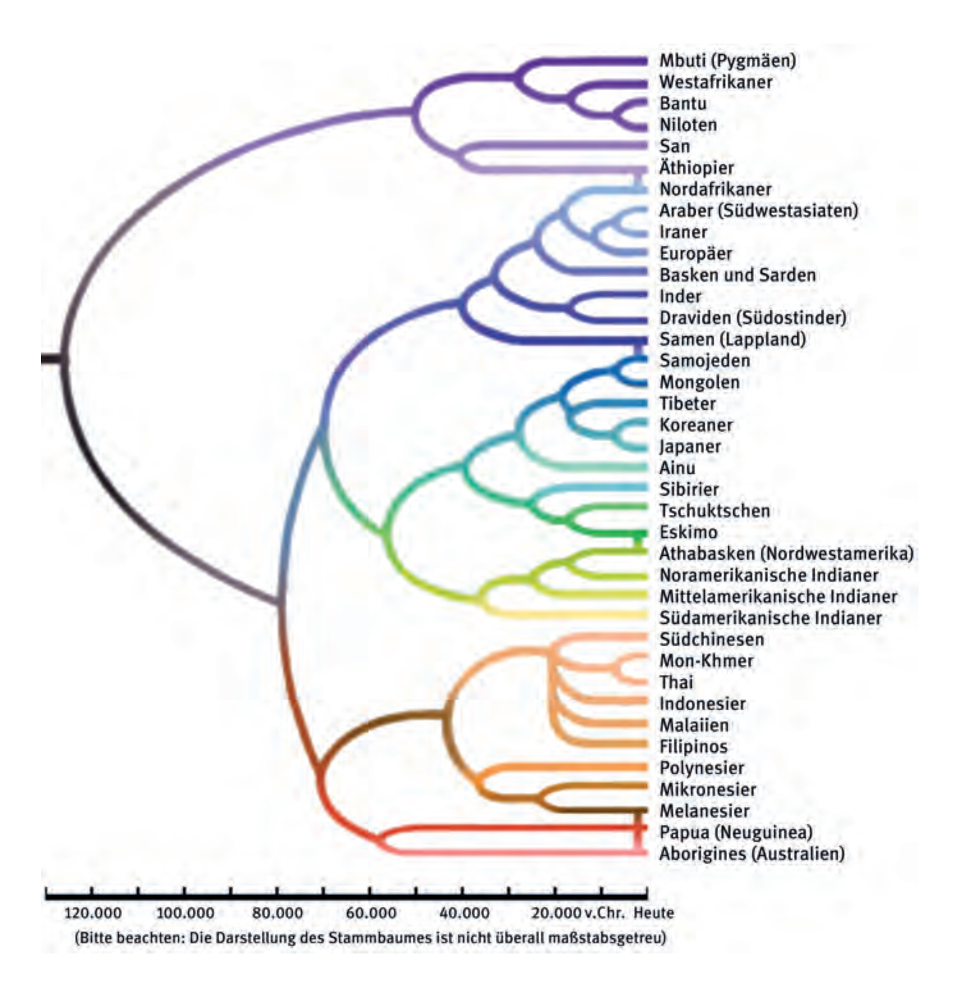


Abb. 3.5: „Stammbaum der menschlichen Populationen (nach Cavalli-Sforza 2000)". https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Menschlicher_Populationsstammbaum.png, Wikimedia.Commons (06.01.21), Fährtenleser, CC BY-SA 4.0, https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/, nicht bearbeitet.

davon aus, dass die genetischen Daten mit einem Modell kompatibel sind, das signifikante Migrations- und Verbreitungsmomente mit regionalen Abstammungslinien und Genfluss zwischen Regionen (der durch Isolation durch Distanz eingeschränkt ist) verbindet. Ihre Vorstellungen erinnern damit an Weidenreichs Konzeption eines Netzwerks aus den 1940er Jahren, respektive scheinen sie eine Art Kompromiss zwischen diesem und den ‚einfachen' Stammbäumen zu bevorzugen, wobei anhaltender Genaustausch betont wird. So finden wir in meiner letzten Abbildung 3.6, die vom amerikanischen Genetiker und Statistiker Alan

Templeton stammt, mehrere Wanderungen aus Afrika visualisiert (durch Pfeile markiert), die erste von *Homo erectus*. Daneben bildet das Diagramm aber sowohl regionale Abstammungslinien (vertikale Linien) als auch Genaustausch (diagonale Linien) zwischen diesen ab, wenn auch nicht mehr (wie in einer früheren Version desselben Bilds) bereits seit der Existenz von *Homo erectus*.[33]

Manchen wäre vielleicht sogar Templetons Bild noch zu baumartig. Denn einige Genetiker*innen halten fest, dass verschiedene Regionen des Genoms ihre eigene Geschichte haben und dass sich damit Genealogien heute lebender Menschen, die auf unterschiedlichen Chromosomen beruhen, nicht decken, oder der Einbezug möglichst vieler und unterschiedlicher genetischer Daten keinen kohärenten Baum ergibt: „we should eliminate trees as a valid way of representing reticulating individuals within a population“[34]. *Ancestry* oder Abstammung meint aus dieser Perspektive die gemeinsame Herkunft von Genomabschnitten in unterschiedlichen Individuen, sagt aber nichts darüber aus, ob die Menschen sich sinnvoll in Gruppen einteilen lassen, die in einer hierarchischen Beziehung zu einander stehen.[35]

Schlusswort

Dennoch hält sich selbst der ‚einfache' Stammbaum in der Wissenschaft und erfreut sich größter Beliebtheit in der Öffentlichkeit. Nicht unwesentlich für letzteres dürften wohl das von Cavalli-Sforza mitinitiierte Megaprojekt zur populationsgenetischen Erforschung der Evolution und Verwandtschaft der modernen Menschen, das *Human Genome Diversity Project*, und dessen Nachfolger, das *Genographic Project*, gewesen sein, die enorme Publizität erreichten. Es war auch im Zusammenhang dieser Projekte, dass die Kontinuitäten in der Sammelpraktik von den Knochen der physischen Anthropologie zum Blut der genetischen Anthropologie zum breiten Politikum wurden. Die Knochensammlungen der An-

---

33 Templeton, Alan R.: Haplotype Tress and Modern Human Origins. In: American Journal of Physical Anthropology, Supplement: Yearbook of Physical Anthropology 128/S41 (2005). doi.org/10.1002/ajpa.20351. S. 33 – 59, hier Abb. 9 auf S. 50; spezifisch dazu Sommer, Population-Genetic Trees (wie Anm. 16), S. 135, 137.

34 DeSalle, Rob [u. a.]: To Tree or Not to Tree *Homo sapiens*. In: Rethinking Human Evolution. Hrsg. von Jeffrey H. Schwartz. Cambridge 2018. S. 93 – 108, hier S. 104.

35 Zur Geschichte des Stammbaums in der genetischen Anthropologie allgemein, siehe Sommer, History in the Gene (wie Anm. 26), Sommer, Population-Genetic Trees (wie Anm. 16), Sommer, Evolutionäre Anthropologie (wie Anm. 7), S. 148 – 169, und Sommer, History Within (wie Anm. 17), S. 257 – 284, S. 302 – 354.

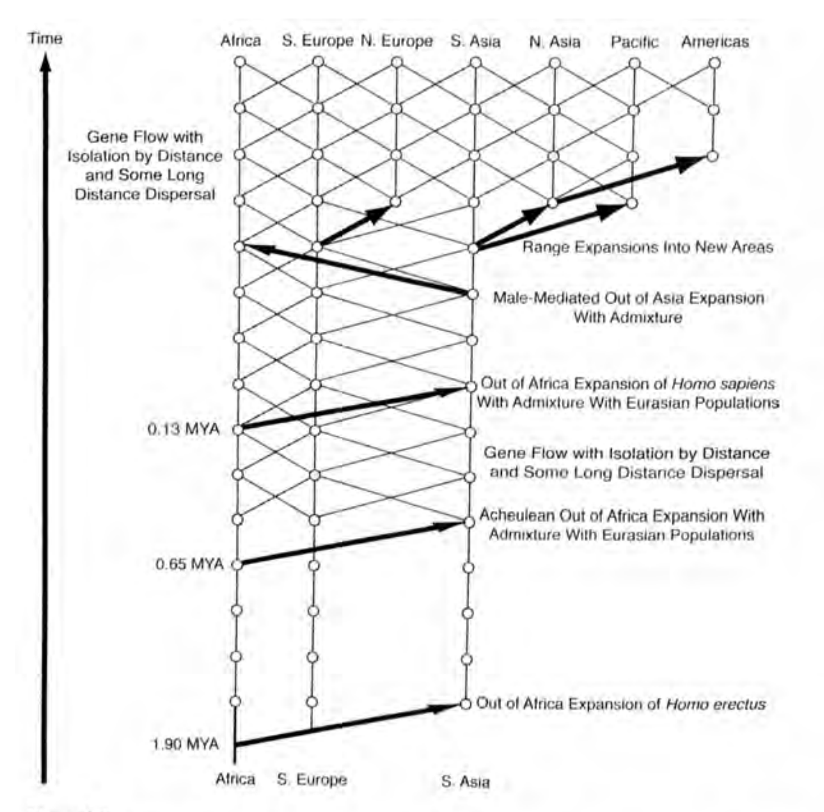


Abb. 3.6: „Inference About Recent Human Evolution“, 2018. In: Alan R. Templeton, Hypothesis Compatibility Versus Hypothesis Testing of Methods of Human Evolution, Schwartz, Jeffrey H., ed., Rethinking Human Evolution, Figure 6.3, p. 120, © 2018 Jeffrey H. Schwartz, by permission of The MIT Press.

thropolog*innen beruhten seit dem späteren 18. Jahrhundert auf ungleichen Machtverhältnissen, sei dies innerhalb westlicher Gesellschaften, in denen arme und ausgegrenzte Menschen ungefragt zu Lieferant*innen wurden, oder zwischen kolonialisierenden und kolonialisierten Gesellschaften, in deren Zusammentreffen im Namen der Wissenschaften Körperteile und später Blut auf unethische Weise gewonnen wurden. Bis zum ausgehenden 20. und 21. Jahrhundert hatten

sich diese Machtverhältnisse verändert und die genetischen Großprojekte wurden nun von betroffenen Gruppen als Biokolonialismus zurückgewiesen.[36] Den Stammbäumen der Familie des Menschen aus der physischen und genetischen Anthropologie lagen schlussendlich solche Samples zugrunde und mit ihnen wurden die aus den unrechtmäßigen Sammelpraktiken überlieferten Populationsbezeichnungen aufrechterhalten.

Für die westlichen Gesellschaften wurde die Sammelpraxis ganz anders konzipiert. Das *Genographic Project* wies dafür einen kommerziellen Teil auf, in dem Individuen gegen Bezahlung ihre DNA in Abstammungstests untersuchen lassen konnten. Dieses Geschäft mit der ‚westlichen DNA' war eher Teil der genealogischen denn der anthropologischen Tradition, oder vielmehr verzahnten sich darin die beiden Wissensstränge, womit ich wieder auf die Genealogie im engeren Sinn der familiären Verwandtschaft zurückkomme. Diese Verzahnung kann abschließend am Beispiel des in Abschnitt 3 diskutierten Blogs angesprochen werden. *Nature* schreibt über diesen Blogger:

> The blogger, who writes under the pseudonym Dienekes Pontikos at http://dodecad.blogspot.com, had commandeered Pickrell's DNA as part of the Dodecad Ancestry Project, an ambitious project in which cutting-edge genomic analysis meets Web 2.0. Pontikos analyses genetic data submitted by followers of his blog to reconstruct personal ancestry and human population history – and reports his findings online. He is part of a small but growing group of ‚genome bloggers', a mix of professional scientists and hobbyists proving that widely available tools for computational biology could enable recreational bioinformaticians to make new discoveries.[37]

‚Pontikos' hat an die zweihunderttausend SNPs (*Single Nucleotide Polymorphisms*) von über 2'2000 Individuen untersucht. Die Technologien und Software dafür sind Open Source. Die Daten holt er sich nicht nur von öffentlich zugänglichen Datenbanken wie dem *Human Genome Diversity Panel* am CEPH, das aus dem *Human Genome Diversity Project* hevorging, sondern er erhält auch die Informationen von Laien, die ihre DNA von Unternehmen wie *23andMe* kommerziell haben untersuchen lassen. In den Netzwerken, an denen Akteur*innen wie Pontikos teilhaben, treffen akademische Forschungsleistungen und Analysen von profitorientierten Unternehmern aufeinander, aber auch die in Archiven tätige Familienforschung und genetische Anthropologie, denn durch *ancestry-tracing* Firmen

36 Siehe z. B. Marks, Jonathan: Your Body, My Property: The Problem of Colonial Genetics in a Postcolonial World. In: Embedding Ethics. Hrsg. von Lynn Meskell u. Peter Pels. Oxford 2005. S. 29–45.

37 Callaway, Ewen: The Rise of the Genome Bloggers: Hobbyists Add Depth to Ancestry Trawls. https://www.nature.com/news/2010/101215/full/468880a.html (01.12.20).

kann man sich sowohl über seine tiefere genetische Geschichte informieren, als auch seinen Familienstammbaum genetisch bearbeiten. Hochspezialisierte Wissenschaftler*innen, Unternehmensvertreter*innen, *citizen scientists* und Aficionados interagieren so in neuen Konstellationen rund um Fragen und Visualisierungen der Familie und der Familie des Menschen.[38]

38 Siehe zum Beispiel Sommer, Evolutionäre Anthropologie (wie Anm. 7), 170–187; Sommer, History Within (wie Anm. 17), S. 302–354.

Populäre Genealogie im Digitalen Wandel

Nicolas Rügge

„Ad fontes“ und „back to the roots“

Quellenbezug, Erkenntnis- und Orientierungsinteressen genealogischer Forschung in der Gegenwart

Aktuell lassen sich zwei Arten von Genealogie deutlich unterscheiden: die historische Hilfswissenschaft und die populäre Freizeitbeschäftigung.[1] Als Teildisziplin der historischen Hilfs- oder neuerdings auch Grundwissenschaften hat die genealogische Methodik teil an einem altehrwürdigen Lehrgebäude. Scheinbar völlig abseits davon dehnt sich ein „Tummelfeld der Laien“[2] namens „Familien“- oder „Ahnenforschung“, das als Privatvergnügen definitionsgemäß keinen verbindlichen Anforderungen unterworfen ist: Wer sich abseits wissenschaftlicher Methodik als Hobby mit den eigenen Vorfahren befasst, kann das unbehelligt aus verschiedenen Gründen und auf unterschiedliche Weise tun.

Diese überkommene Dichotomie ist jedoch inzwischen fragwürdig geworden und kommt in neueren Einführungen weniger zum Tragen.[3] Generell haben die Hilfs- oder Grundwissenschaften an akademischem Status eingebüßt und sind an den historischen Fakultäten immer weniger präsent.[4] Unter den gefährdeten Disziplinen scheint die Genealogie eine der besonders marginalisierten zu sein. Weder sind die „institutionellen Voraussetzungen“ gegeben, „um das Fach selbstbewußt zu vertreten“, noch gibt es in der Geschichtswissenschaft überhaupt die notwendigen „hauptamtlichen oder von ihrer Selbstdefinition als Genealogen anzusehenden Historiker“.[5]

---

1 Der vorliegende Beitrag war ursprünglich als öffentlicher Abendvortrag auf der WGGF-Jubiläumstagung geplant. Dank an Michael Hecht und Roland Linde für Anregung und Zuspruch!

2 Brandt, Ahasver von: Werkzeug des Historikers. 12. Aufl. Stuttgart 1989. S. 39.

3 Vgl. Hecht, Michael: Genealogie zwischen Grundwissenschaft, populärer Praxis und Forschungsgegenstand: interdisziplinäre Perspektiven. In: Die Historischen Grundwissenschaften heute. Tradition – methodische Vielfalt – Neuorientierung. Hrsg. von Étienne Doublier [u. a.]. Köln 2021. S. 73 – 93, hier 73 f.; jetzt auch Wozniak, Thomas: Zum Stand der Genealogie und Genetik in den Geschichtswissenschaften. In: Archiv für Diplomatik, Schriftgeschichte, Siegel- und Wappenkunde 66 (2020). S. 295 – 330. Genannt sei hier die informative Darstellung von Kümper, Hiram: Materialwissenschaft Mediävistik. Eine Einführung in die Historischen Hilfswissenschaften. Paderborn 2014. S. 283 – 293.

4 Vgl. jüngst Märtl, Claudia: Zur aktuellen Lage der historischen Grundwissenschaften. In: Archiv für Diplomatik, Schriftgeschichte, Siegel- und Wappenkunde 65 (2019). S. 187 – 201; Wozniak, Stand (wie Anm. 3), S. 296.

5 Bahl, Peter: Genealogie in Gegenwart und Zukunft. Nachdenklich-besorgte Anmerkungen. In: Genealogie 28 (2006/2007). S. 731 – 739, hier 731.

 https://doi.org/10.1515/9783110718034-019

Zwar werden genealogische Verfahren im engeren oder weiteren Sinn (Personengeschichte, Prosopographie, Eliten- und Netzwerkforschung usw.) durchaus noch angewandt und könnten doch wohl häufiger gewinnbringend genutzt werden als zurzeit üblich.[6] Eine unter genealogischem Label geführte Fachdiskussion darüber findet jedoch – von vereinzelten engagierten Forschern inzwischen höheren Alters abgesehen[7] – in Deutschland nicht statt.[8] So „mangelt es an neueren Reflexionen über Erkenntnisinteressen und Perspektiven der Genealogie", und „die klassischen Definitionen" als Hilfswissenschaft „werden der genealogischen Praxis im beginnenden 21. Jh. nicht mehr gerecht".[9] Was grundlegende methodische Fragen wie nach der Ermittlung tragfähiger Filiationen angeht, gibt es sogar aus der außeruniversitären Genealogie mahnende Stimmen, dass die mangelnde Reflexion „gefährlich" sei[10] und die verbreitete „Ignoranz" endlich ein Ende haben müsse, wenn die „Anerkennung als Wissenschaft" nicht

6 Dagegen sieht Hecht, Genealogie (wie Anm. 3), S. 79 f., die genealogischen Methoden durch die wissenschaftliche Weiterentwicklung sozusagen mit Recht zu einem „Randphänomen" geworden. Zu einigen älteren und jüngeren Einsatzfeldern ebd., S. 77–79; Wozniak, Stand (wie Anm. 3), S. 312–323.

7 Vgl. Henning, Eckart: Genealogie. In: Historische Hilfswissenschaften. Stand und Perspektiven der Forschung. Hrsg. von Toni Diederich u. Joachim Oepen. Köln 2005. S. 89–106; ders.: Genealogie – Standortbestimmung und Perspektiven. In: Genealogie 28 (2006/2007). S. 715–730 (bes. S. 717–721 zu den sozial- und politikgeschichtlichen Anwendungsfeldern); Metzke, Hermann: Verwandtschaftskreise und familiäre Netzwerke: I. Verwandtschaft, Familienbild und genealogische Systeme. In: Genealogie 28 (2006/2007). S. 609–615 (mit mehreren Fortsetzungen bis 2008/09). Zur Kritik siehe Hecht, Genealogie (wie Anm. 3), S. 82 f.

8 Nicht einmal in den beiden hilfswissenschaftlichen Jahrbüchern, in denen man solche Diskussionen am ehesten erwarten würde. In dem vom Verein für Heraldik, Genealogie und verwandte Wissenschaften zu Berlin herausgegebenen Herold-Jahrbuch (Neue Folge) ist die Genealogie ein Randthema, um das sich ein erkennbar kleiner Kreis kundiger Forscher bemüht; im Jubiläumsband wurde es zusammen mit Biographie, Hof- und Residenzforschung „bewusst erweitert betrachtet": Festschrift zum 150-jährigen Bestehen des Herold zu Berlin 1869–2019. Hrsg. von Peter Bahl. Berlin 2019 (Herold-Jahrbuch Neue Folge 23/24). S. 353–741, zit. Vorwort von Peter Bahl S. 11. Das Archiv für Diplomatik, Schriftgeschichte, Siegel- und Wappenkunde („Aufgabenkreis": „Untersuchungen und Darstellungen aus dem Bereich der historischen Hilfswissenschaften") hat mit Ausnahme von Wozniak, Stand (wie Anm. 3) seit vielen Jahren keine genealogischen Arbeiten publiziert.

9 Linde, Roland: Familiennamen, Genealogie und bäuerliches Selbstverständnis. Beispiele aus der frühneuzeitlichen Grafschaft Lippe. In: Bäuerliche Familiennamen in Westfalen. Hrsg. von Friedel Helga Roolfs. Münster 2016. S. 45–56, zit. 45 Anm. 2. Ähnlich Hecht, Genealogie (wie Anm. 3), S. 76.

10 Richau, Martin: Am Anfang stand ein „Ariernachweis". Ein Erfahrungsbericht nach 25 Jahren familiengeschichtlicher Forschung. In: Herold-Jahrbuch Neue Folge 11 (2006). S. 147–180, hier 171 f. (die gemachten „Erfahrungen" seien „für die Genealogie gefährlich, weil sie ihr den Ruf als ‚Spökenkiekerei' und unwissenschaftlich eintragen").

verloren gehen soll.[11] Zumindest in Deutschland scheint es daher unangemessen, von der hohen Warte einer kaum mehr existenten (hilfs-) wissenschaftlichen Genealogie auf die vermeintlichen Minderformen herabzublicken.

Wie aber eine zeitgemäße Beschreibung der genealogischen Theorie und Praxis aussehen könnte, ist offen und bereitet anscheinend Schwierigkeiten. Die durch die Auszehrung der Hilfswissenschaft entstehende Lücke hat die boomende Familienforschung nicht schließen können, obwohl nicht wenige sogenannte Hobbygenealogen sich in der Praxis desselben Instrumentariums und häufig auch derselben Quellen bedienen wie die Profis. Zweifelhaft scheint, inwieweit die seit mehreren Jahren zunehmenden Versuche insbesondere von Seiten staatlicher Archive, mit den lange Zeit wenig geschätzten Hobbyforschern ins „Gespräch“ zu kommen,[12] zu einer gemeinsamen Grundlage haben beitragen können.[13]

Der vorliegende Beitrag sucht Ursachen dieser Problematik in den ganz eigenen Erkenntnisinteressen der populären Genealogie. Diese fügen sich nur schwer in geschichtswissenschaftliche Üblichkeiten und sind einer zu methodischen Fragen schweigsamen Mehrheit von Aktiven schwer zu entlocken. Sie erweisen sich vielmehr nicht zuletzt im verbreiteten Umgang mit den (schriftlichen) Quellen. Mit der Betonung des historischen Lernens und der Unterscheidung von Erkenntnis- und Orientierungsinteressen wird im Folgenden ein begrifflicher Rahmen vorgeschlagen, der die große Spannbreite freizeitmäßiger und wissenschaftlicher genealogischer Praxis umfassend beschreiben könnte.

Was in diesem Beitrag, der sich auf Erkenntnisse aus schriftlichen Quellen konzentriert, unberücksichtigt bleibt, ist das zunehmende genetisch-biologische Verständnis von Familienforschung. Ähnlich wie bei der computergestützten Genealogie seit den 1980er und der internetaffinen seit den 1990er Jahren öffnet

---

11 Aicher, Manuel: Genealogische Beweisführung und Beweiswürdigung. Zur genealogischen Methode und zu ihrer praktischen Anwendung. in: Herold-Jahrbuch Neue Folge 14 (2009). S. 9 – 37, hier 11. Der Autor ist studierter Jurist und in der Schweiz als Genealoge und Erbenermittler tätig, siehe http://www.aicherweb.com/unser-buero/manuel-aicher.html (04. 01. 2021).

12 Programmatisch: Joergens, Bettina: Familienforschung und Archive. Eine Beziehung vom Kopf auf die Füße gestellt. In: Archive, Familienforschung und Geschichtswissenschaft. Annäherungen und Aufgaben. Hrsg. von Bettina Joergens u. Christian Reinicke. Düsseldorf 2006. S. 24 – 38. Vgl. z. B. auch die weiteren Tagungsbände zu den „Detmolder Sommergesprächen“; außerdem: Individualisierung von Geschichte. Neue Chancen für die Archive? Vorträge des 67. Südwestdeutschen Archivtags am 23. Juni 2007 in Eppingen. Hrsg. von Peter Müller. Stuttgart 2008; Kluttig, Thekla: Neue Verwandtschaftsforschung oder: Die Eroberung der Archive? In: Archivpflege in Westfalen-Lippe 84 (2016). S. 10 – 15.

13 Kluttig, Verwandtschaftsforschung (wie Anm. 12), S. 15, deutet fortbestehende Vorbehalte an, trotz der großen Spannbreite genealogischer Beschäftigung. Enge persönliche Beziehungen gab und gibt es, institutionell bleibt es aber schwierig(er).

die technische Entwicklung dem Hobby neue Möglichkeiten, aber auch andere Richtungen. Am ehesten fügen sich noch einzelne Vaterschaftsermittlungen oder sonst gezielte Überprüfungen ins Bild, die bei der Klärung von Abstammungen helfen und deren Ergebnissen dann anhand der schriftlichen Überlieferung weiter nachgegangen wird. Ein anderes Interesse scheint aber Untersuchungen zu leiten, wodurch Spezifika der eigenen Genausstattung bestimmt werden. Dabei geht es nicht um die Ermittlung benennbarer Vorfahren, sondern um die Einordnung in kollektive Prozesse bis weit hinter die Schwelle der Schriftlichkeit zurück – hier scheiden sich die Geister: „Dass für viele Leute auf einmal Familienforschung nicht mehr bedeutet ins Archiv zu gehen und irgendwelche alten Akten zu wälzen, sondern einfach mit dem Stäbchen durch den Mund und dann bekommt man per Post zugeschickt, dass man eben zu 80 Prozent dieses und 20 Prozent jenes ist. [...] Das ist schon spannend. Aber ich habe immer das Gefühl: was hat das mit Familienforschung zu tun?“[14]

1 Erkenntnisinteresse I: Wer waren meine Vorfahren?

Die Familienforschung „hat zunächst das Ziel, Namen und Lebensdaten von miteinander verwandten Personen zu ermitteln“.[15] Ergänzen ließe sich, dass es in der Regel jedenfalls zunächst die eigene Familie und die eigenen Vorfahren sind, deren Namen und Lebensdaten ermittelt werden. Konkret geht es im Wesentlichen um Abstammungen, d. h. um eine Reihe von Eltern-Kind-Beziehungen (Filiationen), und um die zugehörigen Beziehungen zwischen Partnern bzw. Eheleuten, ergänzt durch sämtliche aus diesen Verbindungen hervorgegangenen Kinder. Damit ist das primäre „Erkenntnisinteresse“ bereits benannt, wenn man denn diesen Begriff weiter fassen und nicht der wissenschaftlichen Tätigkeit vorbehalten will.[16]

---

14 So der Historiker Roland Linde (Jg. 1968), Geschäftsführer der Westfälischen Gesellschaft für Genealogie und Familienforschung von 2011 bis 2020, zit. nach Regenbrecht, Niklas: Genealogische Vereinsarbeit zwischen Geschichtspolitik und populärer Forschung. Die Westfälische Gesellschaft für Genealogie und Familienforschung 1920 – 2020. Münster 2019. S. 282.

15 Joachim, Margarete: Arbeitsweise des Familienforschers. In: Taschenbuch für Familiengeschichtsforschung. Hrsg. von Wolfgang Ribbe u. Eckart Henning. 10. Aufl. Neustadt an der Aisch 1990. S. 17 – 22, hier S. 17.

16 Wie Hecht, Michael: Landesgeschichte und populäre Genealogie: Entwicklungen, Schnittstellen und Kooperationsmöglichkeiten. In: Landesgeschichte und public history. Hrsg. von Arnd Reitemeier. Ostfildern 2020. S. 113 – 135, hier 130.

In Abgrenzung zu dieser dient die populäre Genealogie nicht dem allgemeinen Erkenntnisgewinn als hilfswissenschaftliche Methode oder als Untersuchungsgegenstand, sondern für sie ist „die Ermittlung oder Herstellung genealogischer Verknüpfungen der eigentliche Zweck“,[17] in diesem Sinne wird sie geradezu „als Selbstzweck betrieben“.[18] Die zitierten Verknüpfungen stehen also nicht in einem wissenschaftlichen Argumentationszusammenhang oder werden für eine potentielle Auswertung solcher Art erhoben. Sie finden ihren (Selbst-)Zweck vielmehr in der Ermittlung der Daten und – so lässt sich analytisch ein zweiter Schritt unterscheiden – nicht zuletzt auch in der Anhäufung des gewonnenen Materials.

Der erste Vorgang wird in den (wenigen)[19] Selbstzeugnissen und in Presseberichten häufig als „eine Art Detektivspiel“ mit hohem „Spaßfaktor“ beschrieben,[20] womit auch schon der wesentliche Reiz angesprochen ist, den diese Tätigkeit auf die Forschenden ausübt. Der zweite Schritt besteht im Sammeln der erhobenen Verknüpfungen, Namen und Daten: Diese werden typischerweise in möglichst großer Zahl beschafft und in individuell geprägter, aber mehr oder weniger strukturierter Form abgelegt. Die Struktur ist wichtig, weil sie mit der Ordnung der Daten zugleich Fehlstellen definiert, die sukzessive geschlossen werden müssen. Traditionell entspricht diese Ordnung den überkommenen Darstellungsformen, von denen die Ahnentafel, die Ahnenliste und die Stammfolge die verbreitetsten sind. Während die letztgenannte Form sich auf die Generationenfolge der Namensträger beschränkt und deren individuelle Ausprägung nachzeichnet, verdoppelt sich bei der Betrachtung sämtlicher Ahnen mit jeder Generation die Zahl der (nominellen) Vorfahren. Damit sind der Sammelleidenschaft, solange Quellen oder andere Informationsmöglichkeiten zur Verfügung stehen, keine Grenzen gesetzt.[21]

17 Hecht, Landesgeschichte (wie Anm. 16), S. 130.

18 Hecht, Genealogie (wie Anm. 3), S. 76.

19 Zu den Ausnahmen gehört Richau, Erfahrungsbericht (wie Anm. 10); ebd., S. 149: „Es ist keine Publikation bekannt, in der ein Familienforscher seinen Werdegang und seine Erfahrungen ausführlicher schildert.“

20 Joergens, Familienforschung (wie Anm. 12), S. 30. Vgl. z. B. auch Schröder, Jens: Die Spur der Ahnen. In: GEO 9/2004. S. 130–156, hier 135: „vor allem eine Lust am Rätsellösen“, „historische Detektivarbeit in eigener Sache“.

21 Vgl. Hecht, Michael: Repräsentationen von Verwandtschaft. Stammbäume und Ahnentafeln vom Mittelalter bis zum 21. Jahrhundert. In: Familie? Blutsverwandtschaft, Hausgemeinschaft und Genealogie. Beiträge zum 8. Detmolder Sommergespräch. Hrsg. von Thomas Brakmann u. Bettina Joergens. Essen 2014. S. 41–82. Hinzu kommen vorbereitende und begleitende Sammlungen von materiellen Hinterlassenschaften (Fotos, Dokumente, Gegenstände), auch Interviews usw.

Werden die Daten, wie heutzutage üblich, in einer Datenbank gespeichert, bleiben die traditionellen Darstellungsformen weiterhin wirksam – sei es als Möglichkeit der Datenanordnung oder -ausgabe, sei es als Regulativ, das subjektiv identifizierte Lücken der Ermittlung anzeigt und deren Schließung durch weitere Forschung antreibt. Zugleich besteht das Sammeln aber auch in der Ergänzung des Gesamtdatensatzes. Es erweitert insofern nicht nur die durch interne Verknüpfungen gegebene Verwandtschaftsstruktur, sondern auch die Zahl der eingegebenen Personen. Diese müssen nicht unbedingt mit der Kerngruppe verwandt sein, sie können auch aufgrund irgendeiner Nähe oder vermuteten Beziehung quasi vorsorglich erfasst werden. Auch diese Praxis erweitert die Zahl der erfassbaren Personen prinzipiell ins Unendliche.[22]

Der Umgang mit den schriftlichen Quellen ist zunächst einmal ausgesprochen informell und instrumentell. Um Familienforschung der skizzierten Art mit den Grundoperationen ‚Ermitteln' und ‚Sammeln' zu betreiben, genügt bereits die Beschäftigung mit den Kirchenbüchern und Personenstandsregistern, also den personengeschichtlichen Quellen schlechthin. Ihrem Entstehungszweck entsprechend halten sie mit den Geburten und Todesfällen (bzw. ursprünglich Taufen und Begräbnissen) sowie den Heiraten die elementaren menschlichen Lebensdaten namentlich fest. Aus Sicht der Forschenden sind sie wie geschaffen für die genealogische Auswertung: Das benötigte Grundmaterial liegt leicht zugänglich gleichsam an der Oberfläche, kann also mit relativ einfachen Mitteln und ohne größere Anpassung in die gegebene Sammlungsstruktur bzw. Datenbank übernommen werden. Genau genommen geht es gar nicht um die konkret überlieferten Kirchenbücher und Registerbände, sondern um die enthaltenen Einträge, die als Datenfundus wahrgenommen werden, der normalerweise[23] keiner quellenkritischen Erörterung, sondern allenfalls formloser Nachweise bedarf.

---

22 Timm, Elisabeth: Reverenz und Referenz. Zwei Weisen der populären Genealogie seit dem 19. Jahrhundert und ein neuer genealogischer Universalismus?, in: Beziehungen, Vernetzungen, Konflikte. Perspektiven Historischer Verwandtschaftsforschung. Hrsg. von Christine Fertig u. Margareth Lanzinger. Köln 2016. S. 209 – 231, hier bes. S. 224 f.

23 Dass auch die Kirchenbücher quellenkritisch nicht trivial sind und zumal die älteren kaum normierten Einträge erhebliche Probleme bereiten können, soll bei dieser idealtypischen Darstellung ebenso unberücksichtigt bleiben wie die Tatsache, dass die genealogisch motivierte Erhebung von Lebensdaten nicht die einzige Auswertungsmöglichkeit darstellt. Vgl. die originelle qualitative Analyse eines Tauf- und Trauregisters aus Westfalen mit Blick auf die „Beziehungsgeflechte zwischen Familien durch Heiratsverbindungen und Patenwahl sowie das Beziehungsgefüge zwischen den sozialen Schichten im Kirchspiel": Prochno-Schinkel, Renate (Bearb.): Das Tauf- und Trauregister der evangelischen Kirchengemeinde Weslarn 1654 bis 1716. Edition und sozialgeschichtliche Auswertung. Münster 2019. Zit. S. 11.

Die Sammlungen wachsen allerdings nicht nur durch selbst ermittelte Daten, sondern auch, indem von anderen erhobenes Material mehr oder weniger ungeprüft übernommen wird. Was früher mittels genealogischer Literatur, „Ahnenlistenumlauf“ oder durch private Kontakte auch schon verbreitet war, kann heute durch die Möglichkeiten des Internets und der Datenbanken mit ihren Austauschformaten erst recht in großem Stil praktiziert werden. Zwar gibt es vermutlich niemanden, der alles komplett selbst erarbeitet oder alles Übernommene persönlich nachgeprüft hätte. Die genealogische Arbeit schöpft nicht nur direkt aus ungedruckten Quellen, sondern macht auch bereits erfolgte Nachforschungen und einschlägige Publikationen ausfindig und nutzbar. Wird dies entsprechend nachgewiesen, ist solche Praxis auch unproblematisch und naheliegend bei einem prinzipiell nicht abgeschlossenen, nur durch die Quellenlage und das eigene Können begrenzten Sammelgebiet. Tritt jedoch die Ermittlung von Filiationen und ihre Fundierung in den Quellen allzu sehr gegenüber unspezifischen Sammelinteressen zurück, ist zu fragen, ob diese Beschäftigung noch als wissenschaftlichen Praktiken folgende Familienforschung definiert werden kann. Ohne produktive Anteile kann auch kein wirklicher Austausch unter Forschenden stattfinden, da dieser Begriff eine Balance von Geben und Nehmen unterstellt.

2 Erkenntnisinteresse II: Wie haben meine Vorfahren gelebt?

Wenn Familienforschern „die genealogische ‚Wohlfühlzone‘ der Kirchenbücher und Personenstandsregister“ nicht mehr genügt und sie sich auf schwierigeres Terrain wagen, sozusagen tiefer schürfen als im Tagebau der Kirchenbucheinträge, hat das im Wesentlichen zwei Gründe.[24] Zum einen geht es darum, die aus den genuin personengeschichtlichen Registern gewonnene Datenmenge anhand weiterer Quellen zu überprüfen und zu vergrößern. Sowohl die Erweiterung der Datenbasis als auch die Überwindung einzelner besonders schwieriger ‚toter Punkte‘ kann Anlass zu ganz erheblichen Forschungsanstrengungen sein. Die Heranziehung historischer Erkenntnisse lässt sich dann geradezu als Umkehrung der hilfswissenschaftlichen Beziehung verstehen: „Landesgeschichte wird für die Genealogen gewissermaßen zu einer ‚Hilfswissenschaft‘, indem sie ihnen nütz-

24 Linde, Roland: Entdecke die Möglichkeiten! Quellen der Familienforschung jenseits der Kirchenbücher, erläutert an einem Beispiel aus der Forschungspraxis. In: Familie? Blutsverwandtschaft, Hausgemeinschaft und Genealogie. Beiträge zum 8. Detmolder Sommergespräch. Hrsg. von Thomas Brakmann u. Bettina Joergens. Essen 2014. S. 157–170, hier S. 158.

liche Kontextinformationen liefert und zur besseren Interpretation und Einordnung ihrer Funde beiträgt.“[25] Das primäre Sammelinteresse bleibt bei diesem Motiv ungebrochen bestehen.

Bei vielen Forschenden regt sich aber darüber hinaus „der Wunsch, mehr über die Lebensverhältnisse einzelner Vorfahren zu erfahren“.[26] Man möchte es nicht beim Gerüst der Namen und Daten belassen, sondern sich „vom Leben der Vorfahren“ ein „Bild machen“.[27] Der Schritt von den Lebensdaten zu den Lebensverhältnissen wird dann nicht mehr nur in der Absicht gegangen, auf diesem Weg weitere Filiationen zu ermitteln, das Interesse an den Lebensumständen ist also nicht nur instrumentell auf die Erweiterung der Datensammlung bezogen. Die Grunddaten des „wer“ und „wann“ erweitern sich vielmehr substantiell zum „wie“ und vielleicht auch „warum“. Dieses zweite Motiv bedeutet eine wesentliche Weiterentwicklung, auch wenn das primäre Interesse an der Datensammlung daneben weiter besteht.

Gerade in der Berührung mit sozial- oder landesgeschichtlichen Themen können sich weitergehende genealogische (Erkenntnis-) Interessen entwickeln, die sich vom Ursprungsbezug auf die eigene Familie entfernen – ohne diese Verbindung wohl je ganz zu lösen – und die zunächst privaten Befunde stärker kontextualisieren. Spätestens dann gewinnt ein Aspekt merklich Raum, der auch immer wieder als motivierender Nebeneffekt genannt wird: „dass die Genealogie ein wirklich bildendes Hobby ist und gleichzeitig ein Freizeitvergnügen“.[28]

Ist ein weitergehendes Interesse geweckt, weitet sich die Quellengrundlage allmählich hin zu einer schriftlichen Überlieferung aus vielen unterschiedlichen Entstehungszusammenhängen. Anders als in den Kirchenbüchern und Personenstandsregistern werden darin die genealogisch relevanten Grunddaten nicht quasi unmittelbar bereitgestellt. Die Forschenden bekommen es vielmehr mit diversen Quellengattungen zu tun,[29] denen Nachweise von Filiationen und Le-

---

25 Hecht, Landesgeschichte (wie Anm. 16), S. 130; vgl. ders., Genealogie (wie Anm. 3), S. 76.
26 Linde, Möglichkeiten (wie Anm. 24), S. 158.
27 Wolfgang Bechtel, Leiter des Genealogischen Arbeitskreises im Naturwissenschaftlichen und Historischen Verein für das Land Lippe e.V., zit. nach: Auf Spurensuche. In: Landlust 1/2017, S. 132–137, hier 132. Vgl. auch Joachim, Arbeitsweise (wie Anm. 15), S. 22: „Es ist stets bedauerlich, wenn in dem unaufhörlichen Bemühen um weiteren Ausbau des Gerüstes der gefundenen Namen und Daten ein Weiterschreiten über diese Anfangsstufe der Forschung hinaus unterlassen wird“.
28 So der Historiker und Archivar Werner Frese, Geschäftsführer der Westfälischen Gesellschaft für Genealogie und Familienforschung von 1978 bis 1990, zit. nach Regenbrecht, Vereinsarbeit (wie Anm. 14), S. 282.
29 Vgl. die Überblicke von Scheibelreiter, Georg: Zur Typologie und Kritik genealogischer Quellen. In: Archives and Genealogical Sciences – Les Archives et les Sciences Généalogiques. München 1992. S. 1–26, hier S. 6–21; Schupp, Waldemar: Abstammung und Verwandtschaft. In:

bensdaten aufwendiger abgewonnen werden müssen, die dafür aber auch ungleich reicheres Material über die Umstände enthalten, unter welchen die Vorfahren ihr Leben verbracht haben. Je nach Gattung, Entstehungszeit, Handschrift usw. stellen diese Archivalien erhöhte Anforderungen an die Entzifferung, aber natürlich – dies gilt ebenso für edierte Quellen – auch an die Interpretation, eben weil sie einst zu anderen Zwecken entstanden sind.

Als Grenzfall sind die im deutschsprachigen Raum in regional unterschiedlicher Dichte vorliegenden Ortsfamilienbücher anzusehen. Das örtliche Kirchenbuch bleibt in diesem Fall die zentrale Überlieferung, wird aber mit höherem Anspruch an eine verlässliche Publikation systematisch und vollständig ausgewertet. Allerdings dürften solche Ausarbeitungen in der Regel die Heranziehung weiterer Quellen erfordern, um die älteren, oft alles andere als selbstverständlichen Verknüpfungen plausibel zu machen und idealerweise Hof- und Hausbesitz zuzuordnen.[30]

Die nächstliegende Ergänzung bieten gleichsam benachbarte Quellen, die ebenfalls in Form von Einträgen in Registern oder als Abfolge von Protokollen eine gewisse landes- oder grundherrliche Parallelüberlieferung zu den kirchlichen Handlungen bilden. Dazu gehören Eheprotokolle und Nachlassaufnahmen oder auch die in den Kirchengemeinden entstandenen weniger bekannten Verläuteregister.[31] Auch noch relativ einfach genealogisch auswertbar sind Volkszählungen, indem dort genau die gesuchten Familienstrukturen abgebildet werden. So gilt der *Status Animarum* des Fürstbistums Münster aus den Jahren 1749/50 als wesentliche Hilfe für einen „Gesamtüberblick“ der genealogischen For-

Die archivalischen Quellen. Mit einer Einführung in die Historischen Hilfswissenschaften. Hrsg. von Friedrich Beck u. Eckart Henning. 4. Aufl. Köln 2004. S. 269 – 290, hier S. 284 – 290.

30 So z. B. mit Berücksichtigung landes- und grundherrlicher Lagerbücher und Visitationsregister: Schlien, Manfred: Die Familien der Kirchspiele Gohfeld, Löhne und Mennighüffen. 17. bis 19. Jahrhundert. Celle-Klein Hehlen 2001. Nur so war es möglich, die „rekonstituierten“ Familien bestimmten Hofstätten zuzuordnen. Unter anderem auf dieser Auswertung beruhen wissenschaftliche Arbeiten wie die von Fertig, Georg: Äcker, Wirte, Gaben. Ländlicher Bodenmarkt und liberale Eigentumsordnung im Westfalen des 19. Jahrhunderts. Berlin 2007; Fertig, Christine: Familie, verwandtschaftliche Netzwerke und Klassenbildung im ländlichen Westfalen (1750 – 1874). Stuttgart 2012.

31 Vgl. z. B. Sturm-Heumann, Margarete: Ein ungehobener Schatz. Eheverträge als genealogische und sozialgeschichtliche Quelle. In: Familie? Blutsverwandtschaft, Hausgemeinschaft und Genealogie. Beiträge zum 8. Detmolder Sommergespräch. Hrsg. von Thomas Brakmann u. Bettina Joergens. Essen 2014. S. 131 – 155; Homoet, Christiane [u. a.]: Sterbfallinventare des Stiftes Quernheim (1525 – 1808). Eine quellenkritische Untersuchung zur Diffusionsforschung. Münster 1982; zu den Verläuteregistern (namentlicher Nachweis über das Trauergeläut als Ersatz für fehlende Begräbnisregister) vgl. Dieter Veldtrup, zit. nach Regenbrecht, Vereinsarbeit (wie Anm. 14), S. 273.

schung in der „Kirchenbuchphase“.[32] Wer aber beispielsweise nach den Eltern einer vor Beginn der Kirchenbuchüberlieferung geborenen Person sucht und dafür die Schatzregister der am ehesten in Frage kommenden Orte prüft, sollte wissen, dass darin längst nicht alle damals lebenden Namensträger erfasst sind, sondern nur die Hof- und Hausbesitzer, und auch die nicht einmal unbedingt auf dem damals aktuellen Stand. So können selbst gängige, oft als Edition vorliegende frühneuzeitliche Quellen leicht zu Fehlschlüssen führen.[33]

Um also archivalische Quellen solcher und erst recht komplexerer Art angemessen zu entschlüsseln, sind zusätzliche Kenntnisse und Fertigkeiten erforderlich. „Mein geschichtliches Wissen wuchs“, so eine Familienforscherin, „und irgendwann stellte ich auch fest, dass ich ohne größere Schwierigkeiten Sütterlin und vor allem auch Kurrent lesen konnte.“[34] Inwieweit es realistisch und überhaupt wünschenswert sei, dass Hobbyforscher weitergehende quellenkritische Anforderungen erfüllen, darüber gingen die Meinungen früher auseinander,[35] inzwischen dürfte eine größere Offenheit herrschen. Dazu sei betont, dass es unterschiedliche Schwierigkeitsgrade gibt und zweifellos auch erhebliche Lerneffekte, die sich mit der Zeit einstellen können. Dafür spielen neben geeigneten Veröffentlichungen auch die genealogischen Vereine mit ihren Angeboten und den dort geknüpften persönlichen Kontakten eine wichtige Rolle. Wie die Fortschritte sollten aber auch die eigenen Defizite und Grenzen im Blick behalten werden. So gibt ein erfahrener Familienforscher an, dass seine Lesefähigkeit bei Quellen aus der Zeit um 1600 endet, und benennt das treffende Motto: „Man wächst mit seinen Aufgaben“![36]

---

32 So Jörg Wunschhofer, zit. nach Regenbrecht, Vereinsarbeit (wie Anm. 14), S. 272 f.

33 Zu der oft irreführenden Annahme „es existiert nur, wer in den Quellen auftaucht“ siehe Aicher, Beweisführung (wie Anm. 11), S. 29 – 32.

34 Angela Schwentker: https://ahnenforschungowl.wordpress.com/uber-mich/ (23.11.2020). Ihrer Homepage zufolge ist Frau Schwentker inzwischen als Stadtführerin tätig und beschäftigt sich mit verschiedenen historischen Themen.

35 Dezidiert gegen die verbreitete „Unbekümmertheit“: Scheibelreiter, Typologie (wie Anm. 29), S. 1 f.; abwägend optimistischer: Metzke, Hermann: Genealogie als Beitrag zur Erinnerungskultur. In: Biographie, Genealogie und Archive gemeinsam im digitalen Zeitalter. Detmolder Sommergespräche 2006 und 2007. Hrsg. von Bettina Joergens. Insingen 2009. S. 173 – 183.

36 So Wolfgang Bechtel (zur Person siehe Anm. 27), zit. nach: Auf Spurensuche. In: Landlust 1/2017, S. 132 – 137, hier S. 135 f.

3 Orientierungsinteressen

Gewichtet man die angesprochenen Bildungseffekte stärker als bislang üblich und hebt im Unterschied zu anderen ‚Sammelleidenschaften‘ den geschichtlichen Bezug hervor, liegt es nahe, die genealogische Betätigung als Form „historischen Lernens“ zu verstehen. Jörn Rüsens weite Definition als Dreischritt aus den Dimensionen Erfahrung, Deutung und Orientierung[37] erscheint in doppelter Hinsicht besonders geeignet. Zum einen umfasst diese Begrifflichkeit das gesamte Feld von alltäglichen Formen des Geschichtsbewussstseins bis zu der strikt methodischen geschichtswissenschaftlichen Forschung. So lassen sich gleichsam auf gemeinsamem Boden zwar Unterschiede zwischen wissenschaftlichen und freizeitmäßigen Formen benennen, es entfällt aber die heute schwer zu begründende scharfe Dichotomie. Zum anderen kommt die auf lebenspraktische Orientierung hinauslaufende Definition dem Eindruck entgegen, dass insbesondere die populäre Genealogie von Fragen angetrieben wird, denen der eher auf wissenschaftliche Argumentation bezogene Begriff des Erkenntnisinteresses allein nicht gerecht wird.

Das so verstandene historische Lernen beginnt schon beim ersten Fragen und Sammeln im engsten privaten Umkreis. In nicht wenigen Fällen stellt die Beschäftigung mit der gegenwärtigen oder noch selbst erlebten Verwandtschaft keinen bloßen Ausgangspunkt dar, sondern das eigentliche Interesse ist und bleibt auf die zeitgeschichtliche „Vergangenheit, die in den eigenen Lebensumständen geronnen ist“,[38] gerichtet. Was diese Familienforscher und Familienforscherinnen umtreibt, sind heterogene, stark von privat-biographischen Umständen bestimmte Motive. Manchen geht es etwa um die Überprüfung der inzwischen fast sprichwörtlichen Annahme, dass „Opa“ doch wohl hoffentlich „kein Nazi“ war,[39] andere vermissen die handfeste Übersicht über eine weitverzweigte angeheiratete Verwandtschaft: „Es ist auch schon erstaunlich, wie viele Cousins und Cousinen meinerseits (wenn auch x.ten Grades) ich durch meine Forschungen kennen gelernt habe, und ich freue mich über jeden einzelnen von ihnen.“[40] Typische archivische Quellen hierfür bietet neben den Personenstandsunterlagen

37 Rüsen, Jörn: Lebendige Geschichte. Grundzüge einer Historik III: Formen und Funktionen des historischen Wissens. Göttingen 1989. S. 93–108; ders.: Historisches Lernen. Grundlagen und Paradigmen. Köln 1994. S. 64–73.

38 Rüsen, Geschichte (wie Anm. 37), S. 98.

39 Vgl. Harald Welzer [u. a.]: „Opa war kein Nazi“. Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis. Frankfurt am Main 2002.

40 https://ahnenforschungowl.wordpress.com/uber-mich/ (23.11.2020, siehe Anm. 34).

das weite Feld der personenbezogenen „Massenakten“ des 20. Jahrhunderts (Entnazifizierungs-, Personalakten usw.).[41]

Dagegen greift die eigentliche Ahnenforschung im üblichen Verständnis, ausgehend von der eigenen Person und Familie, sehr viel weiter in die unbekannte Vergangenheit aus. Sie „weitet die historische Orientierung auf Vergangenheiten aus, die gar nicht in den eigenen gegenwärtigen Lebensumständen sedimentiert sind“, und idealerweise „öffnet“ sie auch „den historischen Blick in eine zeitliche Weite, die die eigene Gegenwart und die in ihr geronnenen Geschichten relativiert auf andere Geschichten hin“.[42] Inwieweit solche Kontextualisierung des historischen Wissens tatsächlich angestrebt und realisiert wird, ist jedoch eine Frage, die ebenso empirischer Prüfung bedürfte wie die Motivik insgesamt. Aktuell „ein genaues Bild über die sehr heterogene Gemeinschaft der in der Genealogie Tätigen zu zeichnen“ ist abseits von Annäherungen über die Vereinsstrukturen offenbar noch ähnlich „schwierig“[43] wie vor 15 Jahren, als „Überlegungen zu Bedürfnislagen und zu den Motiven der Familienforschung“ mit dem Fazit endeten: „Im Grunde bleibt es unklar, warum die Familienforschung quer durch alle Bevölkerungsgruppen eine derartige Faszination ausübt und was die jeweiligen Spurensucher antreibt.“[44]

Hier sei zunächst an die bereits hervorgehobenen Motive erinnert: den puren Spaß am detektivischen Sammeln und die Freude an Bildungserlebnissen. Diese relativ eng mit der eigentlichen Forschungsarbeit verbundenen Motive schließen natürlich nicht aus, dass daneben – oder vielleicht eher untergründig und weniger bewusst – weitere Antriebe wirksam sind. Diese folgen vermutlich nicht nur individuellen Mustern, sondern zeittypischen Konjunkturen. Um nun mehr oder weniger spekulativen Überlegungen nicht zu viel Raum zu geben, seien abschließend drei solche Trends nur kurz skizziert, die einander trotz zeitlicher Abfolge sicher nicht vollständig abgelöst haben.

41 Vgl. Koch, Elke: Vergessene Nachbarn und verschwiegene Familiengeschichten. Individualisierung der Geschichte als Herausforderung für die öffentlichen Archive. In: Individualisierung von Geschichte. Neue Chancen für die Archive? Vorträge des 67. Südwestdeutschen Archivtags am 23. Juni 2007 in Eppingen. Hrsg. von Peter Müller. Stuttgart 2008. S. 38–49. Quellenkundlicher Überblick: Täter Mitläufer Opfer. Einblicke in personenbezogene Verwaltungsakten zum Nationalsozialismus. Hrsg. von Ralf Guntermann u. Annette Hennigs. Duisburg 2015.

42 Rüsen, Geschichte (wie Anm. 37), S. 99.

43 Hecht, Landesgeschichte (wie Anm. 16), S. 117.

44 Joergens, Familienforschung (wie Anm. 12), S. 28–34, zit. 34.

3.1 „Ich trage einen großen Namen“[45] – Abgrenzung und Prestigegewinn

Hierunter sollen eher traditionelle, auf positiv konnotierte Besonderheiten der Abstammung zielende Motive verstanden werden: „Oft wurde und wird Genealogie sehr affirmativ, als Erhöhung einer Familie betrieben, der man durch weit zurückreichende Verzweigungen und verwandtschaftliche Beziehungen zu bedeutsamen Persönlichkeiten ein besonderes Charisma zu verleihen hofft.“[46] Die Kulturanthropologin Elisabeth Timm hat diesen Modus als „Reverenz“ gefasst im Unterschied zur offeneren „Referenz“, die in moderneren Praktiken dominiere.[47] Klassische Familienlegenden, wonach der eigene Name „französischen Ursprungs“ sei oder die Ahnen „früher einen Adelstitel führten, der aber infolge finanzieller Not hatte verkauft werden müssen“,[48] sind eher Ausgangspunkt als Ergebnis genealogischer Forschungen. Geradezu klischeehaft ist die Vorstellung, der größte Wunsch jedes Ahnenforschers bestehe darin, die eigene Abstammung von Karl dem Großen nachzuweisen. Wohl aber dürften sich manche Genealogen „noch immer von der Chance angespornt“ fühlen, sich durch eine Blutsverwandtschaft mit prominenten Personen „ausgezeichnet“ zu finden.[49] Auch der Stolz, mit dem Familienwappen geführt wurden oder werden, lässt sich diesem Motivkreis zuordnen, dessen offenkundige Freude an der Distinktion nicht unbedingt ein Relikt vordemokratischer Zeiten darstellt. Dass man sich mit sozial hochstehenden Vorfahren überproportional viel und auch gern beschäftigt, liegt schon deswegen nahe, weil diese in der Regel wesentlich mehr schriftliche Quellen und andere Spuren hinterlassen haben als der ‚namenlose‘ Durchschnittsahn.

45 So der Titel einer schon seit 1977 im Süddeutschen Rundfunk, später Südwestrundfunk ausgestrahlten Fernsehsendung, in der ein Rateteam einen verstorbenen Prominenten durch Befragung eines oder einer eingeladenen Angehörigen herausfinden muss. Zur eigentlichen Ahnenforschung im Fernsehen vgl. die kurzen Hinweise bei Henning, Standortbestimmung (wie Anm. 7), S. 715; Regenbrecht, Vereinsarbeit (wie Anm. 14), S. 244 Anm. 8.

46 Kümper, Materialwissenschaft (wie Anm. 3), S. 283.

47 Timm, Reverenz (wie Anm. 22).

48 Richau, Erfahrungsbericht (wie Anm. 10), S. 150; vgl. Joachim, Arbeitsweise (wie Anm. 15), S. 18 f.

49 So der inzwischen schon etwas ältere Eindruck von Schröder, Spur (wie Anm. 20), S. 135.

3.2 „Back to the roots" – Entdeckung gemeinsamer Wurzeln

Ein anderes, mitunter geradezu gegenläufiges Motiv treibt eine Art von Familienforschung an, die sozusagen ergebnisoffen nach einer verborgenen familiären Vergangenheit sucht.[50] Damit geht oft eine soziale Verbreiterung der Datenbasis bis in wenig begüterte, zumeist ländliche Unterschichten einher. Es geht nicht um Teilhabe an einem exklusiven familiären Erbe, sondern um Verwurzelung in einem Ursprung, den man mit anderen teilt.

Besonders typisch hierfür ist die Nachverfolgung von Migrationsgeschichten. Schon seit vielen Jahrzehnten haben etwa Familienforscher aus den USA und den Niederlanden die Herkunft ihrer Familien in deutschen Orten – oft mit Expertenhilfe – ausfindig gemacht.[51] Damit ging und geht typischerweise eine Kontaktaufnahme und eine mehr oder weniger intensive Vergemeinschaftung mit den Angehörigen in der Ursprungsregion einher. Wie weit zurück die gemeinsamen „Wurzeln" dann noch verfolgt werden und welches Maß an Akribie in diese Forschungen investiert wird, hängt von den persönlichen Interessen und Fähigkeiten ab. Abschreckende Beispiele, bei denen fast egal scheint, ob aus der großen Entfernung genau die richtigen Ahnen getroffen werden,[52] gibt es ebenso wie gelungene.[53]

Die Suche nach den „Wurzeln" hat aber keineswegs große Migrationsbewegungen zur Voraussetzung. Es genügt, dass die familiären Ursprünge nicht offen zutage liegen, und das dürfte heute eher die Regel als die Ausnahme sein. Sind die Vorfahren bis etwa zur Mitte des 19. Jahrhunderts ermittelt, also vor der Industrialisierung und den dadurch verursachten (oft auch nur kleinräumigen) Wanderungsbewegungen, sind damit gewisse Vorentscheidungen über die jeweilige räumliche und soziale Herkunft getroffen. Das schließt selbstverständlich weitere, auch gänzlich unerwartete Entdeckungen nicht aus. Mit einer Erkundung der Familiengeschichte nur in eine relativ nahe Vergangenheit geben sich daher viele Forschende nicht zufrieden, auch wenn diese bereits weit von der eigenen Le-

---

50 Zur Bedeutung des 1977 verfilmten Romans „Roots" von Alex Haley nicht nur für die „black genealogies" siehe Weil, François: Family Trees. A History of Genealogy in America, Cambridge (Mass.) 2013. S. 180 ff.; Timm, Reverenz (wie Anm. 22), S. 217 Anm. 18.

51 Vgl. Regenbrecht, Vereinsarbeit (wie Anm. 14), S. 229 – 236.

52 Dazu Aicher, Beweisführung (wie Anm. 11), S. 30: Durch den online-Zugang zu personengeschichtlichen Daten durch die Mormonen habe sich der unkritische Umgang damit „fast uferlos ausgebreitet": „Man sucht dann einfach in großen Dateien und nimmt jemanden, der vom Namen und ungefähren Alter in Betracht kommt. Diese Tendenz ist vor allem in Amerika verbreitet, umso mehr, wenn solche Dateien ohne jede Ortskenntnis benutzt werden."

53 Beispielsweise die quellennahe lippische Hof- und Familiengeschichte von Wehrmann, Dennis: The Wehrmanns of Malmershaupt. Mskr. Los Angeles 1985.

benswelt entfernt ist und sich bei weiterem Zurückschreiten oft nur noch graduell verändert.

3.3 „Wer bin ich – und wenn ja, wie viele?“ – Entgrenzte Familien und Identitäten?

Das dritte Motivbündel kann als konstruktivistisch inspirierte Weiterentwicklung des zweiten unter den Bedingungen des Internetzeitalters verstanden werden.[54] Die Entdeckung familiärer Wurzeln und deren Teilung mit anderen ist oder scheint zumindest gegenwärtig nahezu ins Grenzenlose erweitert. An Stelle des ursprünglich starken Interesses an Exklusivität tritt im Gegenteil die Möglichkeit zu unbegrenzter Vergemeinschaftung: „Genealogie schafft unendliche Verbindungen.“[55] Dementsprechend treten die klassischen genealogischen Darstellungsformen mit ihren strikt definierten Personenkreisen zurück gegenüber Datenbanken, deren Gesamtinhalt von der forschenden Person quasi zur Verwandtschaft erklärt werden kann: „Das Aufspüren und Erfinden von Verwandten mündet nicht in einer chronologisch, sozial oder symbolisch (prä-)fixierten Konstellation, sondern vielmehr in der Datenbank als einer Sammlung von Schnittstellen, die wiederum Ausgangspunkte für das Aufspüren weiterer Verbindungen sind.“[56] So erstellt man sich die eigene Familie als prinzipiell offenes Konstrukt selbst, statt einer von außen definierten Verwandtschaft zugerechnet zu werden.[57] Die Hobbyforscher werden aus kulturanthropologischer Sicht geradezu als Avantgarde wahrgenommen, die sich neuerer Praktiken bedient als die altmodisch auf schrittweises methodisches Vorgehen pochenden Großväter. Positiv konnotiert wird exakt, was diese als „endlose“ Datenhäufung „bis in nicht verstandene Welten“ ablehnen.[58] Es geht nicht mehr primär um die akribische Er-

---

54 „Wer bin ich – und wenn ja, wie viele?“, Buchtitel von Richard David Precht (2007).

55 Timm, Reverenz (wie Anm. 22), S. 224.

56 Timm, Elisabeth: Genealogie ohne Generationen. Verwandtschaft in der populären Forschung. In: Generationenbeziehungen in Familie und Gesellschaft. Hrsg. von Ruth-E. Mohrmann. Münster 2011. S. 147–179, Zit. S. 174; vgl. Hecht, Repräsentationen (wie Anm. 21), S. 82.

57 Timm, Elisabeth: „Meine Familie“. Ontologien und Utopien von Verwandtschaft in der populären Genealogie. In: Zeitschrift für Volkskunde 109 (2013). S. 161–180.

58 So wendet sich Bahl, Genealogie (wie Anm. 5), S. 734 f., gegen eine Familienforschung, die „beim bloßen Sammeln und endlosen Erweitern von Datennetzen in PC-Programmen stehen“ bleibt und sich „in der Rekonstruktion von endlosen Abstammungsketten bis in nicht verstandene Welten verliert“, anstatt lieber einmal in überschaubaren Generationen „verstehend biographisch, zeit-, sozial- und kulturgeschichtlich in die Breite“ zu gehen.

mittlung von Vorfahren, sondern ins Zentrum rückt, was sonst eher als emotionale und forschungstechnische Begleiterscheinung gegolten haben mag: „Familienforschung heute zielt auf Verbundenheit mit Verwandten im weitesten Sinne und ist geprägt von der Vernetzung mit anderen Familienforschern.“[59]

4 Schlussbemerkung

Für all diese Diagnosen gilt, dass sie weiterer empirischer Überprüfung bedürfen. In welchem Maß haben sich die Ermittlungs- und Sammelmethoden tatsächlich verändert, und welche Rückschlüsse ergeben sich daraus auf die Erkenntnis- und Orientierungsinteressen? Aus Datenbanken lassen sich durchaus konventionelle Darstellungsformen wie Ahnentafeln, Ahnenlisten und Stammfolgen generieren; hinter dem Einsatz digitaler Verfahren können sich Interessen und Wünsche verbergen, die in der Genealogie schon eine lange Geschichte haben, sei es in den Dynastien, sei es in den Vereinen. Über die ethnologische Beschreibung von Praktiken hinaus wäre die „Entgrenzung“[60] als wirksames Motiv plausibel, wenn sie zu dementsprechend offenen Identitätskonstruktionen beitrüge. Oder bietet die Genealogie auch weiterhin überwiegend räumlich, womöglich auch sozial und kulturell verortete, aber nicht notwendig exklusive historische Orientierung und Sinnbildung?[61]

Weiter zu erkunden ist schließlich auch, was die jüngsten Tendenzen für den Umgang mit der schriftlichen Überlieferung bedeuten. Ist die Familienforschung „heute durch grenzenlose Vernetzung bei gleichzeitiger Verbundenheit mit den Quellen geprägt“?[62] Oder wird die Übernahme von möglichst vielen Daten wichtiger als deren Qualität und quellenmäßige Fundierung? Dann würde als Leitbild akzeptiert, was früher auch schon verbreitet war, aber als problematisch galt. Ein solcher Begriff von Genealogie entzöge nicht nur den auf Anleitung zur

59 Kluttig, Verwandtschaftsforschung (wie Anm. 12), S. 12 (auf Grundlage der Publikationen von Elisabeth Timm); vgl. auch die Zusammenfassung von Regenbrecht, Vereinsarbeit (wie Anm. 14), S. 21 f.

60 Timm, Reverenz (wie Anm. 22), S. 226.

61 Auch die avancierte kulturanthropologische Beschreibung aktueller genealogischer Praxis konstatiert, dass die Recherchen „nicht irgendwo“ beginnen und auch die geschaffenen Verbindungen „weder willkürlich noch zufällig“ sind, sondern sich als Artikulation von „Sinn“ verstehen lassen: Timm, Reverenz (wie Anm. 22), S. 231. Mit diesem Schlüsselbegriff auch der Geschichtstheorie und -didaktik ließen sich möglicherweise weitere Brücken schlagen: Zum „historischen Sinn“ bzw. den Lernformen historischer „Sinnbildung“ vgl. wiederum Rüsen, Geschichte (wie Anm. 37), S. 39–56, 67–75; ders., Lernen (wie Anm. 37), S. 74–118.

62 Kluttig, Verwandtschaftsforschung (wie Anm. 12), S. 15.

Quellenarbeit gerichteten Bemühungen familienkundlicher Vereine die Grundlage.[63] Es träten dann auch die Erkenntnis- hinter die Orientierungsinteressen zurück, und der gesuchten Orientierung als Bestandteil des historischen Lernens ginge die zu deutende Erfahrungsgrundlage verloren. Ohne ein Minimum „ad fontes“ gerichteten Interesses an archivischer Erkundung und Ermittlung verliert sich die Bewegung „back to the roots“ ins Beliebige. An dieser Stelle wäre dann die Grenze dessen zu ziehen, was in diesem Beitrag unter Genealogie verstanden wird.

63 So war das Heft 4/2016 der Zeitschrift Computergenealogie (Magazin des Vereins für Computergenealogie e.V.) dem Schwerpunktthema „Quellen zitieren, aber richtig! Vom Umgang mit Forschungsinteressen Anderer“ gewidmet: Vgl. Carl, Marie-Luise: Der Verein für Computergenealogie – der etwas andere genealogische Verein. In: Archivar 70 (2017), S. 16–21, hier 16 und 19. Der Flyer der Gesellschaft für Familienkunde in Kurhessen und Waldeck e.V. (o. J., um 2015) trägt das Motto: „Nicht nur ahnen – sondern wissen. Lernen Sie Ihre Wurzeln kennen!“

Bertram Fink

Genealogische Praktiken im Archiv, Verein und Internet

Die *Access-Revolution* der Computergenealogie und ihre Folgen

Genealogie ist ein anspruchsvolles Hobby. Meist beginnt die Erforschung der Ahnen mit einer Person in absteigender oder aufsteigender Linie. Die in der schriftlichen Überlieferung dokumentierten Vorfahren, Verwandtschaft oder Familie genannt, werden in einem Stammbaum oder einer Ahnentafel präsentiert. Die Erhebung der personengeschichtlichen Daten aus den Kirchenbüchern und anderen Quellen setzt fundierte Kenntnisse in Archiv-, Quellen- und Namenkunde, Paläografie und anderen historischen Hilfswissenschaften, (historischer) Geografie und Geschichte voraus. Damit die Ergebnisse der genealogischen Forschung für andere Ahnenforscherinnen und -forscher nachvollziehbar und überprüfbar sind, müssen die Quellenbelege stets angegeben werden. Auf Unsicherheiten oder Vermutungen ist in der Veröffentlichung der Forschungsergebnisse hinzuweisen. Zur gegenseitigen Unterstützung und um Lücken in ihren Stammbäumen auszufüllen, nehmen Genealoginnen und Genealogen gleicher Interessenlage gern miteinander Kontakt auf, um ihr Wissen und ihre genealogischen Daten miteinander auszutauschen. Aufgrund dieser Arbeitsweise wird die Geschichte der Hobby-Genealogie grundlegend von der Zugänglichkeit der genealogischen Information bestimmt.[1]

Die technische Entwicklung in den vergangenen Jahrzehnten, PC und Internet haben der vertikalen Erschließung und horizontalen Verbreitung der genealogischen Information neue Dimensionen eröffnet, die die skizzierten Arbeitsweisen der Familienforscherinnen und -forscher revolutioniert haben. In diesem Zusammenhang spricht man von einer *Access-Revolution* der Computergenealogie.[2] Der folgende Beitrag will einen kurzen und zusammenfassenden Überblick über die Entwicklung und die Möglichkeiten der Computergenealogie anhand von ausgewählten Beispielen geben. Dabei kann ein vollständiger Leistungsumfang

1 Genealogie. https://de.wikipedia.org/wiki/Genealogie (28.1.2021).

2 Veale, Kylie J.: A doctoral study of the use of the internet for Genealogy. In: Historia Actual Online 7 (2004). S. 7–14. https://www.researchgate.net/publication/26508334_A_doctoral_study_of_the_use_of_the_Internet_for_genealogy (28.1.2021); Fink, Bertram: Familienforschung zwischen archivischer Dienstleistung und Kommerzialisierung. Indexierung und Digitalisierung der Kirchenbücher auf Kooperationsbasis – eine Perspektive für kirchliche Archive? In: Aus evangelischen Archiven 47 (2007). S. 64–96.

https://doi.org/10.1515/9783110718034-020

der jeweiligen Dienstleister sowie die DNA-Analyse nicht beschrieben werden. Vielmehr liegt der Schwerpunkt auf dem Angebot der Datenerhebung und des Datenaustausches und selbst hier musste eine Auswahl getroffen werden. Da sich die Online-Genealogie in einem beständigen Wandel und Fortschreiten befindet, können weitere aktuelle Informationen bei den angegebenen Internetadressen eingeholt werden.

Der wichtigste Datenträger der genealogischen Information in vordigitaler Zeit war der Mikrofilm. Um das ganze Ausmaß und die Reichweite der *Access-Revolution* deutlich zu machen, soll zunächst die bisherige Arbeitsweise der Genealoginnen und Genealogen im Landeskirchlichen Archiv Stuttgart mit mikroverfilmten Kirchenbüchern und in den Vereinen vorgestellt werden. Der schrittweise Übergang vom Mikrofilm zu den Zugriffsmöglichkeiten auf die personengeschichtlichen Daten im Internet wird dann am Beispiel der *Genealogical Society of Utah (GSU)* aufgezeigt. Dem folgen die exemplarische Beschreibung der Entwicklung der Computergenealogie im deutschsprachigen Raum und ein zusammenfassender Ausblick.

1 Familienforschung im Landeskirchlichen Archiv Stuttgart vor der digitalen Wende. Der Mikrofilm

Die wichtigste Quelle für die Familienforschung für die Zeit vor der Einführung der Standesämter in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sind die Kirchenbücher. In den Kirchenbüchern werden die Lebensdaten der Gemeindemitglieder überliefert: Vor- und Nachname, Geburts- und Taufdatum, Eltern und Paten im Taufregister; Tag der kirchlichen Eheschließung sowie Namen der Eheleute, ihr Herkunftsort, die Namen der Väter, Berufsangaben, der Mädchenname der Braut im Eheregister; der Name der/des Verstorbenen, das Lebensalter und die Todesursache im Sterberegister.[3] In den 1808 in den württembergischen Kirchengemeinden angelegten Familienregistern, den Vorgängern der 1876 eingeführten Standesregister, werden auf einem Familienblatt immer drei Generationen zugleich erfasst. Namensindizes erleichtern die Suche nach Personen im jeweiligen Kirchenbuch. Die Einträge in den Kirchenbüchern wurden in der Regel von den Pfarrern und Diakonen vorgenommen. Ihre Registrierungspraxis war jedoch sehr

3 Nach diesen Angaben und lebensgeschichtlichen Ereignissen können später die genealogischen Datenbanken der Online-Dienstleister abgefragt werden.

lange uneinheitlich und hat sich im Zeitverlauf verändert. Erst mit der Einführung von Formblättern im Königreich Württemberg 1808/1811 wurde die Registerführung einer einheitlichen Norm unterworfen. Die erfolgreiche und fachkundige Auswertung der Kirchenbücher bildet das Gerüst für jeden Stammbaum und jede Ahnentafel und ist die Grundlage für deren Fortschreibung zu einer Familiengeschichte.[4]

Kirchenbücher gehören zu einem Pfarrarchiv. Das Landeskirchliche Archiv Stuttgart zentralisiert die Pfarrarchive der Evangelischen Landeskirche in Württemberg. Sie werden nach ihrer Herkunftspfarrei bezeichnet und in der Bestandsübersicht ausgewiesen. Von den Pfarrarchiven erstellen die Archivarinnen und Archivare sogenannte Archivinventare, in denen die einzelnen historischen Quellen mit ihren Titeln, Laufzeiten, Enthält-Vermerken und weiteren wichtigen Daten für verschiedene Benutzergruppen aus Wissenschaft und Verwaltung, Heimat- und Familienforschung auswertungsoffen erfasst werden. Eine tiefere Erschließung der Pfarrarchive kann aus personellen und finanziellen Gründen nicht geleistet werden. Die Archivinventare werden aber auf *Württembergische Kirchengeschichte Online* ins Netz gestellt.[5]

Wegen ihres hohen historischen Informationswertes und der Häufigkeit ihrer Benutzung durch die genealogische Forschung wurden Kirchenbücher sicherungsverfilmt. So wurden auch die württembergischen Kirchenbücher in das Programm der Sicherungsverfilmung des Landes Baden-Württemberg 1967 aufgenommen. Bei der Verfilmung erhielten die Kirchenbücher eine Filmsignatur. Als Findmittel ist eine Filmliste angelegt worden. Sie enthält jeweils die Filmnummer, den Namen der kirchenbuchführenden Pfarrei mit den zugehörigen Filialen, die Gattungsbezeichnung des Kirchenbuchs und seine Laufzeit. 1999 konnte das Projekt abgeschlossen werden; seitdem standen 2.237 schwarzweiße 35 mm Rollfilme den zahlreichen Familienforscherinnen und -forschern zur Verfügung.

In einem Datenbankprojekt wurde dann 2006 die Filmliste als Online-Datenbank auf der Homepage des Landeskirchlichen Archivs in das Internet gestellt. Die Datenbank konnte nach den Namen der Pfarreien und der Filialen abgefragt werden. Die Trefferliste zeigte die Kirchenbücher mit den Laufzeiten und ihren Filmnummern an. So konnten vom heimischen PC aus ein Archivbesuch vorbe-

4 Bing, Michael u. Butz, Andreas im Auftrag des Landeskirchlichen Archivs Stuttgart und des Vereins für württembergische Kirchengeschichte (Hrsg.): Evangelische Kirchenbücher in Württemberg. Eine Arbeitshilfe für die familiengeschichtliche Forschung. Zweite Auflage Stuttgart 2016.

5 Württembergische Kirchengeschichte Online. https://www.wkgo.de/quellen-literatur/archivische-findmittel/g-bestaende-pfarrarchive (28.1.2021).

reitet und ein Mikrofilmlesegerät innerhalb der Öffnungszeiten des Landeskirchlichen Archivs reserviert werden. War der Weg nach Stuttgart zu weit, bestand auch die Möglichkeit, die Filme nach Hause zu bestellen, um diese dann am eigenen oder an einem Lesegerät im Kommunalarchiv oder in der Ortsbibliothek anzusehen.[6]

Der Einstieg in die Familienforschung erfolgte zunächst über die Pfarrei. Um die Personensuche im Archiv erfolgreich betreiben zu können, sollte der Tauf- und Wohnort der Vorfahren bekannt sein. Auf der Suche nach einer bestimmten Geburt oder Taufe oder einem bestimmten Todesfall musste in den chronologisch geführten Tauf-, Ehe- und Sterberegistern seitenweise am Lesegerät gekurbelt und gelesen werden, da am Ende des Buches oftmals kein Namensindex mit Seitenangaben angelegt worden war. Die Kirchenbuchseiten konnten vergrößert, verkleinert und ausgedruckt werden. Für die Nutzung eines Lesegerätes, für Kopien und Ausleihe der Mikrofilme wurden Gebühren erhoben.

Ist die Herkunft der Vorfahren bekannt, so kann ein vorhandenes gedrucktes Ortsfamilienbuch, früher oft auch Ortssippenbuch genannt, die Personensuche entscheidend vereinfachen. In einem Ortsfamilienbuch werden Vater, Mutter und Kinder einer Kernfamilie gemeinsam erfasst und ihre Verbindungen zu ihren Eltern, Großeltern und anderen Familien durch die Eheschließung der Söhne und Töchter aufgezeigt.[7] Das Landeskirchliche Archiv hat die Erstellung dieser bedeutenden Sekundärquelle unterstützt, indem es sämtliche Mikrofilme der Kirchenbücher einer Pfarrei unentgeltlich für die Dauer des Projektes zur Verfügung gestellt hatte.

Die Lesesäle der kirchlichen Archive haben die Genealoginnen und Genealogen desselben Forschungsgebietes zusammengeführt. Hier wurden auch gemeinsame Interessen entdeckt, Probleme diskutiert und zusammen gelöst. Vor der Digitalisierung der Kirchenbücher bildeten die Familienforscherinnen und -forscher die zahlenmäßig stärkste Besuchergruppe kirchlicher Archive.

---

6 Fink, Bertram u. Müller-Baur, Harald: Von der Filmliste zum Internet. Die Kirchenbuchdatenbank des Landeskirchlichen Archivs Stuttgart. In: Genealogische Quellen jenseits der Kirchenbücher. 56. Deutscher Genealogentag in Leonberg 17. – 20. September 2004. Stuttgart 2005. S. 253 – 265.

7 Timm, Elisabeth: Reverenz und Referenz. Zwei Weisen der populären Genealogie seit dem 19. Jahrhundert. In: Beziehungen, Vernetzungen, Konflikte: Perspektiven Historischer Verwandtschaftsforschung. Hrsg. von Christine Fertig u. Margareth Lanzinger. Köln 2016. S. 209 – 231, hier S. 218 – 222.

2 Regionalisierung der Familienforschung. Die genealogischen Vereine

Aufgrund ihrer gemeinsamen Interessen schlossen sich Genealoginnen und Genealogen seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts zu lokalen und regionalen Vereinen zusammen, die sich bis heute in erster Linie aus den Beiträgen ihrer Mitglieder und Spendeneingängen finanzieren. Ihre Aufgaben und Ziele werden in ihren Satzungen festgehalten. Sie wollen das Interesse an der Familienforschung durch entsprechende Bildungsangebote (Fachbibliothek, Schulungen und Vorträge) wecken und unterstützen, beraten auch Nicht-Mitglieder bei Forschungsproblemen und beantworten Anfragen. In ihren Zeitschriften und Rundbriefen können die Mitglieder ihre Forschungsergebnisse veröffentlichen und sich über aktuelle Entwicklungen in der Genealogie informieren. Von einzelnen Vereinsmitgliedern oder Arbeitskreisen, die sich mit Spezialgebieten, zum Beispiel Auswanderung, beschäftigen, werden personengeschichtliche Archivalien und Dokumente ausgewertet und als Sekundärquelle für prinzipiell alle interessierten Genealoginnen und Genealogen publiziert. Im Zuge der Entstehung der Computergenealogie haben die genealogischen Vereine im deutschen Sprachraum zunächst eine eigene Internetseite mit einer Mailingliste und einem Mitgliederverzeichnis eingerichtet.[8]

Vor allem aber sind genealogische Vereine auch Anlaufstellen und Plattformen für Familienforscherinnen und -forscher, um gemeinsame Vorfahren und Forschungsgebiete zu entdecken, Lücken in den Ahnenreihen zu schließen und erarbeitete Forschungsergebnisse auszutauschen. Aus diesem Miteinander ist eine Kultur der Solidarität und der Ehrenamtlichkeit entstanden, die die vereinsmäßig organisierte Genealogie auszeichnet.[9]

3 Vom Mikrofilm zur *Access-Revolution*. Die *Genealogical Society of Utah (GSU)*

Unter allen genealogischen Vereinen weltweit nimmt die *Genealogical Society of Utah (GSU)* eine herausragende und wegweisende Stellung in der Anwendung und Nutzung neuer Informationsverarbeitungs- und Ausgabesysteme bezüglich

8 Als Beispiel eines genealogischen Vereins siehe Regenbrecht, Niklas: Genealogische Vereinsarbeit zwischen Geschichtspolitik und populärer Forschung. Die Westfälische Gesellschaft für Genealogie und Familienforschung 1920 – 2020. Münster [u. a.] 2019.
9 Siehe hierzu auch Veale, study (wie Anm. 2).

der vertikalen Erschließung und horizontalen Verbreitung genealogischer Informationen ein. 1894 von den Mitgliedern der *Church of Jesus Christ of Latterday Saints (LDS-Church)*, auch Mormonen genannt, ins Leben gerufen, wurde in den Gründungsartikeln unter anderem die Einrichtung und Unterhaltung einer genealogischen Bibliothek als gemeinnütziges und religiöses Ziel definiert.[10] Durch die Bereitstellung und Distribution genealogischer Informationen soll das familiengeschichtliche Interesse im Allgemeinen gefördert und den Mitgliedern ihrer Kirche bei der Ermittlung und Identifizierung ihrer Vorfahren in den Quellen geholfen werden. Gesponsert von der *LDS-Church*, hat die *GSU* im Verlauf des vergangenen Jahrhunderts die weltweit größte genealogische Bibliothek, die *Family History Library* in Salt Lake City aufgebaut. Dieser enorme Bestand an genealogischen Quellen gründet auf einer sehr erfolgreichen Erwerbsstrategie. Als 1938 die Verfilmung genealogischer Quellen als Bestandserhaltungsmaßnahme einsetzte, unterstützte die *GSU* die Sicherungsverfilmung zahlreicher Institutionen und wurde auf diese Weise zu einem Pionier in der Mikrofilmtechnologie. Die *GSU* hatte eigene Mikrofilmkameras erworben und führte in zahlreichen Ländern Verfilmungsprojekte mit Archiven und Bibliotheken durch. Die technische Ausrüstung und das Personal wurden dem Kooperationspartner kostenlos zur Verfügung gestellt. Im Gegenzug erhielt die *GSU* unentgeltlich eine Kopie des Mikrofilms, der im 1966 fertiggestellten Urkundengewölbe der Gesellschaft *(Granite Mountains Records Vault)* verwahrt wird, den Mitgliedern der *LDS-Church* und, nach Absprache mit dem Projektpartner, auch allen Besucherinnen und Besuchern der *Family History Library* in Salt Lake City kostenlos zur Einsichtnahme vorgelegt werden darf.[11] So ist auch die weltweit größte Sammlung mikroverfilmter Kirchenbücher und Standesamtsregister entstanden.[12]

Um die Verbreitung von genealogischen Informationen voran zu treiben, sind von 1964 bis heute weltweit über 5000 Niederlassungen der Bibliothek eingerichtet worden, die von freiwilligen Helferinnen und Helfern betreut werden. Besucherinnen und Besucher konnten sich Mikrofilme in eine umliegende *Ge-*

---

10 Die weltweite Förderung der Familienforschung ist in der Theologie der Mormonen begründet. Siehe hierzu: Die Kirche und FamilySearch. https://www.familysearch.org/home/sponsorship (28.1.2021).

11 Fink, Bertram: Genealogie zwischen archivischer Dienstleistung und Kommerzialisierung. Standortbestimmung und Perspektiven im Landeskirchlichen Archiv Stuttgart. Saarbrücken 2010. S. 23–25. Bis zum Jahr 2005 konnten Sammlungen mit mehr als 310.000 Büchern, 4.500 Zeitschriften, 2.400.000 Mikrofilmen und 742.000 Mikrofiches aus mehr als 110 Ländern aufgebaut werden.

12 Junkers, Günter: Digitalisierung von Archiven. Kirchenbücher & Standesamtsakten online. In: Familienforschung. Ahnenforschung leicht gemacht. Computergenealogie für jedermann. Hrsg. vom Verein für Computergenealogie e.V. 2019. S. 57.

nealogische Forschungsstelle schicken lassen, die heute *Center für Familiengeschichte* genannt wird.[13]

Bereits 1969 war es für Teilnehmerinnen und Teilnehmer an der von der *GSU* veranstalteten *World Conference on Records and Genealogical Seminar* in Salt Lake City möglich, den Einsatz von elektronischen Datenbanken in der Genealogie kennenzulernen.[14] Mit derartigen Veranstaltungen wurde die *Access-Revolution* genealogischer Informationen vorbereitet. Die *GSU* begann nämlich in den folgenden Jahrzehnten mit der datenbankgestützten Indexierung kopierter und mikroverfilmter Quellensammlungen und eingesandter Stammbäume. Durch die elektronische Indexierung sind dann drei originäre Datenbanken der *GSU* entstanden: Der *International Genealogy-Index (IGI)* enthält heute lebensgeschichtliche Angaben zu über 430 Millionen Personen, die Mitglieder der *LDS-Church* vor allem aus Kirchenbüchern erhoben haben. Bei der Katalogisierung der Kirchenbücher und Personenstandsregister verwendete die *GSU* neben der Herkunftsangabe des Filmes auch sogenannte *Batch-Nummern* (Stapelnummern). Die Nummern sind einem bestimmten Kirchenbuch, Ort und Zeitraum zugeordnet.[15] *Ancestral File* ist eine Sammlung eingereichter Stammbäume und Familienblätter von Familienforscherinnen und -forschern, die 1978 angelegt, elektronisch fortgeführt und 2003 mit über 40 Millionen Namen abgeschlossen wurde. Indexiert sind unter anderem Namen, Verwandtschaftsverhältnisse sowie Zeit- und Ortsangaben zu lebensgeschichtlichen Ereignissen. Die Sammlung kann auch Kontaktdaten der Einreichenden enthalten, sofern diese von ihnen freigegeben worden sind. Durch den elektronischen Index ist die Suche nach Personen ohne vorherige Kenntnis ihrer Herkunft möglich gemacht worden.[16] Die genealogischen Datenbanken standen dann zunächst offline den Besuchern der *Family History Library* zur Verfügung. Mit dem Aufkommen der Speicherung von Daten als Compact-Disk konnten auch Teilkollektionen in den zahleichen Genealogischen Forschungsstellen bereitgestellt werden.[17]

Im Unterschied zu *Ancestral File* wird die bis heute weiterhin wachsende dritte originäre Datenbank namens *Pedigree Resource File* aus Stammbäumen

13 Das erste Center für Familiengeschichte vor Ort. https://www.familysearch.org/de/about (28.1.2021). Fink, Genealogie (wie Anm. 11), S. 24.

14 Regenbrecht, Vereinsarbeit (wie Anm. 8), S. 254.

15 Für eine sinnvolle Suchabfrage wäre allerdings eine Liste notwendig, welche die *Batch-Nummern* den Ortschaften zuordnet. Eine solche Liste wurde von der *LDS-Church* bisher nicht veröffentlicht. Batch-Nummer: https://de.wikipedia.org/wiki/Batch-Nummer (28.1.2021).

16 Was sind Genealogien? Ancestral File. International Genealogy-Index. https://www.familysearch.org/search/family-trees (28.1.2021).

17 Fink, Genealogie (wie Anm. 11), S. 26.

gebildet, die allesamt als *GEDCOM-Datei* hochgeladen worden sind.[18] Wollten Familienforscherinnen und -forscher ihre Daten in vordigitaler Zeit austauschen, mussten diese abgeschrieben oder im günstigsten Fall ihre Karteikarten oder Ahnenreihen fotokopiert werden. Als Meilenstein in der Übertragung und dem Austausch von Ahnentafeln wurde von der *GSU* das elektronische Dateiformat *GEDCOM (Genealogical Data Communication)* 1985 entwickelt[19] und 1987 als anzuwendender Standard in der Version 3.0 publiziert. Mit Hilfe von *GEDCOM-Dateien* lassen sich ganze Forschungsergebnisse oder Teilergebnisse in Form von strukturierten Textdateien mit Familienverknüpfungen zwischen ausgewiesenen Computerprogrammen importieren und exportieren. Der digitale Datenaustausch via *GEDCOM-Format* unter den Familienforscherinnen und -forschern ist stets verbessert und bis hin zur Veröffentlichung von Stammbäumen und Ahnentafeln im Internet erweitert worden. Die derzeit aktuelle Version lautet 5.5.1.[20]

Im Juni 1999 ist mit *www.familysearch.org* die größte genealogische Datenbank im Internet freigeschaltet worden. Zusammen mit den originären Datenbanken sind in den folgenden Jahren auch die elektronischen Indizes der *Vital Records* (Sammlungen indexierter Personenstandsquellen), Zensuslisten und der amerikanische Sozialversicherungsindex ins Netz gestellt worden, die damals kostenlos für eine übergreifende Personensuche zugänglich und länderspezifisch abrufbar gemacht worden sind. Eine Recherche nach den Vorfahren war nun in diesen Datenbanken online vom heimischen PC aus ohne Kenntnisse von deren Herkunft möglich geworden. Der elektronische Index ist das Herzstück der Computergenealogie. Die Trefferanzeige bei einer Personensuche beinhaltete auch die Batch-Nummern und die Filmnummern der Originalquellen, so dass die Richtigkeit eines Datensatzes von den Benutzerinnen und Benutzern durch die Bestellung des Mikrofilms in ein *Center für Familiengeschichte* oder durch eine Einsichtnahme am Aufbewahrungsort des Archivales überprüft werden konnte.[21]

Hatten Genealoginnen und Genealogen ihre Kontaktdaten in der Trefferanzeige von indexierten Stammbäumen freigegeben, so ist es möglich geworden, mit ihnen zum Beispiel per E-Mail einfach in Verbindung zu treten.[22] *GEDCOM* und Online-Datenbanken sowie Foren und Mailinglisten haben die Weitergabe und den Austausch genealogischer Informationen unter Familienforscherinnen und

---

18 Was sind Genealogien? Pedigree Resource File. https://www.familysearch.org/search/family-trees (28.1.2018). Fink, Genealogie (wie Anm. 11), S. 34.
19 Zeitstrahl. https://www.familysearch.org/records/archives/web/about-timeline/ (28.1.2021).
20 GEDCOM. http://wiki-de.genealogy.net/Gedcom (28.1.2021).
21 Fink, Genealogie (wie Anm. 11), S. 26–42.
22 Fink, Genealogie (wie Anm. 11), S. 33.

-forschern gleicher Interessenlage durch die Möglichkeiten einer gezielten direkten elektronischen Kontaktaufnahme radikal vereinfacht und beschleunigt.

Damit auf möglichst viele Personenstandsdaten online zugegriffen werden kann, hat die *GSU* eine Digitalisierungswerkstatt aufgebaut und eine Technologie zur Digitalisierung mikroverfilmter Quellen entwickelt *(Digital Microfilm Frame Detection),* die es erlaubt, digitale Bilddateien vom Film zu gewinnen und durch Komprimierung und Verdichtung als Stapeldateien ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern zur Indexierung bereitzustellen. Erfüllten die Bewerberinnen und Bewerber um freiwillige Teilnahme an einem auf *www.familysearchindexing.org* seit 2006 ausgeschriebenen Indexierungsprojekt die hierfür notwendigen fachlichen Voraussetzungen, so konnten diese die Indexierungssoftware von der Webseite herunterladen und die Digitalisate in Empfang nehmen. Anfang 2018 wurde die Indexierung über das herunterladbare Programm eingestellt und durch die Webapplikation *Indexierung im Internet* ersetzt.[23] Indexiert werden nur Personenstandsdaten. Die digitalisierten Quellen werden unabhängig voneinander an zwei Freiwillige verschickt. Werden nach Rücksendung und Vergleich Unterschiede in der Datenerfassung festgestellt, entscheidet eine dritte Person, eine Schiedsrichterin oder ein Schiedsrichter, über die Richtigkeit des Eintrags. Auf diese Weise wird eine erhebliche Qualitätssteigerung der Datenbanken erreicht, da Erschließungsprojekte ohne Qualitätskontrolle oftmals zahlreiche Indexierungsfehler aufweisen.[24] Waren es zuvor vor allem Mitglieder der *LDS-Church* gewesen, die die Quellen indexierten, so wurde durch eine Vielzahl von ausgeschriebenen Crowdsourcing-Projekten in verschiedenen Sprachen im April 2013 ein erster Meilenstein erreicht: Eine Milliarde Einträge waren in der Internet-Datenbank durch und für Laienforscherinnen und -forscher erfasst und nach dem Durchlauf von Qualitätskontrollen für das Internet aufbereitet worden. Die weltweite Resonanz unter den Genealoginnen und Genealogen ist sehr erstaunlich.[25]

Ebenso wie bei der Mikroverfilmung und Indexierung ist die *GSU* auch im Bereich der Digitalisierung genealogischer Quellen zu einem Pionier geworden. 2012 wurde die *DCamX-Technologie* zur Erstellung von digitalen Bildern und die *Digital Reading Room-Technologie* zur Verbreitung digitaler Bilder eingeführt. Bei einer Kooperation mit der *GSU* können diese Technologien weltweit Archiven zur

---

23 Prünte, Ingrid u. Palmüller, Georg: Indexierungsprojekte bei FamilySearch. In: Computergenealogie 4 (2019). S. 24–26. FamilySearch. http://wiki-de.genealogy.net/Familysearch#Indexierung (28.1.2021).

24 Fink, Genealogie (wie Anm. 11), S. 42–48.

25 Eine Milliarde indexierter Dokumente. https://www.familysearch.org/de/about (28.1.2021).

Digitalisierung ihrer wertvollen genealogischen Aufzeichnungen zur Verfügung gestellt werden.[26]

Trotz des erstaunlichen Erfolges des Indexierungsprogrammes wird es noch Jahre dauern, bis der riesige Datenschatz der im *Granite Mountain Records Vault* lagernden Mikrofilme auf *www.familysearch.org* vollständig veröffentlicht und recherchierbar sein wird. Um die Bereitstellung durchsuchbarer Datensätze aber zu beschleunigen und technologisch noch effektiver zu machen, ist die *GSU* eine strategische Partnerschaft mit kommerziellen genealogischen Dienstleistern eingegangen. Soweit 2013/2014 bekannt gegeben, übernehmen auch kommerzielle Dienstleister die Indexierung genealogischer Aufzeichnungen und dürfen über einen bestimmten Zeitraum den Index online solange präsentieren, bis sie durch die erzielten Einnahmen die getätigten Investitionen zurückerhalten haben. Nach Ablauf einer Sperrfrist wird der Index dann auch auf *www.familysearch.org* kostenlos veröffentlicht.[27] Dank einer Zusammenarbeit mit einem kommerziellen Dienstleister erhielten Kundinnen und Kunden von seiner Webseite aus einen Zugriff auf elektronische Datensätze und Stammbaumprofile von *FamilySearch*. Im Gegenzug können die Benutzerinnen und Benutzer auf *www.familysearch.org* die Technologie des Partners verwenden, um ihre Stammbäume mit Datensätzen abzugleichen.[28] Besucherinnen und Besucher haben von den Computern in den *Centern für Familiengeschichte* aus einen freien Zugriff auf die Datenbestände kommerzieller Dienstleister,[29] wie *Ancestry*[30], *MyHeritage*[31] und *Geneanet*[32].

26 Archivierung. https://www.familysearch.org/records/archives/web/about-timeline/ (28.1.2021).

27 FamilySearch (englisch). https://en.wikipedia.org/wiki/FamilySearch (28.1.2021). FamilySearch partnerships. Some questions and answers. https://www.familysearch.org/blog/en/questions-answers-familysearch-partners/ (28.1.2021).

28 MyHeritage partners with FamilySearch to add Billions of historical records to its genealogy database. https://techcrunch.com/2013/10/15/myheritage-partners-with-familysearch-to-add-billions-of-historical-records-to-its-genealogy-database/ (28.1.2021).

29 Wendt, Birgit u. Ell, Renate: FamilySearch. Ein „Klassiker" in beständigem Wandel. In: Familienforschung (wie Anm. 12). S. 80 – 85, hier S. 82.

30 Zur Kooperation mit Ancestry siehe auch: RE. Der Kirchenbuch-Coup. In: Computergenealogie 1 (2016). S. 17.

31 Wessel, Klaus-Peter u. Behrendt, Nicole: MyHeritage. Vom Familiennetzwerk zum Online-Genealogieprogramm. In: Familienforschung (wie Anm. 12). S. 92 f.

32 Announcing Geneanet Services. https://www.familysearch.org/blog/en/announcing-geneanet-premium-services/ (28.1.2021). Ell, Renate: Geneanet. Die europäische Genealogie-Datenbank. In: Familienforschung (wie Anm. 12). S. 89 – 91. In der kostenlosen Variante können auch die Nutzerinnen und Nutzer von www.geneanet.org aus in den Auswertungen von FamilySearch nach ihren Vorfahren suchen, im Unterschied aber zu Premium-Abonnenten nur nach ihren Vor- und Nachnamen, ergänzt durch ein Land und durch eine zeitliche Begrenzung. Ihnen stehen hierfür nicht die erweiterten Suchoptionen offen. https://de.geneanet.org/premium/?type=foote

Aus drei Milliarden auf *www.familysearch.org*, seit 2013 auch deutschsprachig, bereit gestellten Personendaten besteht die derzeit weltweit größte genealogische Datenbank.[33] So konnte der Verleih von Mikrofilmen 2017 beendet werden, nachdem zuvor sichergestellt worden war, dass alle Filme auch gescannt worden sind, die während der letzten fünf Jahre mindestens einmal ausgeliehen worden waren.[34]

Wer auf *www.familysearch.org* weiterhin kostenlos recherchieren möchte, muss seit 2017 ein Benutzerkonto anlegen. Das Angebot umfasst eine Online-Stammbaumerstellung, eine Personensuche in den Datenbanken, einen automatischen Abgleich der Stammbaumdaten mit den Datenbank-Beständen sowie zahlreiche Hilfeseiten. In den Einstellungen legt die Benutzerin und der Benutzer die Zugänglichkeit ihrer und seiner Daten, den Informationsaustausch mit anderen Mitgliedern der Community und mit *FamilySearch* fest. Datenschutzbestimmungen und Sperrfristen müssen beachtet werden.[35]

Auf der Begrüßungsseite befinden sich am oberen Rand die Links *Familienstammbaum – Suche – Erinnerungen – Indexierung – Aktivitäten*. Der Link *Suche* führt zu den *Aufzeichnungen*. Es öffnet sich eine Suchmaske. Die Personensuche in den historischen Aufzeichnungen erstreckt sich über sämtliche Sammlungen. Die Recherche kann durch eine exakte Namenssuche, Lebensdaten, Zeit- und Ortsangaben eingeschränkt werden. Alternativ lässt sich durch einen Klick auf eine Weltkarte die Personensuche auf die genealogischen Sammlungen eines Landes oder einer Region von vornherein begrenzen. Auch besteht die Möglichkeit, in einer einzelnen Sammlung über ein Suchformular nach Personen zu recherchieren oder aber direkt über ein integriertes Bildbetrachtungsprogramm in den Digitalisaten zu ‚blättern'. Über den Link *Suche* gelangt man zu den *Genealogien*, das sind die bei *FamilySearch* eingereichten öffentlich recherchierbaren Stammbäume mit zugehörigem Suchformular.

Die Treffer werden tabellarisch nach dem Grad ihrer Übereinstimmung mit den Suchbegriffen aufgelistet und können durch die Eingabe weiterer Informationen nachträglich eingegrenzt werden. In die Datensätze der Treffer eingebundene Digitalisate werden durch ein Kamerasymbol angezeigt.[36] Durch Klick auf

---

r&utm_campaign=premium-tunnel&utm_content=footer&utm_medium=site&utm_source=geneanet (28.1.2021).

33 FamilySearch. http://genwiki.genealogy.net/FamilySearch (28.1.2021).

34 Interview. Klicken statt kurbeln – die Filme sind (bald) online. Ende des Mikrofilm-Verleihs FamilySearch. In: Computergenealogie 3 (2017). S. 30 f.

35 Benutzerkonto. https://www.familysearch.org/identity/settings/account (28.1.2021).

36 Ob ein Dokument veröffentlicht werden darf, wird vertraglich mit dem Kooperationspartner vereinbart.

einen Treffer in den Suchergebnissen öffnet sich der Datensatz einer Person. Er beinhaltet die Personenstandsdaten und weitere Angaben zum indexierten Dokument, vor allem aber auch die Quellenangabe. Ist ein Scan des Dokuments vorhanden, so können die Daten am Original auf *FamilySearch* oder durch elektronischen Querverweis auf der Webseite des Kooperationspartners überprüft und eventuell zusätzliche ergänzende Informationen erhoben werden. Der Datensatz und das Dokument können ausgedruckt, in die eigene Quellensammlung auf *FamilySearch* aufgenommen und nach einer möglichst sorgfältigen Überprüfung mit dem Familienstammbaum verknüpft werden.[37] Ein Einzeltreffer in den *Genealogien* wird mit den Abstammungslinien der gefundenen Person innerhalb eines Stammbaums als klassischer Stammbaum oder als Fächerstammbaum aufgerufen.[38] Die Computergenealogie hat einen direkten Zugriff vom heimischen PC aus auf die Personendaten in einer namensindexierten Datenbank mit Überprüfungsmöglichkeit des Datensatzes an der eingebundenen digitalisierten Originalquelle sowie einen automatischen Datenabgleich möglich gemacht.

Für jede angemeldete Benutzerin und jeden angemeldeten Benutzer besteht die Möglichkeit, einen eigenen Online-Stammbaum als Teil des Familienstammbaums von *FamilySearch* anzulegen.[39] Die Eingabe der Daten zum Familienstammbaum erfolgt entweder auf dem Webinterface, über ein zertifiziertes Programm *(Tree Share)* oder aber durch das Hochladen einer *GEDCOM-Datei*. Für jede Person im Stammbaum wird ein eigener Personen-Datensatz mit einer Identitätsnummer (ID-Nummer) angelegt, der sämtliche erhobene Personenstandsdaten sowie hochgeladene Dokumente beinhaltet. *FamilySearch* bietet einen Datenvergleich über eine automatische Suche ähnlicher Personen oder über eine Prüfung von Doppeleinträgen im Familienstammbaum an. Ob dann Daten übernommen werden, entscheidet nach einem möglichst sorgfältigen Vergleich die Benutzerin oder der Benutzer.[40] Wie bereits erwähnt, können auch gefundene Quellen in den Datenbanken von *FamilySearch* mit einem Personen-Datensatz verknüpft werden.[41] Außerdem sind die Personendatensätze mit den Suchmaschinen der Datenbanken kommerzieller Kooperationspartner über einen Link verbunden.[42]

---

37 Aufzeichnungen. https://www.familysearch.org/search/ (28.1.2021).
38 Genealogien. https://www.familysearch.org/search/family-trees (28.1.2021).
39 FamilySearch Familienstammbaum. https://www.familysearch.org/tree/overview (28.1.2021).
40 Wendt u. Ell, FamilySearch (wie Anm. 29), S. 83 f.
41 Als Beispiel eines Personen-Datensatzes: https://www.familysearch.org/tree/person/details/GQGT-25M (28.1.2021).
42 Ob bei einer Fortsetzung der Online-Recherche bei den Partnern Gebühren anfallen, müsste im Einzelfall überprüft werden.

Der Familienstammbaum auf *FamilySearch* besteht aus Verknüpfungen von Stammbäumen. Das Besondere an diesem Stammbaum ist der Umstand, dass jede Benutzerin oder jeder Benutzer einen Personendatensatz bearbeiten darf. Man kann begründete Korrekturen machen, Notizen und Quellen hinzufügen und Diskussionen führen.[43] In den Einstellungen ihres oder seines Kontos legt die Benutzerin oder der Benutzer fest, welche Nachrichten, Hinweise und Tipps sie oder er von *FamilySearch* und anderen Benutzerinnen und Benutzern automatisch erhalten möchte.[44]

Im Jahr 2018 startete *FamilySearch* ein neues Forum mit dem Namen *FamilySearch Community.*[45] Auf dem Forum hat sich eine *German Genealogy group* gebildet, die sich mit der deutschsprachigen Familienforschung befasst.[46] Die *Genealogical Society of Utah* heißt heute *FamilySearch*. Der Verein, der sich weltweit große Verdienste um eine frei zugängliche Familienforschung erworben hat, tritt hinter seinem Rechercheinstrument zurück.[47]

4 Die Computergenealogie als Herausforderung für die kirchlichen Archive. Portallösungen

Die Möglichkeiten der Computergenealogie bezüglich der vertikalen Erschließung und horizontalen Verbreitung genealogischer Informationen stellten insbesondere für die kirchlichen Archive eine große Herausforderung dar. Denn mit den vorhandenen begrenzten personellen und finanziellen Ressourcen eines einzelnen Archivs lassen sich eine Namensindexierung, Digitalisierung und Online-Präsentation der Kirchenbücher nicht realisieren. Um mit dem Leistungsvermögen der Computergenealogie dennoch Schritt halten und damit den steigenden Erwartungen der Familienforscherinnen und -forscher, die zahlenmäßig seit langem dominierende Gruppe in der Archivnutzung, gerechter werden zu können, wurden Lösungen im gemeinsamen Vorgehen mit einem Partner gesucht[48] und in der Kooperation der kirchlichen Archive mit der Einrichtung eines Kirchen-

43 Wendt u. Ell, FamilySearch (wie Anm. 29), S. 83 f.

44 Benachrichtigungen. https://www.familysearch.org/identity/settings/notifications (28.1.2021)

45 Welcome to the FamilySearch Community. https://community.familysearch.org/s/?language=en_US (28. Januar 2021).

46 German Genealogy Research. https://community.familysearch.org/s/group/0F93A000000LhYOSA0/germany-genealogy-research?language=en_US (28.1.2021).

47 FamilySearch. https://en.wikipedia.org/wiki/FamilySearch (28.1.2021). FamilySearch. http://wiki-de.genealogy.net/Familysearch /28.1.2021).

48 Fink, Genealogie (wie Anm. 11), S. 95 f.

buchportals gefunden. Im Archivwesen werden Portale für die gemeinsame Internetpräsentation von (Erschließungs-)Informationen und Beständen der bereitstellenden Archive mit institutionenübergreifender Suche und gemeinsamer Suchergebnisanzeige eingerichtet. Portale sind folglich Recherche- und Präsentationsplattformen meist mehrerer Archive im regionalen und internationalen Rahmen, teils auch mit themenbezogener Ausrichtung.[49]

Ausgehend von einer Initiative des Verbandes kirchlicher Archive wurde am 29. Mai 2013 in Stuttgart die Kirchenbuchportal GmbH gegründet. Gesellschafterinnen sind die Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) und evangelische Landeskirchen. Auch staatlichen, kommunalen und nicht-evangelischen Archiven steht die GmbH offen. Die teilnehmenden Archive digitalisieren ihre historischen Quellen und präsentieren diese gemeinsam zusammen mit den Erschließungsinformationen über das Kirchenbuchportal im Internet. Am 20. März 2015 wurde unter *www.archion.de* das Kirchenbuchportal *Archion* in Kassel offiziell freigeschaltet. Durch die Erhebung von Nutzungsentgelten soll die dauerhafte Aufrechterhaltung des Portalbetriebes ermöglicht werden.[50]

Zu den Digitalisaten gelangen die angemeldete Benutzerin und der angemeldete Benutzer auf *www.archion.de* über eine *Browse*-Funktion. Durch die Auswahl eines Landeskirchlichen Archivs werden zunächst die Dekanate, dann die Pfarreien und schließlich die Kirchenbücher angezeigt. Auf dem Weg zum Digitalisat können auch ergänzende Informationen zum Archiv und/oder zu den Quellen bereitgestellt sein.[51] Über eine Freitext- oder Ortssuche ist die Liste der Kirchenbücher einer Pfarrei alternativ aufrufbar.[52] Die Treffer können auf einen Zeitraum und eine Kirchenbuchgattung eingeschränkt werden. Durch Klick auf ein Kirchenbuch öffnet sich dann ein Viewer mit den Funktionen Zoom, Einstellung der Helligkeit, Drehen des Digitalisats, Download, Feedback an *Archion*. Mit dem Bildbetrachtungsprogramm kann im Kirchenbuch seitenweise navigiert werden. Durch das Anklicken eines Vorschaubildes springt man direkt auf eine Seite. Um digitalisierte Seiten schnell wiederzufinden, ist es möglich, ein Lese-

---

49 Arnold, Kerstin u. Waidmann, Susanne: Vernetzte Präsentation. Erfahrungen mit Portalen. In: Der Archivar 4 (2013). S. 431–438, hier S. 431.

50 Müller-Baur, Harald: Das Kirchenportal Archion – neue Wege für Nutzung und Organisation der Onlinepräsentation von Archivalien. In: Neue Wege ins Archiv – Nutzer, Nutzung, Nutzen. 84. Deutscher Archivtag in Magdeburg. Hrsg. vom Verband deutscher Archivarinnen und Archivare. Fulda 2016. S. 163–173.

51 Archion durchsuchen. https://www.archion.de/de/browse/?no_cache=1 (28.1.2021).

52 Suche. https://www.archion.de/de/suche/ (28.1.2021).

zeichen zu setzen.[53] Auch kann ein sogenannter *Permalink* zum Versenden an ein Mitglied der Community oder für einen Forumsbeitrag erstellt werden.[54] Jede aufgerufene Kirchenbuchseite kann mit Informationen und Hinweisen, Indizes oder Transkriptionen durch die Nutzerin oder den Nutzer versehen werden. Ein Klick auf den *UGC-Link* (*User Generated Context*) öffnet hierfür ein Eingabeformular. *UGC-Inhalte* und Forenbeiträge sind auch über die bereits erwähnte Freitext- und Ortssuche recherchierbar.[55] Das Forum auf *Archion* besteht aus allgemeinen genealogischen und regionalen Kategorien.[56] *Archion* bietet folglich seinen registrierten Benutzerinnen und Benutzern zahlreiche Möglichkeiten an, miteinander in Kontakt zu treten und Wissen zu teilen. Dabei müssen Datenschutzbestimmungen eingehalten werden.[57]

Archion ist auch an der Indexierung der Kirchenbücher interessiert. In einem gemeinsamen Projekt von *Archion* mit dem Verein für Computergenealogie und der Arbeitsgruppe Familienforschung Kreis Herford wird für die Sterbebücher der evangelisch-lutherischen Kirchengemeinde Enger seit August 2018 ein elektronischer Namensindex erstellt.[58]

Während die deutschen evangelischen Landeskirchen ihre digitalisierten Kirchenbücher bei *Archion* im Internet bereitstellen, findet man die katholischen digitalisierten Kirchenbücher auf *https://data.matricula-online.eu/de/*. *Matricula* ist ein staaten- und konfessionsübergreifendes Portal für Kirchenbücher (Matriken, Matrikel) aus dem mitteleuropäischen Raum.[59] Das Portal wird inhaltlich vom *International Center for Archival Research* (*ICARUS*) und technisch vom Diözesanarchiv St. Pölten in Österreich betrieben. *ICARUS* ist eine gemeinnützige Organisation mit Vereinssitz in Wien. Um die kostenlose Bereitstellung der Digitalisate sicherzustellen, wird *Matricula* von der Europäischen Union, Ländern und Diözesen unterstützt.[60]

53 Funktionen des Viewers. https://www.archion.de/de/hilfe/funktionen/viewer-funktionen/ (28.1.2021).

54 Wie erstelle ich einen Permalink? https://www.archion.de/de/hilfe/funktionen/permalink/ (28.1.2021).

55 Was ist ein UGC? https://www.archion.de/de/hilfe/ugc/ (28.1.2021).

56 Fragen zum Forum. https://www.archion.de/de/hilfe/forum/ (28.1.2021).

57 Wie nehme ich Kontakt zu anderen Familienforschern auf? https://www.archion.de/de/hilfe/forschung/kontakt-zu-forschern/ (28.1.2021).

58 Enger/KB Ev.-Luth. Kirchengemeinde Enger/Sterbebuch/Projektbeschreibung. http://wiki-de.genealogy.net/Enger/KB_Ev.-Luth._Kirchengemeinde_Enger/Sterbebuch/Projektbeschreibung (28.1.2021).

59 Matricula. http://wiki-de.genealogy.net/Matricula. (28.1.2021).

60 Über Icarus. https://www.icar-us.eu (28.1.2021).

Auf der Menüleiste seiner Willkommensseite bietet *Matricula* drei Möglichkeiten des Einstiegs in die Recherche nach den Digitalisaten an. Auf einer Landkarte sind die teilnehmenden kirchenbuchführenden Pfarreien markiert.[61] Durch einen Klick auf die Pfarrei öffnet sich dann die Liste ihrer digitalisierten Kirchenbücher. Die Benutzerin und der Benutzer gelangen über den Link *Bestände* zu einer Liste der Länder und von dort zu den teilnehmenden Bistümern und Pfarreien mit spezifischen Informationen und Fotografien zum Archiv, Kirchenbezirk und zu den Kirchenbüchern.[62] Wählt man eine Pfarrei aus, öffnet sich die Liste der digitalisierten Matrikel, zu der man auch eingangs direkt durch die Eingabe eines Ortes in ein Suchformular gelangen kann. Die Auflistung der Kirchenbücher ist durch die Auswahl eines Matrikeltyps und durch einen Datumsfilter begrenzbar. Über ein Kamerasymbol gelangt man zu den Digitalisaten.[63]

Mit dem Bildbetrachtungsprogramm kann die Kirchenbuchseite gedreht, vergrößert, verkleinert, ihre Helligkeit eingestellt, ein Link zum Bild gesetzt und in der Zwischenablage gespeichert werden. Es bestehen die Möglichkeiten, im digitalisierten Kirchenbuch zu navigieren und gezielt eine Kirchenbuchseite aufzurufen.[64] Bei Fragen und Problemen steht ein Kontaktformular bereit, um mit *Matricula* oder einem Archiv in Verbindung zu treten.[65]

Die teilnehmenden Archive können auf *Matricula* auch Links zu Kirchenbuchdatenbanken und Datenbankprojekten einstellen. Von herausragender Bedeutung ist die Datenbank der Matrikeleinträge der historischen Kirchenbücher des Bistums Passau, die, von der dortigen Universität programmiert, seit 1997 zunächst durch Fördergelder und dann durch das Engagement zahlreicher Freiwilliger aufgebaut wird.[66] Im Jahr 2011 gingen die Digitalisate auf *Matricula* online.[67] Die erfassten Daten werden an die genealogische Datenbank *GenTeam* weitergeleitet, das dem Bistumsarchiv seinen Server und seine genealogische Webseite zur Verfügung gestellt hat. Zurzeit befinden sich mehr als 4,3 Millionen Einträge in dieser Datenbank. *GenTeam* ist eine lose Vereinigung von Genealoginnen und Genealogen, die selbstständig oder im Team an Datenbanken arbeiten

61 Matricula online. Landkarte. https://data.matricula-online.eu/de/landkarte/?bbox=-871993%2C5011824%2C3824297%2C7093356 (28.1.2021).
62 Bestände. https://data.matricula-online.eu/de/bestande/ (28.1.2021).
63 Ortssuche. https://data.matricula-online.eu/de/suchen/ (28.1.2021).
64 Siehe das Beispiel Münster, St. Lamberti. https://data.matricula-online.eu/de/deutschland/muenster/muenster-st-lamberti/KB001/?pg=1 (28.1.2021).
65 Kontakt. https://www.icar-us.eu/cooperation/online-portals/matricula/contact/ (28.1.2021). So auch bei Archion. https://www.archion.de/de/kontakt/ (28.1.2021).
66 Genealogische Datenbank. https://www.bistum-passau.de/bistum-pfarreien/geschichte-archiv/genealogische-datenbank (28.1.2021).
67 Passau, rk Bistum. https://data.matricula-online.eu/de/deutschland/passau/ (28.1.2021).

und diese Daten allen Forscherinnen und Forschern kostenlos zur Verfügung stellen wollen.[68]

Aus Anlass des 20jährigen Jubiläums der Erschließungsdatenbank ist 2017 der direkte Zugriff möglich geworden.[69] Das Suchformular steht für eine komplexe Namens- und Ortssuche (Personen-, Zeit- und Kirchenbuchangaben). Die Trefferliste mit den eingebundenen Digitalisaten lässt sich auch nach Metadaten sortieren. Ein Datensatz ist mit dem entsprechenden Digitalisat auf *Matricula* verlinkt und kann daher auch auf seine Richtigkeit hin überprüft werden.[70]

Matricula unterstützt folglich all jene, die bereit sind, elektronische Register in standardisierter Form zu erstellen. Dementsprechend ist *Matricula* offen für jede Kooperation – sei es mit Privatpersonen oder sei es mit gemeinnützigen Institutionen – unter der Voraussetzung, dass gewisse wissenschaftliche und technische Mindestanforderungen beachtet und die Daten der Öffentlichkeit kostenlos auf nicht-kommerziellen Plattformen zur Verfügung gestellt werden. Die Digitalisate werden auf *Matricula* eingestellt und mit einem Kooperationspartner indexiert.

So werden in einem anderen Gemeinschafts- und Erschließungsprojekt die Militärkirchenbücher der Garnison Köln mit dem Online-Datenerfassungssystem *DES* beim Verein für Computergenealogie indexiert und die Daten kostenfrei zur Verfügung gestellt.[71]

Matricula unterstützt derzeit auch ein kollaboratives Projekt von *Geneanet*, das darauf zielt, eine frei zugängliche Datenbank aller Ehen des 19. und 20. Jahrhunderts zu erstellen. Für die Indexierung der österreichischen Eheregister durch Freiwillige stellt *Matricula* die Digitalisate bereit.[72] *Geneanet* funktioniert nach dem sogenannten *Freemium-Modell*, das eine kostenlose Seite mit einem Premium-Angebot kombiniert. Zum kostenlosen Bereich zählt der Zugang aller Nutzerinnen und Nutzer zu den kollaborativ erstellten Datenbanken. Der halbkommerzielle Dienstleister hat sich die Verpflichtung auferlegt, keine Daten, die von

68 GenTeam. Die genealogische Datenbank. https://www.genteam.at (28.1.2021).

69 Genealogische Datenbank. https://www.bistum-passau.de/bistum-pfarreien/geschichte-archiv/genealogische-datenbank (28.1.2021).

70 Willkommen bei „Gen-DB" – der Matrikel-Datenbank des Bistumsarchivs Passau! http://gendb.bistum-passau.de (28.1.2021).

71 Garnison Köln/Evangelische Militärkirchenbücher/Projektbeschreibung. http://wiki-de.genealogy.net/Garnison_K%C3%B6ln/Evangelische_Milit%C3%A4rkirchenb%C3%BCcher/Projektbeschreibung (28.1.2021).

72 Eheschließungen des 19. Jahrhunderts. https://int.geneawiki.com/index.php/Eheschlie%C3%9Fungen_des_19._Jahrhunderts (29.1.2021).

Mitgliedern frei geteilt werden, kommerziell zu verwenden (Stammbäume, Fotos, Urkunden, Auswertungen).[73]

Landeskirchliche Archive oder Bistumsarchive sowie über das Land verstreute Pfarrämter müssen nicht mehr einzeln von den Genealoginnen und Genealogen aufgesucht werden, sondern Forschungen in den Kirchenbüchern können sie nun zeit- und kostensparend einfach von zu Hause aus an ihrem Computer vornehmen. Durch die Bereitstellung von Digitalisaten werden Crowdsourcing-Projekte unterstützt, wodurch die Kirchenbuchdigitalisate in die indexierten Datensätze leistungsstarker Datenbanken durch Verlinkung eingebunden und somit auch über eine Personensuche aufgerufen werden können. Für die Benutzerinnen und Benutzer gibt es Kontakt- und Austauschmöglichkeiten mit anderen Familienforscherinnen und Forschern, um über Einträge und Entdeckungen auf einer digitalisierten Kirchenbuchseite zu diskutieren.

5 Vernetzung der Familienforschung. Der Verein für Computergenealogie e.V. (CompGen)

Die völlig neuen Möglichkeiten, die sich durch die Computergenealogie eröffnet haben, führten bereits am Ende der 80er Jahre eine Reihe IT-begeisterter Familienforscher in Deutschland zusammen. Am 26. Oktober 1989 wurde in Dortmund ein Verein mit dem programmatischen Namen *Verein zur Förderung EDV-gestützter familienkundlicher Forschungen e.V.* gegründet, der sich alsbald in *Verein für Computergenealogie e.V. (CompGen)* umbenennen sollte.[74] „Zweck des Vereines ist die Förderung von Wissenschaft und Forschung in genealogischer und familienkundlicher Hinsicht; darin eingeschlossen sind die wissenschaftlichen Nachbargebiete Heraldik, Sphragistik und Namenforschung." Umgesetzt soll dieser satzungsmäßig verankerte Vereinszweck insbesondere durch „die EDV-gestützte Herausgabe wissenschaftlicher Veröffentlichungen und die Durchführung entsprechender Veranstaltungen und Forschungsvorhaben; die Erschließung, Bearbeitung und Veröffentlichung genealogischer und historischer Quellen; die Unter-

73 Geneanet, eine Gemeinschaft wie keine andere. https://de.geneanet.org/nachrichten/post/2020/12/geneanet-eine-gemeinschaft-wie-keine-andere?utm_campaign=SITE_fr_bilan-modele-2020&utm_content=autopromo&utm_medium=site&utm_source=geneanet (29.1.2021). Kollaborative Indizierung: https://fr.geneawiki.com/index.php/Projets_contributifs (29.1.2019).

74 Verein für Computergenealogie e.V. https://wiki-de.genealogy.net/Verein_f%C3%BCr_Computergenealogie_e.V. (27.2.2021). Carl, Marie-Luise: Der Verein für Computergenealogie – der etwas andere genealogische Verein. In: Der Archivar 70/1 (2017). S. 16–21.

stützung der Mitglieder bei ihren familiengeschichtlichen Forschungen durch Schaffung und Nutzbarmachung EDV-gestützter Kommunikations- und Veröffentlichungsmedien; die Zusammenarbeit mit Vereinigungen und Einrichtungen, die gleichgelagerte Interessen verfolgen, namentlich deren Beratung und technische Unterstützung bei der Planung und Realisierung EDV-gestützter Projekte."[75] Damit ist ein neuer methodisch ausgerichteter Vereinstypus im deutschsprachigen Raum entstanden, der im Unterschied zu den damals noch traditionell arbeitenden Vereinen überregional tätig geworden ist. Die Mitgliedschaft steht allen Familienforscherinnen und -forschern sowie genealogischen Vereinen und anderen Einrichtungen offen. Alle Mitglieder erhalten das vierteljährlich erscheinende Magazin *Computergenealogie* als Printausgabe. Die Zeitschrift informiert über alle Bereiche der IT-gestützten Familienforschung.[76] Im Laufe seiner über 30jährigen Geschichte ist der Verein zum mitgliederstärksten genealogischen Verein Deutschlands aufgestiegen.[77]

Die 1989/90 festgelegten Ziele und Aktivitäten werden seitdem durch zahlreiche Mitmachprojekte für Mitglieder und alle Interessierten auf ehrenamtlicher Basis realisiert. Hierfür stellt der Verein für Computergenealogie die nötige Infrastruktur bereit. Dies geschieht oftmals in Zusammenarbeit mit anderen genealogischen Vereinen und Einrichtungen. Die Ergebnisse der Projekte werden dann kostenlos für die nicht-kommerzielle Nutzung auf der Webseite des Vereins zur Verfügung gestellt. Gemäß seiner strategischen Ausrichtung, eine Basis für *Recherchieren, Informieren, Kommunizieren* und *Kooperieren* zu schaffen, umfasst das stets sich erweiternde Angebot auf seiner Webseite das gesamte Spektrum genealogischen Arbeitens.[78] Auf diese Weise ist das größte genealogische Netzwerk *GenealogyNet* im deutschsprachigen Raum entstanden, das die verschiedenen genealogischen Einrichtungen mit den Online-Angeboten der Datenerhebung und des Datenaustauschs verbindet.

Das genealogische Onlinelexikon *GenWiki* ist auf der Hauptseite eingestellt. Hier verfassen Familienforscherinnen und -forscher Artikel zu wichtigen Themen der Genealogie, die die Ahnenforscherinnen und -forscher bei ihrer Arbeit unterstützen und ihnen weiterhelfen wollen. Inhalte des *Genwiki*, wie *Basiswissen, Regionale Forschung, Computergenealogie*, werden über Portale thematisch erschlossen. Die Artikel müssen mit Quellen- und Literaturangaben versehen sein.

---

75 Satzung. https://www.compgen.de/satzung/ (29.1.2021).

76 Das Magazin für Computergenealogie. https://www.compgen.de/home-2-2/magazin-computergenealogie/ (29.1.2021).

77 Wessel, Klaus-Peter: ComPGen – der Verein für Computergenealogie. In: Familienforschung (wie Anm. 12). S. 62f.

78 Die vier Säulen der CompGen-Strategie auf https://www.compgen.de/ (29.1.2021).

Die Autoren der in Zusammenarbeit geschriebenen Artikel werden in der jeweiligen Versionsgeschichte erfasst. So wird gemeinschaftliches Wissen genutzt, zusammengetragen und der Gemeinschaft wieder zur Verfügung gestellt.[79]

Auf jeder Seite von *GenealogyNet* befinden sich am oberen Rand zwei Navigationsleisten. Die obere Leiste enthält unter anderem die Links *Datenbanken, DES, DigiBib, Mailinglisten, Forum* und *Vereine*. Die Links auf der unteren Leiste führen zu den einzelnen Datenbanken von *GenealogyNet*. Für den Austausch von Informationen und gegenseitiger Hilfestellung bei Forschungsproblemen stehen für die angemeldeten Besucherinnen und Besucher thematische und regionale Foren[80] und Mailinglisten bereit.[81]

In der *Digitalen Bibliothek* (*DigiBib*) findet man in erster Linie genealogisch und ortsgeschichtlich relevante, zumeist gemeinfreie Druckwerke, die oft nur noch schwer zu beschaffen sind und deren Urheberrechte abgelaufen sind. Ziel ist es, dass der Text eines jeden Buches vollständig gescannt und transkribiert und so für die Suche nach Textinhalten erschlossen wird. Die meisten Buchprojekte der *Digitalen Bibliothek* arbeiten mit sogenannten *DjVu-Dateien*. Auch Kirchenbücher eignen sich für die Aufnahme in die Digitale Bibliothek, wie das Buchprojekt *Helmsbach St. Laurentius (rk), Kirchenbuch 1803–1831* zeigt.[82] Nachdem der Text des Kirchenbuches in die heutige Schrift übertragen und zweimal Korrektur gelesen worden ist, kann außerdem optional auch ein E-Book erstellt werden.[83] Die Bücher in der *Digitalen Bibliothek* sind über die jeweiligen Buchbeschreibungsseiten (auch Buchprojektseiten genannt), erreichbar.[84] Über 100 historische Adressbuchprojekte werden in Zusammenarbeit mit *FamilySearch*, das die Scans bereitstellt, realisiert. Im Laufe der Jahre 2016 und 2017 wurden etliche Adressbuchprojekte mit Hilfe des vom Verein für Computergenealogie entwickelten Daten-Eingabe-Systems, kurz *DES* genannt, abgeschlossen.[85]

Der Verein für Computergenealogie unterhält auf seiner Webseite zahlreiche eigene genealogische Projektdatenbanken, die zusammen mit den Datenbanken seiner Mitgliedsvereine über eine *Metasuche* nach Orts- und Nachnamen abge-

---

79 Willkommen im GenWiki. http://wiki-de.genealogy.net/Hauptseite (29.1.2021).
80 Ahnenforschung.Org. Forum für Ahnenforschung. https://forum.genealogy.net (29.1.2021).
81 Mailinglisten auf list.genealogy.net. https://list.genealogy.net/mm/listinfo (29.1.2021).
82 Helmsbach, St. Laurentius (rk)/1.Kirchenbuch. http://wiki-de.genealogy.net/Hemsbach,_St._Laurentius_(rk)/1._Kirchenbuch (29.1.2021).
83 Portal: DigiBib. http://wiki-de.genealogy.net/Portal:DigiBib (29.1.2021).
84 Kategorie: Gemeinschaftsprojekt in der DigiBib. http://wiki-de.genealogy.net/Kategorie:Gemeinschaftsprojekt_in_der_DigiBib (29.1.2021).
85 Kategorie: Kooperationsprojekt Familysearch. http://wiki-de.genealogy.net/Kategorie:Kooperationsprojekt_Familysearch (29.1.2021).

fragt werden können. Ist die Ergebnistabelle einer Recherche sehr umfangreich, so kann die Anzahl der Treffer begrenzt werden, indem in das Eingabefeld *Ergebnisfilter* Begriffe und Daten aus der Trefferliste eingetragen werden. Auch ist es möglich, die Suche durch eine Auswahl auf bestimmte Datenbanken zu beschränken. Besucherinnen und Besucher können sogar bei verschiedenen Datenbanken einen Benachrichtigungsalarm *genealogy.net-Alert* einrichten. Sie werden dann automatisch benachrichtigt, sobald neue Daten bereitstehen.[86]

In die Datenbank *Gedbas* (Genealogische Datenbasis) können Genealoginnen und Genealogen ihre Forschungsergebnisse mit einer GEDCOM-Datei hochladen und veröffentlichen und ihre Daten zum Download und Kontaktmöglichkeiten (E-Mail-Adresse) anbieten. Alle Einträge werden automatisch in der *Metasuche* gefunden und von Google indexiert. Im eigenen Suchformular von *Gedbas* werden der Nachname und Vorname und ein Ort eingegeben. Auch ist es möglich, die Suche in den Dateien zeitlich zu begrenzen. Die Suchergebnisse zu einer Person werden in einer Datenblattansicht angeboten oder in einem Stammbaum dargestellt.[87]

Der Verein für Computergenealogie bietet allen Autorinnen und Autoren eine Online-Veröffentlichung ihrer Ortsfamilienbücher an, die bestimmte inhaltliche Voraussetzungen erfüllen sollten, möglichst unter Verwendung eines Genealogieprogrammes für Online-Ortsfamilienbücher *(OFB)* erstellt worden sind und mit einer *GEDCOM-Datei* hochgeladen werden können. Im Unterschied zur gedruckten Fassung ist es möglich, erkannte Indexierungsfehler nachträglich zu verbessern und das Ortsfamilienbuch durch weitere Informationen über Migrantinnen und Migranten (Geburts- und Sterbeorte) in anderen genealogischen Quellen zu ergänzen. Durch Klick auf einen Familiennamen in der Gesamtliste eines *OFBs* wird eine Liste sämtlicher Personen dieses Nachnamens mit den Vornamen und ihren Geburts- und Todesdaten erstellt und angezeigt. Vorhandene Hinweise auf eine ähnliche Person in anderen Ortsfamilienbüchern werden eingeblendet. Durch die Auswahl einer Person wird ein Familienbericht aufgerufen, der sämtliche Informationen zu dieser Person zusammenfasst. Die aufgeführten Namen sind, sofern sie nicht dem Datenschutz unterliegen, mit Hyperlinks unterlegt und führen zu den Familienberichten der angewählten Personen.[88]

Das universelle Daten-Eingabe-System *(DES)* wurde vom Verein für Computergenealogie entwickelt, um strukturierte Quellen in einer Datenbank zu erfassen

86 Neue Suche starten. https://meta.genealogy.net (29.1.2021).
87 Neue Suche. https://gedbas.genealogy.net (29.1.2021).
88 Online Ortsfamilienbücher. https://ofb.genealogy.net (29.1.2021).

und damit durchsuchbar zu machen.[89] Über die sogenannte *Meta-Navigation* auf *GenealogyNet* gelangt man, wie bereits erwähnt, zum *DES*.[90] Hier kann man entweder in den bereits erfassten Datenbanken suchen oder man kann sich eine Auswahl der Projekte anzeigen lassen, die sich aktuell in der Erschließung befinden. Durch Klick auf den Link *Dateneingabe* wird eine Landkarte aufgerufen, die die Herkunftsorte der Quellen anzeigt, die gerade bearbeitet werden.[91] Fällt die Wahl zum Beispiel auf den Ort Köln, so gelangen die Besucherin und der Besucher zur Beschreibung des Projekts *Garnison Köln/Katholische Militärkirchenbücher*. Darin werden die weiteren Projektpartner genannt. Die katholischen Garnisons-Bücher der Garnison Köln sind in der Online-Plattform *Matricula* eingestellt und mit dem *DES* verlinkt. Das Erfassungsteam wird unterstützt durch Mitglieder der Westdeutschen Gesellschaft für Familienkunde (WGfF). Die Editionsrichtlinien, eine Liste der Kirchenbücher, die Beschreibung der Eingabefelder und weitere projektspezifische Erläuterungen machen zugleich deutlich, welche fachlichen Kenntnisse eine Teilnehmerin und ein Teilnehmer mitbringen muss.[92] Alle, die sich für eine Mitarbeit entscheiden, gehen dann auf die Startseite und müssen sich dort registrieren lassen, um mit den anderen am Projekt Beteiligten kommunizieren zu können.[93] Nach der Anmeldung gelangt man sofort auf die nächste freie und zu indexierende digitalisierte Kirchenbuchseite. Ist diese zum Beispiel aus einem Taufbuch und klickt eine Bearbeiterin oder ein Bearbeiter auf den Namen des Täuflings, so öffnet sich ein Eingabefenster mit der Nummer des Eintrags und mit den Feldern der zu erfassenden Personendaten. Indem auch die Datensätze der Bezugspersonen (Eltern, Paten) die gleiche Eintragsnummer haben, können dieselben miteinander verknüpft werden. Die Autokorrektur beseitigt Rechtschreibfehler. Die einzelnen Datensätze sind sofort nach der Speicherung über die *DES-Suche* auffindbar. In der Trefferliste werden die Datensätze mit der eingebundenen Taufbuchseite angezeigt. Über einen Link zu *Matricula* gelangt man zum Taufbuch und kann dort die Seite aufrufen.[94]

Jedes Erfassungsprojekt wird von einem oder mehreren Projektbetreuerinnen und -betreuern begleitet. Diese stehen für konkrete Fragen zur Verfügung. Sie

89 Nicola, Susanne: Historische Quellen gemeinsam erschließen. Daten-Eingabe-System. In: Familienforschung (wie Anm. 12). S. 68 – 69.
90 Daten-Eingabe-System. https://des.genealogy.net (29.1.2021).
91 Projektauswahl. http://des.genealogy.net/start/selectProject (29.1.2021).
92 Garnison Köln/Katholische Militärkirchenbücher/Projektbeschreibung. http://wiki-de.genealogy.net/Garnison_Köln/Katholische_Militärkirchenbücher/Projektbeschreibung (29.1.2021).
93 Beantragung einer Benutzerkennung. https://db.genealogy.net/anmeldung/ (29.1.2021).
94 Videoanleitung Garnison KB Köln mit DES. https://www.youtube.com/watch?v=Hc7SlzYhPQQ&list=PLRRcVcEbZ4MiJ64Y9RltckywwHABC_naX&index=6&t=1531s (29.1.2021).

überprüfen fertige Seiten und bearbeiten gemeldete Fehler. Man kann Einträge, die nicht sicher zu lesen sind, als *Tippfehler* melden. Dann werden sie einer Projektbetreuerin oder einem -betreuer vorgelegt.[95]

Viele genealogische Vereine, Arbeitskreise, Interessengemeinschaften und andere genealogische Einrichtungen stellen sich im Portal *Vereine* auf dem Server des Vereins für Computergenealogie vor. Sie informieren über ihre satzungsmäßig verankerten Aufgaben und Ziele, über ihre Veranstaltungen, Publikationen und Projekte. Besondere Aufmerksamkeit gilt hier vor allem auch der Organisation des Mitgliederbereichs und des Zugriffs auf die genealogische Information.[96]

Die Mitgliederdatenbank der Westfälischen Gesellschaft für Genealogie und Familienforschung (WGGF) enthält in ihrem nicht-öffentlich und nur Vereinsmitgliedern zugänglichen Bereich deren persönliche Daten. In den Datensätzen erfasst sind auch die Forschungsgebiete der Mitglieder, die nach Namen und Orten abgefragt werden können. Die Suche nach Forschungsgebieten steht auch allen Besucherinnen und Besuchern der Webseite zur Verfügung, soweit sie für die Öffentlichkeit von Vereinsmitgliedern freigegeben worden sind. Eine hinterlegte E-Mail-Adresse ermöglicht eine Kontaktaufnahme. Zu den genealogischen Webseiten ihrer Mitglieder führt eine bereitgestellte Linksammlung. Auch können auf der Webseite Auswertungen von Mitgliedern veröffentlicht werden. Die vereinsinterne Mailingliste *Westfalengen* ist eine Plattform, um Fragen zu stellen, mit anderen zu diskutieren und Ergebnisse auszutauschen.[97]

Aber nicht nur im Rahmen der Mitgliederkommunikation gelangt man zu gesuchten genealogischen Informationen. Im Projekt *Münsterland-Portal* führt der Weg über einen alphabetischen Ortsindex zu den Zusammenstellungen von genealogischen Quellen der zum Münsterland gehörenden Kirchspiele (Pfarrbezirke), die um 1800 bereits existierten. So findet man bei jedem Ort, soweit bereits eingestellt, die Links zu den jeweiligen Kirchenbüchern und Personenstandsregistern in den digitalen Lesesälen von *Archion*, *Matricula* und anderen Archiven. Da der Verein die *Batch-Nummern* der von der *GSU* mikroverfilmten Kirchenbücher ermittelt hat, führt ein weiterer Link zum *IGI (Internatial Genealogical Index*) auf *FamilySearch*. Werden bedeutende genealogische Quellen bei kommerziellen Dienstleistern angeboten, so werden auch diese mit aufgelistet. Sind weitere genealogische Quellen für das Kirchspiel online verfügbar, wie Adressbücher oder Schatzungsregister, so werden auch sie mitaufgenommen. Vervollständigt wird die Sammlung durch weitere elektronische Querverweise zu Archiven, Bibliotheken

---

95 Eine ausführliche Bedienungsanleitung, auch als Videoanleitung, ist zu finden auf http://genwiki.genealogy.net/DES/Bedienungsanleitung abrufbar. (29.1.2021).

96 Portal: Vereine. http://wiki-de.genealogy.net/Portal:Vereine (29.1.2021).

97 Wer forscht über Was? http://vereine.genealogy.net/wggf/?Wer_forscht_ueber_was (29.1.2021).

und Instituten, die auch landes-, regional- und lokalgeschichtliche Quellen und Informationen bereitstellen. Auf diese Weise wird die genealogische Forschung eingebettet in die Heimat- und Alltagsgeschichte. Die Frage „Wer waren meine Vorfahren?“ wird erweitert um die Frage „Wie lebten meine Vorfahren?“ Familienforschung ist ein persönlicher Zugang zur Geschichte.[98]

Die wichtigsten Quellengruppen aus der preußischen Zeit werden im Portal *Westfalen seit 1815* mit ausführlichen Quellen- und Zugangsbeschreibungen vorgestellt. Links führen zu *Personenstandsregister ab 1874* und *Kirchenbuchduplikate zwischen 1815 und 1874*[99] sowie auch zu *Westfälische Juden- und Dissidentenregister 1815–1874*, die in einem laufenden Projekt mit *DES* erschlossen werden.[100]

Die Webseite der Westfälischen Gesellschaft für Genealogie und Familienforschung bietet allen Besucherinnen und Besuchern die Möglichkeit, mit den erfahrensten Familienforscherinnen und -forschern Westfalens in Verbindung zu treten. Sie eröffnet einen hervorragenden Ortseinstieg in die Ahnenforschung, indem sie einen aktuellen Überblick über sämtliche Online-Angebote an relevanten lokalen und regionalen genealogischen Informationen verschafft und durch zielgenaue Verlinkung zu den Personenstandsquellen in den digitalen Lesesälen genealogischer Dienstleister führt.

CompGen/GenealogyNet ist die Antwort der deutschsprachigen genealogischen Vereine auf die internationale Entwicklung einer Computergenealogie. Sie zeigt in überzeugender Weise ihre Fähigkeiten, auf unentgeltlicher Basis mit den modernen Technologien durchaus Schritt halten und die Kultur der Ehrenamtlichkeit im digitalen Zeitalter unter den Genealoginnen und Genealogen aufrechterhalten zu können, wie der Open-Access-Zugang zu den genealogischen Informationen und die überaus zahlreichen erfolgreichen Mitmachprojekte belegen.

6 Kommerzielle Dienstleister

Wurde lange Zeit die populäre Familienforschung von den Angeboten der gemeinnützig ausgerichteten Archive und Vereine dominiert, so ist mit der Verbreitung des Internets auch eine fortschreitende Kommerzialisierung der Hobby-

98 Münsterland. http://vereine.genealogy.net/wggf/?M%C3%BCnsterland (29.1.2021). Die Leserinnen und Leser können durch Kontaktaufnahme die Zusammenstellungen unterstützen, indem sie auf fehlende oder neue Online-Quellen aufmerksam machen.
99 Westfalen seit 1815. http://vereine.genealogy.net/wggf/?Westfalen_seit_1815 (29.1.2021).
100 Westfälische Juden- und Dissidentenregister 1808–1874. http://vereine.genealogy.net/wggf/?Westfalen_seit_1815:Westfaelische_Juden-_und_Dissidentenregister_1815-1874 (29.1.2021).

Genealogie eingetreten. Markt- und profitorientierte, weltweit agierende Unternehmen haben die Möglichkeiten erkannt, mit der Computergenealogie Gewinne zu erzielen. Durch genaue Beobachtung des Online-Marktes und vor allem in ihrem Bestreben, immer benutzerfreundlichere Produkte ihren Kundinnen und Kunden anzubieten, treiben sie die technologische Entwicklung der *Access-Revolution* in beeindruckender Weise immer weiter voran. Sie digitalisieren und indexieren genealogische Quellen in eigener Regie und im Vergleich zu den ehrenamtlichen Mitmachprojekten in relativ kurzer Zeit. Dabei sind sie auf die Kooperation mit Archiven, Bibliotheken und anderen Einrichtungen angewiesen. Ein Interessenausgleich zwischen Gemeinnützigkeit und Gewinnmaximierung muss gefunden werden, der seinen Niederschlag in vertraglichen Regelungen findet, die die Kostenübernahme, Auswertung, Nutzung und Bereitstellung der indexierten Digitalisate festlegen. Hierfür und insbesondere auch für die Aufrechterhaltung und Fortentwicklung einer Technologie des Datenaustausches genealogischer Information tätigen die kommerziellen Dienstleister sehr hohe Investitionen, die sich durch den erfolgreichen Verkauf ihrer Produkte in Gestalt zahlungspflichtiger Mitgliedschaften gewinnbringend rechnen müssen.[101]

Genealogie war auch in vordigitaler Zeit nie kostenfrei. Für die Reservierung von Mikrofilmlesegeräten und die Anfertigung von Kopien genealogischer Quellen haben die Archive Gebühren erhoben. Die kommerziellen Dienstleister bieten ihren Kundinnen und Kunden verschiedene Mitgliedschaften an. Wer sich für eine Mitgliedschaft interessiert, hat zunächst die Möglichkeit, ein kostenloses Kennenlernangebot zu nutzen, um sich einen Überblick über den Leistungsumfang zu verschaffen und die Recherche-Tools auszuprobieren. Die Höhe der Beiträge bei einer Mitgliedschaft unterscheidet sich in der Regel nach ihrer Dauer und einem welt- oder landesweiten Zugriff auf die angebotenen Daten und Aufzeichnungen. Über die Angemessenheit des Preis-Leistungs-Verhältnisses und über die Qualität der Indizierung und Transkriptionen entscheiden letztlich die Kundinnen und Kunden.[102]

Die kommerziellen Anbieter vereinen auf ihren Plattformen die Online-Stammbaumerstellung und die Personensuche in digitalisierten und indexierten Quellen; sie organisieren die Kommunikation ihrer Mitglieder untereinander. Liegen die Motive einer Mitgliedschaft im Bereich der Personensuche in den Datenbanken und/oder der Stammbaumerstellung und der Kommunikation mit

101 Fink, Genealogie (wie Anm. 11), S. 64–96.
102 Ancestry.de. https://www.ancestry.de/cs/offers/subscribe (29.1.2021); Geneanet. Geneanet, kostenlos oder kostenpflichtig? Erklärungen. https://de.geneanet.org/nachrichten/post/2019/01/geneanet-kostenlos-oder-kostenpflichtig-erklaerungen (29.1.2021). My Heritage. https://www.myheritage.de/pricing (29.1.2021).

anderen Familienforscherinnen und -forschern, sind die Anzahl der indexierten Datensätze und/oder die Anzahl der Mitgliedschaften beim jeweiligen Dienstleister von entscheidender Bedeutung. Was den Umfang der Sammlungen an durchsuchbaren digitalisierten Dokumenten anbelangt, gibt es größere Unterschiede, die einem zeitlichen Vorsprung in der erfolgreichen Suche nach Kooperationspartnern für den deutschsprachigen Genealogiemarkt geschuldet sind. Dagegen scheinen bei längerer Beobachtung Fortschritte im Recherchekomfort bei einem kommerziellen Anbieter von den anderen wieder aufgeholt zu werden, was aber nicht heißt, dass jeder einzelne kommerzielle Anbieter nicht auch seine Besonderheiten und Vorzüge, wie zum Beispiel in der Stammbaumerstellung oder Mitgliederkommunikation, aufweist.

Mit *www.ancestry.de* ging 2006 die deutschsprachige Tochter von www.ancestry.com online. Laut eigener Aussage ist *Ancestry* die weltweit größte Plattform für Ahnenforschung.[103] 2017 änderte die heute größte europäische Genealogie-Datenbank *Geneanet* ihr ursprünglich auf Werbeeinnahmen gründendes Geschäftsmodell. Damals ist ein kostenpflichtiges Abonnement mit zusätzlichen Funktionen eingeführt worden.[104] *https://de.geneanet.org* ist in zehn Sprachen verfügbar, darunter auch in Deutsch. Der dritte kommerzielle Anbieter im deutschsprachigen Raum ist heute *www.myheritage.de*. Das Unternehmen *MyHeritage* war zunächst ein Familiennetzwerk, das sein Angebot um genealogische Dienstleistungen beträchtlich erweitert hat und in 42 Sprachen nutzbar ist. Im deutschsprachigen Raum ist folglich eine wünschenswerte Konkurrenzsituation im Werben um Marktanteile entstanden, die die kommerziellen Anbieter weiter anspornt, ihr Angebot zu verbessern und die eine Monopolbildung verhindert. Da alle drei kommerziellen Dienstleister ihr Leistungsspektrum stets erweitern und verbessern, sollten die Informationen über ihre Angebote in regelmäßigen zeitlichen Abständen aktualisiert werden.[105] Im Folgenden kann nur eine Zusammenfassung ihrer Gemeinsamkeiten gegeben werden:

---

103 Willkommen bei Ancestry.de. https://www.ancestry.de/cs/legal/AboutUs (29.1.2021).

104 Généalogie: désormais, tous nos ancêtres (ou presque) sont sur le net https://www.lepoint.fr/high-tech-internet/genealogie-desormais-tous-nos-ancetres-ou-presque-sont-sur-le-net-08-12-2016-2088941_47.php (29.1.2021). Siehe auch Kapitel 4.

105 Ancestry.de https://www.ancestry.de/ (29.1.2021); Geneanet https://de.geneanet.org/ (29.1.2021). MyHeritage. https://www.myheritage.de/ (29.1.2021). Die Magazine Computergenealogie und Familienforschung informieren auch regelmäßig über die Anbieter. Ell, Renate: Die Großen Vier im Meinungsspiegel. In: Computergenealogie 31/1 (2016). S. 6–9; Ell, Renate: Ancestry. Dokumente aus aller Welt. In: Familienforschung (wie Anm. 12). S. 86–88; Ell, Geneanet (wie Anm. 32), S. 89–91; Wessel u. Behrendt, MyHeritage (wie Anm. 31), S. 92–93.

Wer sich für ein Premium-Abonnement entscheidet, muss ein Benutzerkonto anlegen. In diesem Benutzerkonto legt die Abonnentin oder der Abonnent ein privates und ein öffentliches Profil an, bestehend aus persönlichen Daten und Forschungsinteressen, um mit anderen Mitgliedern zu kommunizieren und von diesen bei der Suche nach einer Austauschpartnerin oder einem -partner auch gefunden zu werden sowie Hinweise von der Community und Benachrichtigungen vom Dienstleister automatisch empfangen zu können. Auf der Nutzerseite kann eine jede oder ein jeder einen privaten, nicht zugänglichen Stammbaum und einen öffentlichen Stammbaum erstellen, das heißt, einen recherchierbaren Stammbaum mit Daten, die für den Austausch und die Kontaktaufnahme von der Forscherin oder dem Forscher freigegeben worden sind. Jedes Mitglied entscheidet also selbst über die Nutzung und Veröffentlichung seiner Forschungsergebnisse auf der Plattform eines kommerziellen Dienstleisters.

Ein Premium-Abonnement umfasst in aller Regel einen Kunden-Service (per E-Mail und/oder Telefon, Newsletter), Kontakt- und Austauschmöglichkeiten mit Mitgliedern der Community (Mitgliedersuche, Foren, Blog), zahlreiche Hilfeseiten (Leitfaden und Tipps zur Recherche, Beschreibung des Informationswertes der Sammlungen) und Tools zur Namenforschung und Geografie. Über die Anzahl und den Umfang der verschiedenen Sammlungen informieren Kataloge und Beständeübersichten. In ihren Beständen unter den personengeschichtlichen Sammlungen befinden sich auch Kirchenbücher und/oder Personenstandsregister. Leistungsstarke Suchmaschinen mit erweiterbaren Eingabeformularen für Personenstandsdaten stehen für die Personensuche bereit, die sich über sämtliche Sammlungen und öffentliche (!) Stammbäume mit verschiedenen Filtermöglichkeiten (Beschränkung auf Land/Ort, Zeitraum, Auswahl einer Kollektion) erstrecken kann. Es besteht auch die Möglichkeit, eine einzelne digitalisierte Sammlung aufzurufen und darin zu navigieren. Die Stammbaumerstellung kann sowohl durch Online-Eingabe der Daten, wodurch man sich ein Genealogieprogramm ersparen kann, oder durch Hochladen einer GEDCOM-Datei erfolgen. Für den Stammbaum gibt es verschiedene Präsentationsformen. Er kann zu einer Biografie und Familiengeschichte erweitert oder vervollständigt werden, zum Beispiel durch das Hochladen eigener Dokumente und Bilder. Jede Person im Stammbaum kann einzeln bearbeitet werden. Auch ist es möglich, andere Nutzerinnen und Nutzer bei Entdeckung gemeinsamer Vorfahren oder Familienangehöriger zur Bearbeitung des eigenen Stammbaumes einzuladen, wodurch ein Familiennetzwerk entstehen kann.

Im Datensatz einer Trefferanzeige wird die Quellenangabe genannt und meistens kann man auch den Scan des Originaldokuments aufrufen und herunterladen. Die Angaben im Datensatz sollten mit dem Digitalisat verglichen und etwaige Transkriptionsfehler können gemeldet werden, vorausgesetzt, die Nut-

zerin oder der Nutzer macht sich die Mühe und ist in der Lage, die Schrift auf dem Originaldokument zu lesen. Das Dokument kann dann mit einer Person im eigenen Stammbaum verknüpft werden. Bei der Übernahme von Daten aus freigegebenen Stammbäumen hat das Mitglied selbst darauf zu achten, ob Quellenangaben vorhanden und vertrauenswürdig sind. Der Dienstleister kann die Stammbaumerstellung inhaltlich nicht überprüfen.

Zu den herausragenden Leistungen der kommerziellen Genealogie zählt ein Datenabgleich, der automatisch erfolgt, sobald Stammbaumdaten eingeben sind und der sich auf die Sammlungen und/oder auf die freigegebenen Stammbäume erstrecken kann. Die Benutzerin oder der Benutzer entscheidet dann selbst, ob sie oder er die angebotenen Daten übernimmt, um bestehende Lücken in ihrem oder seinem Stammbaum zu schließen. Mit dieser Technologie übernimmt gewissermaßen der kommerzielle Dienstleister die Ahnenforschung für seine zahlenden Mitglieder, die so weit gehen kann, dass die bisher weniger erfolgreichen Recherchen vom Dienstleister gespeichert werden und das Mitglied über mögliche Treffer in zwischenzeitlich neu hinzugekommenen Sammlungen oder Stammbäumen automatisch informiert wird.

Über die Qualität eines Stammbaums oder einer Familiengeschichte entscheidet die Nachprüfbarkeit der Ergebnisse und die Kenntlichmachung von Auswertungsalternativen. Die Computergenealogie hat zwar den Zugang zu den Daten und Quellen revolutioniert, sie kann aber die Verantwortlichkeit für die Forschungsergebnisse nicht übernehmen, selbst wenn sie den technischen Rahmen für die Prüfung der Datensätze durch Abgleichen mit dem digitalisierten Dokument und die Möglichkeit ausführlicher Quellenangaben bereitstellt. Die fachkundige Prüfung der genealogischen Information vor der Aufnahme in den Stammbaum verbleibt weiterhin bei der Genealogin und dem Genealogen. Wenn aber die Computergenealogie immer bequemer werdende Zugänge zu den Daten eröffnet, besteht die Gefahr, dass eben diese Fähigkeit bei vielen Familienforscherinnen und -forschern mit der Zeit verlorengeht, auf den Erwerb paläografischer Kenntnisse zusehends verzichtet wird und die Sorgfalt bei den Quellenangaben nachlässt. Das erschwert dann die Nutzung für diejenigen, die diese Daten – sei es als Hobby, sei es in der Forschung – im Sinne einer historisch-kritischen Herangehensweise nutzen wollen.

So bleibt abschließend die Frage offen, ob die Computergenealogie die Ergebnisse der Forschung verbessert. Eine *Access-Revolution* muss nicht automatisch zu einer inhaltlichen Qualitätssteigerung der Familienforschung führen. Deshalb sollte auch die Erzielung der Forschungsergebnisse bei einem Austausch von Personenstandsdaten offengelegt und überprüft werden können. Auf diese Problematik wird im Folgenden noch näher eingegangen werden.

7 Ausblick

Wie dieser Überblick gezeigt hat, wird die Entwicklung der vertikalen Erschließung und horizontalen Verbreitung der genealogischen Information von der Kooperation von Akteuren mit durchaus unterschiedlichen Interessen bestimmt. Sie sind aufeinander angewiesen, ihre Dienstleistungen anbieten zu können. Leistungsstarke kommerzielle Dienstleister verfügen über das Know-how und auch die finanziellen Mittel, um quantitativ und qualitativ den Zugang zu genealogischen Daten zu erhöhen und zu verbessern. Innovative, am technischen Fortschritt aktiv mitwirkende gemeinnützige Vereine sind in der Lage, viele Genealoginnen und Genealogen für ihre ehrenamtlichen Mitmachprojekte zu mobilisieren. In den Magazinen der öffentlichen Archive lagern als ihr eigentliches Kapital für den genealogischen Online-Markt die Quellenbestände und -gattungen mit Personenstandsdaten, für die aus finanziellen und personellen Gründen von den Archivarinnen und Archivaren kein elektronischer Index erstellt werden kann.

Bei gleicher Interessenlage ist es weniger schwierig, einen geeigneten Kooperationspartner zu finden, sofern die notwendige Infrastruktur und die finanziellen und personellen Ressourcen bereitstehen.[106] Auch gibt es durchaus Handlungsspielräume für Akteure unterschiedlicher Ausrichtung, Kompromisse zur Durchführung gemeinsamer Projekte zu schließen, die für alle Vertragspartner von Vorteil sind und mit den Zielen der Parteien nicht wirklich und dauerhaft kollidieren oder diese gar in Frage stellen.

Eine Hauptkomponente zahlreicher Kooperationen stellt die Erstellung eines elektronischen Index dar, in den die digitalisierten Originalquellen eingebunden werden. Diese Aufgabe erfüllen entweder in relativ kurzer Zeit kommerzielle Dienstleister oder genealogische Vereine durch die Ausschreibung von Online-Mitmachprojekten, die sich über mehrere Jahre erstrecken können und bisher erfolgreich mit strukturierten Quellen durchgeführt werden.

Die Computergenealogie ermöglicht vom heimischen PC aus einen direkten Zugriff auf die gesuchte genealogische Information in einem elektronischen Index. Quellenbeschreibungen mit weiteren Hinweisen und Tipps werden von den Dienstleistern bereitgestellt. Auch können die Quellen unabhängig von einer Personensuche direkt aufgerufen werden, um nur in den gescannten Dokumenten zu suchen. Der Familienforscherin und dem -forscher bleibt es überlassen, entweder sich mit den Angaben im gefundenen Datensatz zu begnügen, die Rich-

106 Fink, Bertram: Zusammenarbeit zwischen kirchlichen Archiven und genealogischen Vereinen. In: Genealogie 2 (2007). S. 513–523.

tigkeit der Indexeinträge vor der Übernahme der Daten mit oder ohne Quellenangabe in den Stammbaum am Dokument zu überprüfen oder gar die gesamte Originalquelle nach weiteren, nicht indexierten Informationen zu den Vorfahren zu befragen.

Der Bildungsstand der Genealoginnen und Genealogen, ihre für das Hobby zur Verfügung stehende freie Zeit und ihre jeweiligen Motive und Ziele, Ahnenforschung zu betreiben, werden darüber entscheiden, wie diese Wahlmöglichkeiten wahrgenommen und mehrheitlich genutzt werden, überlässt man den genealogischen Markt dem freien Spiel der Kräfte. (Ver-)führt dieser Recherchekomfort im Zuge der *Access-Revolution* aber nicht zu einer indexorientierten Familienforschung, für die eine Kopie des Originaldokumentes nur noch bloßes Beiwerk zur Ausschmückung eines Stammbaums ist, und dazu, dass historische Quellen nur noch als Quellensammlungen und Datenpool für Personenstandsdaten unabhängig von ihrem historischen (Entstehungs-)Kontext wahrgenommen und genutzt werden? Und wie werden dann bei einer solchen Nutzung und Entwicklung die verschiedenen Anbieter mit ihren legitimen profitorientierten, religiösen und/oder gemeinnützigen Interessen in der Gewichtung und Gestaltung ihrer Angebote darauf reagieren? Marktbeobachtung und regelmäßige Befragung insbesondere der mehrheitlich nicht vereinsmäßig organisierten Genealoginnen und Genealogen können darüber Aufschluss geben, ob sich die Online-Genealogie zu einer indexorientierten Familienforschung entwickelt. Das genealogische Wissen verbliebe dann demzufolge bei der Kenntnis und beim Austausch der im günstigsten Fall überprüften Personenstandsdaten der Vorfahren ohne eine alltagsgeschichtliche Kontextualisierung ihrer Lebenswirklichkeit.

Die Alternative zu einer indexorientierten Computergenealogie ist eine quellenorientierte Computergenealogie, die die Benutzerinnen und Benutzer nicht gleich auf die Suchmasken genealogischer Datenbanken zur Erzielung schneller Erfolge lenkt, sondern die die genealogischen Quellen in den Mittelpunkt rückt. Genealoginnen und Genealogen sollen zum selbstständigen Studium historischer Quellen und zum forschenden Lernen ermutigt und angeleitet werden, um auch nicht strukturierte Dokumente auswerten und die genealogischen Informationen innerhalb ihres historischen Überlieferungszusammenhangs erheben und interpretieren zu können. Bei einer quellenorientierten Computergenealogie ersetzt der Index keine paläografischen Kenntnisse, sondern er kann das Auffinden und den Zugang auch zur nicht formalisierten Quelle zum Beispiel durch eine Indexierung der Ortsnamen und der Seitenzahlen erleichtern. Eine fehlerfreie Personenindexierung ist aufgrund ihres hohen Schwierigkeitsgrades wegen der uneinheitlichen Anordnung der Namen und Lebensdaten, wegen zahlreicher Namensvarianten und wegen der verschiedenen Handschriften und Schreibweisen, wie sie zum Beispiel in frühneuzeitlichen Kirchenbüchern vorzufinden sind, eigentlich nur von einem er-

fahrenen Expertenteam in einer noch überschaubaren Zeit leistbar. Dass es solche Expertinnen und Experten gibt, belegen die Ortsfamilienbücher mit Quellen- und Seitenangaben, die auch das rasche Auffinden der Originaleinträge in den Kirchenbüchern ermöglichen. Der Genealogin und dem Genealogen verbleiben aber die Aufgabe, sich mit einer schwer lesbaren Handschrift erst vertraut machen zu müssen, um die gesuchten Daten zu entziffern und erheben zu können oder aber Hilfestellung bei anderen Genealoginnen und Genealogen hierbei zu finden.

Ein Stammbaum oder eine Ahnentafel lässt sich auf diese Weise zu einer quellenfundierten Familiengeschichte erweitern, die nicht aus einer chronologischen Aneinanderreihung und Verknüpfung von Personenstandsdaten besteht, sondern das Leben der Vorfahren auf dem Hintergrund ihrer Alltagswirklichkeit verständlich macht und den heutigen Nachkommen näherbringt, vorausgesetzt, es werden noch weitere Interpretationshilfen bereitgestellt.

Auf den Webseiten von verschiedenen genealogischen Vereinen werden ausführliche Beschreibungen zum fachgerechten Umgang mit genealogischen Quellen sowie zahlreiche Hilfsmittel für ihre Auswertung angeboten. In den Vereinsbibliotheken mit ihren über das Internet zugänglichen Katalogen befinden sich außer der Fachliteratur und zahlreichen Veröffentlichungen von Forschungsergebnissen auch umfangreiche regional- und ortsgeschichtliche Literaturbestände. Links verweisen auf historische Portale und Einrichtungen.[107] Demzufolge ist die vereinsmäßig organisierte Genealogie nicht nur an der Erhebung von Personenstandsdaten in den Quellen, sondern auch an der Einbeziehung von historischem Wissen interessiert, auf dessen Hintergrund die Daten interpretiert, in Worte und Sätze umgewandelt, sinnhaft verbunden und so zum Leben erweckt werden können. Die Ausgabe 4 (2020) des Magazins *Computergenealogie* ist dem Schwerpunktthema „Familiengeschichte(n) erzählen" gewidmet. „Die Familiengeschichte in Worte fassen", so lautet die wegweisende Überschrift eines Artikels. Genealogische Forschung zielt demzufolge auf den Erwerb von Narrativität als Kompetenz, um eine Familiengeschichte auf der Grundlage historischer Quellenauswertung zu rekonstruieren, zu schreiben und als Ergebnis zu präsentieren.[108]

Während für die Genealoginnen und Genealogen die Geschichtswissenschaft wertvolle Kontextinformationen für die Interpretation und Einordnung ihrer Forschungsergebnisse liefert, profitieren andererseits Historikerinnen und Historiker von den Massendigitalisierungen der Archive und ihrer Kooperations-

---

107 Portal: Vereine. https://genwiki.genealogy.net/Portal:Vereine (27. 2. 2021).
108 Compgen. https://www.compgen.de/2020/12/computergenealogie-4-2020-mit-dem-schwerpunktthema-familiengeschichten-erzaehlen/ (18. 2. 2021).

partner, die die Familienforscherinnen und -forscher aufgrund ihrer zahlenmäßigen Stärke angestoßen haben. Denn Projekte wie die Digitalisierung der Kirchenbücher wären ohne die große Nachfrage seitens der Genealoginnen und Genealogen nicht denkbar gewesen, da sie einen erheblichen finanziellen Aufwand nicht nur für die Durchführung der Digitalisierung, sondern auch für die dauerhafte Aufrechterhaltung des digitalen Lesesaals darstellen. Das gemeinsame Interesse an den Quellen verbindet die Hobby-Genealogie mit der Geschichtswissenschaft. Denn Kirchenbücher wie auch andere Quellen mit Personenstandsdaten sind nicht nur Fundstellen lebensgeschichtlicher Ereignisse von Vorfahren, sondern sie dienen der Wissenschaft als wertvolle Quelle zur Verfolgung der verschiedensten historischen Fragestellungen.[109]

Bindeglied zwischen der Vereinsgenealogie und der Geschichtswissenschaft sind die Archive, die die Quellen für die Wissenschaft als auch für die Familienforscherinnen und -forscher bereitstellen. Da Digitalisierungsprojekte immer mit der Ressourcenfrage verbunden sind, sollte die Auswahl der Quellen bei einer vorhandenen starken Nachfrage künftig mit der Wissenschaft und der Vereinsgenealogie abgestimmt werden und in Kooperation mit *Archion* und *Matricula* erfolgen. „Das gemeinsame Portal ARCHION, das auf innovative und wirtschaftliche Weise Zugang zu Kirchenbüchern vermittelt, soll im Umfang und hinsichtlich der präsentierten Quellenarten ausgebaut werden.“, so das Strategiepapier 2016 der Arbeitsgemeinschaft der Archive und Bibliotheken in der evangelischen Kirche.[110] Das ICARUS-Netzwerk erweitert und vergrößert seine internationalen Kooperationen und Projekte kontinuierlich.[111]

Mit der Bereitstellung der Kirchenbücher auf *Archion* und *Matricula* haben die kirchlichen Archive und ihre Archivträger bewiesen, dass sie die Genealoginnen und Genealogen als Benutzergruppe ernst nehmen und Genealogie als persönlichen Zugang zur Geschichte anerkennen. Wünschenswert wäre es allerdings außerdem, dass die landeskirchlichen Archive und die Bistumsarchive auf dem genealogischen Markt nicht nur als „Digitalisator“ auftreten, sondern noch ak-

109 Hecht, Michael: Genealogie zwischen Grundwissenschaft, populärer Praxis und Forschungsgegenstand: interdisziplinäre Perspektiven. In: Die Historischen Grundwissenschaften heute. Tradition – Methodische Vielfalt – Neuorientierung. Hrsg. von Étienne Doublier [u. a.]. Wien [u. a.] 2021. S. 73 – 93. Hecht, Michael: Landesgeschichte und populäre Genealogie. Entwicklungen, Schnittstellen und Kooperationsmöglichkeiten. In: Landesgeschichte und public history. Hrsg. von Arnd Reitemeier. Ostfildern 2020. S. 113 – 135, hier S. 129 – 135.

110 Strategiepapier 2016. https://vkaekd.files.wordpress.com/2001/05/aabevk_strategie_2016.pdf (19. 2. 2021).

111 Online Portale. https://www.icar-us.eu/cooperation/online-portals/ (19. 2. 2021).

tiver als Mitgestalter und Förderer einer quellenorientierten Computergenealogie in Erscheinung treten.

Das Landeskirchliche Archiv Stuttgart führt regelmäßig zusammen mit *Archion* in seinen Räumen Einführungskurse in die Genealogie durch. Im Mittelpunkt dieser Veranstaltungen steht die Nutzung und Auswertung von Kirchenbüchern. Bei einer Kooperation mit der Wissenschaft (insbesondere mit der Landesgeschichte und der Landeskirchengeschichte) und genealogischen Vereinen ließen sich diese Veranstaltungen zu Online-Kursen für Studentinnen und Studenten, Familienforscherinnen und -forscher und auch Heimatforscherinnen und -forscher erweitern, die ein Projekt eröffnen und begleiten, so dass auch Forschungsergebnisse der Geschichtswissenschaft den Familienforscherinnen und -forschern mitgeteilt werden könnten. Die Erschließungssoftware mit ihren Qualitätskontrollen macht andererseits auch die Indexierungs- und Mitmachprojekte der genealogischen Vereine für die Wissenschaft interessant. Hierin läge für das Landeskirchliche Archiv (im Verbund mit anderen Archiven) die Chance, auf der Grundlage dieser Veranstaltungen ein archivdidaktisches Konzept für die Erwachsenenbildung im Allgemeinen, für Seminarveranstaltungen an der Universität und im Besonderen für eine quellenorientierte Computergenealogie zu entwickeln und die Erwachsenenbildung als Teildisziplin einer bisher auf die Schulen konzentrierten Archivpädagogik zu etablieren.[112]

In den Genealogiekursen des Landeskirchlichen Archivs werden auch weitere Quellen mit Personenstandsdaten und ortsgeschichtlichen Informationen vorgestellt, die in den Pfarrarchiven aufbewahrt werden: Kommunikantenregister (Verzeichnis der Abendmahlsteilnehmerinnen und -teilnehmer, darunter auch die Migrantinnen und Migranten), Seelenregister (Vorgänger der Familienregister), Kirchenstuhlregister (Sitzordnung in der Kirche), Almosenregister, Schulquellen der Sommer- und Winterschule, Feldpostbriefe der Frontsoldaten an den Heimatpfarrer, im Vorfeld der Visitationen von den Ortsgeistlichen verfasste ausführliche Pfarrberichte über das Gemeindeleben, um nur die wichtigsten aufzuzählen.[113] Zur Nutzung der darin überlieferten Personenstandsdaten für die Rekonstruktion einer Familiengeschichte, müssen diese, zum Teil sehr an-

112 Landesarchiv Baden-Württemberg. Lernort Archiv. https://www.landesarchiv-bw.de/de/themen/archivpaedagogik--angebote-fuer-schulen/45978 (18.2.2021). Küenzlen, Johanne Maria: Archivpädagogik und Landesgeschichte. Das Archiv als außerschulischer Lernort in Baden-Württemberg. Archivpädagogische Angebote in der Wahrnehmung von Schulen. https://www.landesarchiv-bw.de/media/full/55274 (19.2.2021).

113 Württembergische Kirchengeschichte online. https://www.wkgo.de/quellen-literatur/archivische-findmittel/g-bestaende-pfarrarchive (27.2.2021)

spruchsvollen Archivalien, quellenkritisch im Rahmen ihres historischen Kontextes erschlossen und ausgewertet werden.

Eine für die Familienforschung und für die Geschichtswissenschaft gleichermaßen wichtige Quelle sind die Kirchenkonventsprotokolle, die Niederschriften der lokalen Kirchenzuchtsgremien, die insbesondere für die Erforschung der frühneuzeitlichen Sozialdisziplinierung der Untertanen von großer Bedeutung sind. In den Aufzeichnungen werden zahlreiche Familien- und Nachbarschaftskonflikte sowie Verstöße gegen die sittliche Ordnung überliefert. Viele Verhöre und Prozesse befassen sich mit der Feststellung des Vaters eines unehelichen Kindes, für den sich in den Kirchenbüchern oft nur der Eintrag *anonymus* findet.[114] Uneheliche Geburten hinterlassen oftmals Lücken in den Stammbäumen, die durch die Suche in den Kirchenzuchtsquellen geschlossen werden könnten. Die Kirchenkonventsprotokolle eignen sich daher besonders für ein gemeinsames Pilotprojekt von Archiv/*Archion*, Landesgeschichte und genealogischen Vereinen mit dem Ziel, Digitalisate, auf die über einen Namens- und Sachindex zugegriffen werden kann, für landes- und regionalgeschichtliche Studien, für die Heimatforschung und für eine quellenorientierte Computergenealogie im Internet auf *Archion/Württembergische Kirchengeschichte Online* bereitzustellen.

Ob sich die Computergenealogie schwerpunktmäßig zu einer index- oder zu einer quellenorientierten Familienforschung entwickelt, wird vor allem die große Mehrheit der nicht vereinsmäßig organisierten Familienforscherinnen und -forscher unter den Genealoginnen und Genealogen bestimmen. Gegenüber dem vermeintlich zeitsparenden Recherchekomfort der elektronischen Datenbanken und automatischen Zulieferdiensten muss eine quellenorientierte Familienforschung mit der Vermittlung von narrativen Kompetenzen und ihren inhaltlichen, veröffentlichten Ergebnissen überzeugen. Denn: Genealogie ist und bleibt ein anspruchsvolles Hobby.

114 Fink, Bertram: Kirchenkonventsprotokolle. https://www.leo-bw.de/themenmodul/sudwestdeutsche-archivalienkunde/archivaliengattungen/amtsbucher/protokolle/kirchenkonventsprotokolle (30.1.2021).